W. J. Mann.

Erinnerungsblätter.

P. 3

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/dwilhelmjuliusma0000dado

D. Wilhelm Julius Mann.

D. Wilhelm Julius Mann,

ein deutsch-amerikanischer Theologe.

Erinnerungsblätter,

gesammelt und bearbeitet von

D. Adolf Späth,

Pastor der ev.-luth. St. Johannis-Gemeinde und Professor am theologischen Seminar in Philadelphia.

Mit einem Porträt D. Manns.

Reading, Pa.,

Pilger-Buchhandlung (A. Bendel).

1895.

Vorwort.

Es lag nicht in meiner Absicht, eine völlige und eingehende Biographie von Dr. Mann in diesem Bande zu bieten. Das treffliche "Memoir of the Life and Work of William Julius Mann. Philadelphia, the Jos. B. Rodgers Printing Company, 1893," von Emma T. Mann, ursprünglich nur als Manuskript gedruckt, nun aber im Buchhandel auch einem weiteren Kreise zugänglich geworden, bietet das eigentliche biographische Material, von der Hand der liebenden, verständnisvollen Tochter zusammengestellt, die dem teuren Vater in seinem geistigen Wirken und Schaffen ganz besonders nahe gestanden.

Die hier dargereichten „Erinnerungsblätter" suchen mehr in die geistige Werkstätte des hochbegabten Mannes selbst einzuführen und seine reiche Gedankenwelt im einzelnen aufzuschließen. Der einzig richtige, völlig unparteiische Weg dazu schien der zu sein, ihn selbst in seinen eigenen Worten reden zu lassen. Und das ist von vornherein der Plan dieses bescheidenen Buches. Es ist eine Mosaik von Dr. Manns eigenen Gedanken und Aussprüchen über Großes und Kleines, über alte und neue Welt, über Kirche und Reich Gottes, wie über den Zeitgeist und das Diesseits in seinem steten, bunten Wechsel. Auch wo ich persönlich entschieden abweichender Meinung bin, habe ich mich doch bemüht, den heimgegangenen Freund seine Gedanken unverkürzt aussprechen zu lassen, und habe mich einer Kritik grundsätzlich enthalten. Es wäre nichts leichter, als von Dr. Manns Anschauungen ein sehr einseitiges und darum total irreführendes Bild zusammenzustellen, und zwar immer in seinen eigenen Worten. Er war ganz besonders dazu angethan, die „zwei Seiten", die bekanntlich jede Sache hat, jede zu ihrer Zeit ins Auge zu fassen und mit kräftigem, schneidigem Griffel zu zeichnen, deshalb muß man ihn mit seinen Gedanken und Aussprüchen immer wieder durch sich selbst ins Gleichgewicht bringen, wenn er auch dabei manchmal, wie er selbst von sich sagt, als eine Art „Janus"-Gestalt erscheint.

Besonders lag mir daran, Dr. Manns Stellung als Vermittler zwischen der alten und der neuen Welt auch auf kirchlichem Gebiete zur Darstellung zu bringen. Er war in eminentem Sinne ein deutsch-amerikanischer Theologe. Und sein helles Auge und nüchternes Urteil über Licht- und Schattenseiten diesseit und jenseit des Ozeans mag manchem Amtsbruder wichtige Dienste thun zur richtigen Erfassung und gesegneten Führung des Amtes in dieser neuen Welt, die Gott ihm als Wirkungskreis zugewiesen.

Bei einem mit der Feder so rastlos thätigen und fleißigen Manne war in der That kein Mangel an Material, aus dem diese Erinnerungsblätter zusammengestellt werden konnten. Im Gegenteil, die Masse des vorhandenen

Stoffes war eine geradezu überwältigende, und es war nicht immer leicht, aus dem vielen das am meisten Charakteristische und Treffende auszuwählen und so manches zu übergehen, was mit demselben Rechte einen Platz in diesem Buche verdient hätte. Außer dem gedruckten Material in zwölf Bänden des „Deutschen Kirchenfreundes", 32 Jahrgängen der „Lutherischen Zeitschrift" (später „Herold und Zeitschrift") und zahlreichen Artikeln und Büchern, standen mir durch die Freundlichkeit der Familie viele Privatpapiere, Tagebücher und Briefe zur Verfügung. Von ganz besonderem Werte war mir die über mehr als ein halbes Jahrhundert sich erstreckende Korrespondenz mit Dr. Phil. Schaff, die in seltener Vollständigkeit aufbewahrt und als Vermächtnis des Adressaten in den Besitz der Familie übergegangen ist. In diesen Briefen hat sich Dr. Mann am freiesten und zwangslosesten gegeben. Sie sind für die Kenntnis seines innersten Denkens und Fühlens die reichste Fundgrube, und nun, da die beiden Freunde aus der Welt geschieden sind, glaubte ich keine Indiskretion zu begehen, wenn ich aus den reichen Gedankenschätzen jener Korrespondenz dem weiteren Kreise von Freunden, Schülern und Verehrern Dr. Manns einiges zugänglich mache.

Möge es mir gelungen sein, durch diese Blätter das Gedächtnis des teuren Mannes, dem ich persönlich so vieles verdanke, frisch und lebendig zu erhalten. A. S.

Philadelphia, 20. Juni 1895.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Titelbild: Porträt D. Manns II
Titel III
Vorwort V
Inhalt VII

I. Kapitel: **Jugendgeschichte** 1

Heimat. — Familie. — Kindheit und Schuljahre. — Universitätszeit. — Erste Wanderungen.

II. Kapitel: **Die erste Arbeit im Lehr- und Pfarramt** 22

Die Schule in Bönnigheim. — Auszüge aus den Tagebüchern. — Eintritt ins Vikariat. — Schriftstellerische Thätigkeit. — Neuhausen.

III. Kapitel: **Ankunft in Amerika und Wirken in der reformierten Kirche** 29

Der Ruf in die neue Welt. — Die Reise. — Lehrthätigkeit in Mercersburg. — Pastorat an der reformierten Gemeinde in Philadelphia. — Amerikanisierungsprozeß. — Hoffnung für die lutherische Kirche. — Die Revolution von 1848 und 1849.

IV. Kapitel: **Der deutsche Kirchenfreund** 46

Schwierigkeiten bei der Gründung des Blattes. — Das Programm des Kirchenfreundes. — Korrespondenz der Freunde. — Beiträge von W. J. Mann. — „Die Kirche der Gegenwart." — Begriff der Kirche. — Die Differenzen im Protestantismus. — Die Union der Zukunft. — Die nationale Individualisierung im Protestantismus. — Mangelhafter Kirchenbegriff. — Differenzen zwischen den Freunden, — Romanisierende Tendenzen der Mercersburger. — Kardinal Wiseman. — Redaktionswechsel.

V. Kapitel: **Freundschaft mit Dr. Philipp Schaff** 67

Verschiedenheit der Charaktere und Weltanschauung. — American Academy of Science, der Platz für Dr. Schaff. — Dr. Schaffs Kirchengeschichte. — Creeds of Christendom. — Dedikation des dritten Bandes von Dr. Schaffs Kirchengeschichte. —

Seite.

Dr. Schaff, the presiding genius of international Theology. — Unterſchied des kirchlichen Standpunktes. — Die ev. Allianz. — Luthertum und Unionismus. — Rückblick auf den Lebenslauf der Freunde. — Gedichte: Des Freundes Silberhaar. Sechzig Jahre.

VI. Kapitel: **Die alte und die neue Welt**..... 82

Amerikogermaniſche Theologie. — Univerſitätsbildung in Deutſchland und Amerika. — Amerikaniſcher und deutſcher Ideengang. — Wirrwarr in Deutſchland. — Amerika und die Deutſchen. — Know-Nothings und Nativismus. — Rom in Amerika. — Ueber Verſchmelzung nationaler Eigentümlichkeiten. — Deutſche Kirchen-Miſère. — Das Staatskirchentum der alten Welt. — Mangel an Kirchenſinn in deutſchen Gemeinden. — Rußland und Amerika. — Heine, Humboldt, Uhland. — Kirche und Staat in Amerika. — Einfluß der Frei-Kirche in Amerika. — Amerika und ſeine Zukunft. — Beim Ausbruch des Seceſſionskrieges. — Amerikaniſche Zuſtände. — Hoffnung für die Union. — Abraham Lincoln. — Kriegs-Medaillon. — Der Kampf zwiſchen Preußen und Oeſterreich. — Neger-Stimmrecht. — Sieg der Union. — Richmonds Fall. — Hoffnung für die römiſche Kirche in Amerika. — In der alten Heimat. — Nüchterne Amerikaner. — Weltverarmung. — Die ſoziale Frage. — Bismarck. — Kulturkampf etc. — Altkatholiken. — Poſitive Philoſophen. — Der Umſturz-Charakter der Gegenwart. — Rückblick.

VII. Kapitel: **Der Paſtor der ev.-luth. Zions-Gemeinde in Philadelphia**..... 123

Die Zions-Gemeinde. — Dr. C. Rud. Demme. — Pfarrer versus Profeſſor. — Auf dem neuen Arbeitsfelde. — Auf der Kanzel. — In der Studierſtube. — Im ſeelſorgerlichen Umgang. — Am Krankenbett. — Aus dem Gemeindeleben. — Stürme und Trübungen. — Gemeindeteilung. — Reſignation und Abſchied von der Zions-Gemeinde.

VIII. Kapitel: **Im Miniſterium von Pennſylvania**..... 162

Das Synodalweſen. — Stellung und Arbeit in der Synode. — Stellung zur Generalſynode. — Plea for the Augsburg Confession. — Lutheranism in America. — Aufnahme der Melanchthon-Synode.

IX. Kapitel: **Im General-Konzil**..... 182

Stellung zur Gründung des General-Konzils. — „Um was es ſich handelt.“ — Die Reading Konvention. — Die erſte Kon-

Seite.

vention zu Fort Wayne. — Die Kirchengemeinschaftsfrage. — Stellung zur liturgischen und hymnologischen Arbeit des General-Konzils. — Frühere Grundsätze über protestantischen Kultus. — Konservativere Anschauungen. — Das Kirchenbuch des General-Konzils. — Memorandum von 1873. — Brief an Dr. A. S. vom Juli 1881.

X. Kapitel: **Die Professur am theologischen Seminar in Philadelphia von 1864—1892** 214

Die ersten Schritte zur Gründung einer theologischen Lehranstalt für die lutherische Kirche in Amerika. — Das Seminar der Generalsynode zu Gettysburg. — Gründung des Philadelphia-Seminars durch das Ministerium von Pennsylvania.—Amerikanische Professoren und Studenten.—Die erste Vorlesung im theologischen Seminar.—Was heißt predigen, und was soll man predigen? — Die Hausvaterstelle im Seminar. — Die evangelische Allianz im Seminar. — Hoffnungen und Sorgen für die Anstalt. — Die Sprachschwierigkeit im Seminar. — Resignation.

XI. Kapitel: **Sonstige Arbeit mit der Feder und am grünen Tische.** 229

Der Jugendfreund. — Die Lutherische Zeitschrift von S. K. Brobst. — Traktat über die persönliche Freiheit. — Der Sonntag und die bürgerlichen Gesetze. — Die evangelischen Zeugnisse. — Nekrolog von Albert Knapp. — Kommentar zum Neuen Testament.—Kohlers Familienbibel.—Theologische Monatshefte.—Lutheran Church Review. — Die Lehre der Zwölfe. — Ritschl und seine Theologie. - Amerikanische Kirchengeschichte. — Hallesche Nachrichten. — Mühlenbergs Biographie. — Liebesarbeit in der Deutschen Gesellschaft, im Gefängnis, Hospital und Diakonissenhause.

XII. Kapitel: **Reisen und Heimgang** 253

Europäische Reisen von 1867—1890. — Reisebriefe aus dem Jahre 1867. — Der Heimgang. — Leichenfeier. — Schlußwort.

Gelegenheitsgedichte 283
Liste von D. Manns Schriften, soweit sie im Drucke erschienen sind.. 294

Erstes Kapitel.

Jugendgeschichte.

Heimat. — Familie. — Kindheit und Schuljahre. — Universitätszeit. — Erste Wanderungen.

Die schwäbische Heimat.

Wilhelm Julius Mann ist am 29. Mai 1819 in der württembergischen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart geboren. In der schwäbischen Heimat wurzelte er mit allen Fasern seines Wesens. Aus der schwäbischen Eigenart und Begabung muß er verstanden und beurteilt werden, wenn man seinem Charakter und Lebensgang, und besonders auch seiner theologischen Entwicklung und kirchlichen Stellung in späteren Jahren volle Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

„Trotz allem Spott, den sich der Stammescharakter der Schwaben hat je und je gefallen lassen müssen, weiß doch jeder Kenner deutschen Wesens und deutscher Geschichte, daß der Stamm der Schwaben zu den begabtesten, lebendigsten und geistig regsamsten der deutschen Volksstämme gehört. Freilich, es ist dem Schwaben nicht gegeben, die Schätze seines Geistes und Gemüts so leicht zu erschließen, daß auch ein oberflächlicher Beobachter sie sogleich wahrnimmt. Er ist in sich gekehrt, träumerisch, zum Nachdenken und Grübeln über religiöse und philosophische Fragen geneigt; die geheimnisvolle Welt des Uebernatürlichen und der Ahnungen zieht ihn mächtig an. Er hat dabei ein starkes Bewußtsein seiner eigenen Persönlichkeit. Er will seine eigenen Wege gehen, sich keinem Zwang, keiner Beaufsichtigung unterwerfen. Auf äußere Formen legt er wenig Wert. Die Sache selbst ist ihm der Hauptpunkt. Er will mehr sein als scheinen. Daher erscheint er einem Fremden verschlossen, schweigsam und sogar schwerfällig. Der gesellschaftliche Verkehr ist ihm nicht in demselben Grade Bedürfnis, wie z. B. dem Norddeutschen. Dabei aber zeichnet sich der schwäbische Stamm nicht bloß durch Fruchtbarkeit an geistigen Größen aus, sondern auch durch Fleiß und Betriebsamkeit im praktischen Berufs- und Erwerbs-Leben. Daß der Schwabe auch „tapfer ist, wo man ficht," das haben die Kriegsthaten der Schwa-

ben in alter und neuer Zeit bewiesen, wie sie denn bekanntlich die Auszeichnung genossen, die Reichssturmfahne vortragen zu dürfen.“*)

Hören wir auch unsern Dr. Mann selbst, wie er sein Mutterland besonders nach der geistigen, religiösen und kirchlichen Seite schildert.

„Gewiß ist das liebe Schwabenland einer der erträglichsten Winkel im großen Hospitale dieser Welt. Für sein Ferneliegen von der Verkehrsstraße dieses kosmopolitischen Zeitgeschlechts hat es einen Ersatz an den vielen geistlichen Quellen, die dort oft originell genug fließen. Das Ländchen ist klein, umsomehr wird im Gebiet des Unsichtbaren gearbeitet, das keine Grenzen kennt für Spekulanten in der Begriffswelt und für den Flug der frommen Seele, die nach dem Reiche Gottes trachtet.**)

Man darf nur an die Namen Brenz, Keppler, Valentin Andreä, Bengel, Wieland, Schiller, Schelling, Hegel, Paulus, Strauß, Uhland u. a. erinnern, um zu beweisen, wie viel die Welt und die Kirche, der Unglaube und der Glaube, die Wissenschaft und die Kunst dem kleinen Ländchen zu verdanken hat. Württemberger finden sich besonders in unserer Zeit überall in der weiten Welt und zwar auch als Diener der Kirche und der Schule, als Vertreter höherer wissenschaftlicher Bildung in allen ihren Gebieten, beinahe in allen Ländern. Man begegnet ihnen auf Lehrstühlen auf deutschen und außerdeutschen Universitäten und Akademien, als Sprachlehrer und Erzieher in England und Rußland, man trifft sie als Missionare am Ganges, an der Goldküste, in China, im Norden und Süden; als Aerzte und Naturforscher in Algier und in New York; als Pastoren in der Diaspora der ganzen Welt. — — — —

Im württembergischen Pietismus sind die Grundzüge der schwäbischen Volkstümlichkeit mit entschieden religiöser Durchdringung hervorgetreten. Dahin gehört jene Gemütlichkeit, eine stille, sanfte Beweglichkeit, sich dem ganz hinzugeben und festzuhalten, was die Seele als gut und liebenswürdig erkennt. Auch die Sinnigkeit zeichnet den württembergischen Pietismus aus, die originelle Auffassung von Beziehungen zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Buchstabe und Geist, eine oft überraschende Eigentümlichkeit, Kürze, Schärfe in sentenzenartig hingeworfenen Worten; man muß mit württembergischen „Stundenhaltern“, besonders mit den Patriarchen unter ihnen, umgehen, man muß ihren oft sehr treffenden — wenn auch nicht immer den Text treffenden — Schrifterklärungen zuhorchen, natürlich nicht ohne gründliche Kenntnis des Dialektes, um daran sein Ergötzen zu haben; nur vergesse man nicht, schlichten, einfältigen Sinn auch mit-

*) Vgl. Illustrierte Geschichte von Württemberg, Stuttgart 1886.

**) Dr. W. J. Mann in einem Brief an einen Freund vom 1. Oktober 1865.

zubringen. Auch die Rührigkeit und Thätigkeitslust teilt der Pietismus mit dem schwäbischen Volkscharakter. Es ist erstaunlich, wie viel die württembergischen Pietisten zur Anregung und Förderung des Missionswesens, der Bibelverbreitung, des Armenwesens, der Erziehung verwahrloster Kinder und aller ähnlicher Zwecke bei sehr beschränkten Mitteln gethan haben. Württembergische Pastoren haben keine Ursache, sich über die Pietisten in ihren Gemeinden zu beklagen; denn diese besuchen am fleißigsten die Kirche, haben nicht bloß einen äußerlichen Respekt vor dem Amt des Geistlichen, sondern Liebe und wahres Vertrauen zu dem Prediger, dessen Dienst ihnen zum Segen wird. Und sie sind es, auf deren thätige Mitwirkung für alle Zwecke des Reiches Gottes und christlicher Liebesthätigkeit er zuerst rechnen darf. Auch die bürgerliche Regierung des Landes hat an den Pietisten die ruhigsten Bürger. Am meisten haben sich diese in neuerer Zeit an dem auf Gymnasien herrschenden, allgemein beklagten Mangel an Förderung der religiösen Erkenntnis und des christlichen Lebens gestoßen, und sie haben Abhilfe dieses Uebels durch Privatanstalten gesucht. Die Regierung hat aber selbst Schritte zum Bessern in dieser Hinsicht in den letzten Jahren gethan. — — — — —

Wirft nun jemand die Frage auf: Ist Württemberg bei der Union? so kann man sagen: Nein. Denn es ist nicht — da ohnehin im Lande sehr wenig zu unieren war — uniert durch einen besondern kirchenhistorischen Akt, auch nicht sofern es seine alten lutherisch gefaßten kirchlichen Lehrbücher aufgegeben hätte; aber es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß in Württemberg der Konsensus zwischen Lutherischen und Reformierten besonders hervorgehoben, der Dissensus der gewissenhaften Entscheidung der Einzelnen überlassen wird. Dr. Steudel hob, als eine förmliche Unionserklärung von vielen gefordert wurde, mit weiser Vorsicht hervor, daß in Württemberg eine solche Vereinigung unnötig sei, da eine Gemeinschaft der Liebe und eine Verbindung zur gemeinsamen Verbreitung des Reiches Gottes unter den Genossen beider Konfessionen bereits stattfinde; zugleich drang er auf das Recht der Gewissensfreiheit besonders in Beziehung auf die Lehre vom heiligen Abendmahl und von der Prädestination. Prälat von Kapff, ein brennendes und scheinendes Licht in der evangelischen Kirche der Gegenwart, den wir als einen gültigen Exponenten der württembergischen Frömmigkeit hier wohl nennen dürfen, hat, in völliger Uebereinstimmung mit dem von ihm auch auf dem Kirchentage Geäußerten, in neuester Zeit, nachdem er die neutestamentlichen Mahnungen zur Einheit in der Kirche hervorgehoben, gesagt: „Nach diesem Gesichtspunkte müssen wir bekennen, daß auch auf dem Boden der evangelischen Kirche Deutschland's noch gar viele Schatten sich ausbreiten. Augsburgische Konfession, helvetische Konfession, Union — sind Streitpunkte, über die nicht

nur viele und große Bücher geschrieben werden, sondern die auch im kirchlichen Leben viel Unfrieden bewirken. Das neu erwachte Leben; das der Geist Gottes in unseren Kirchen anfachte, sollte ein Leben der Wiedergeburt aus Gott sein, in dem alle streben sollten, im Glauben an den einzigen Seligmacher, Jesum Christum, und in der Liebe zu Ihm und allen Heiligen immer mehr zu wachsen und so reich zu werden an guten Werken und ein Licht auf andere leuchten zu lassen, das ihre Dunkelheit erhellen und ihnen auf den rechten Weg helfen könnte. Aber es wiederholte sich, was wir in allen Jahrhunderten der Kirche sehen, daß die Mehrzahl ihrer Mitglieder statt eines innerlichen Lebens der Gemeinschaft mit dem Herrn lieber ins Aeußere fiel, weil es leichter ist, äußerlich fromm zu sein, orthodox zu sein, den Kultus der Kirche zu pflegen, als im Geist und in der Wahrheit Gott zu dienen mit heiligem Wandel, leichter, Christum mit dem Munde zu bekennen, als Ihm nachzufolgen in Seinen Fußstapfen. So haben nun auch in unserer Zeit viele, die von den verkehrten Wegen des Rationalismus umkehrten, das Heil für sich und die Zeit nicht sowohl im lebendigen Glauben an den Heiland und in gründlicher Bekehrung des Herzens gesucht, als vielmehr im Festhalten der Lehre, wie sie von den Reformatoren und ihren dogmatischen Nachfolgern hergestellt wurde. Gewiß ist die Lehre von größter Wichtigkeit und Pflicht jeder Kirche und jedes ihrer Mitglieder, sie möglichst genau nach dem Worte Gottes zu denken und darzustellen. Aber es ist in der Lehre ein Unterschied zwischen Grund- und Hauptwahrheiten, die zum Seligwerden notwendig und für jedermann erkennbar sind, und zwischen anderen Punkten, die, als tiefere Mysterien, eine verschiedenartige Auffassung zulassen, oder, als untergeordnet, der Freiheit des Glaubens und Gewissens überlassen werden können.“ Das ist ganz bezeichnend für den Geist der württembergischen evangelischen Frömmigkeit gesprochen.“*)

Die Familie.

Diese „württembergische evangelische Frömmigkeit“ hat nun in der Familie, der Wilhelm Julius Mann entsprang, besonders an seinen Eltern echte, treue Repräsentanten gehabt. Die Heimat des väterlichen Zweigs ist in der Nähe von Leonberg, in dem kleinen Dorf Hirschlanden zu suchen, das zur Zeit etwa 500 Einwohner zählt. Dort lassen sich die Mann'schen Vorfahren bis in das Reformations-Jahrhundert zurück verfolgen. Aus dem Jahre 1624 findet sich dort ein Kirchenbuch (Kirchenregister) das von Johannes Mann, dem Heiligenpfleger, wie der Eintrag besagt, um vier Gulden angeschafft war. Nur ein Mann, der allerseits das höchste Vertrauen genoß, und der wenigstens 45 Jahre alt war, konnte dieses Amt be-

*) Dr. W. J. Mann im deutschen Kirchenfreund, Juli und August 1856 „Der kirchliche und religiöse Standpunkt Württembergs.“

kleiden. Auch unter den „Schultheißen“ des Dorfes findet sich zum öfteren der Name Mann. In diesem Hirschlanden wurde Johann Georg Mann, der Vater unseres W. Julius, am 18. Januar 1778 geboren. Er wurde, da er besondere Begabung zeigte, ins Gymnasium nach Stuttgart gesandt und erhielt dort seine Ausbildung. Er trat ins kaufmännische Geschäft ein, und nach seinen Lehr- und Wanderjahren in Frankfurt a. M. und Erlangen gründete er im Jahre 1805 sein eigenes Haus in Stuttgart, eine Kolonial-Waren- und Wollen-Handlung, die er bis zum Jahre 1845 fortführte.

Er war ein Mann von entschieden christlichem Charakter, der an allem, was das Reich Gottes betraf, regen und thätigen Anteil nahm. Er war mit Herrn von Seckendorf, Flatt, Dann und andern gläubigen Männern einer der Gründer der Stuttgarter Bibelgesellschaft und bekleidete von 1812 bis 1840 das Amt des Schatzmeisters in derselben. Im Jahre 1819 wurde von dieser Gesellschaft eine Anzahl Bibeln der St. Michaelis- und Zions-Gemeinde in Philadelphia zum Geschenk gemacht. Und einige Jahre vor seinem Tode, als die Papiere des alten Pastors Helmuth dem Archiv der Synode von Pennsylvanien einverleibt wurden, fand Dr. W. J. Mann, zu seiner freudigen Ueberraschung in der Korrespondenz mit der Stuttgarter Bibelgesellschaft die Unterschrift seines seligen Vaters unter mehreren Schriftstücken.

Nachdem er sein kaufmännisches Geschäft aufgegeben, bekleidete Johann Georg Mann das Amt des Armenpflegers von 1845 bis zu seinem Ende im Jahre 1858 und machte sich um eine bessere Verwaltung der Armenpflege in Stuttgart verdient. Charakteristisch für seinen religiösen Standpunkt ist sein Urteil über eine Weihnachtspredigt, die einer der gefeiertsten Stuttgarter Kanzelredner und ein warmer Freund des Mann'schen Hauses gehalten, und die den jungen Kandidaten Julius aufs höchste begeistert hatte. Der alte Vater aber meinte: „Bekehren“ werde solches Predigen keinen Menschen. „Das Urteil ist hart,“ schreibt der Sohn darüber in sein Tagebuch, „geht aber aus einer festen Erkenntnis des rechten Heilsweges hervor.“

„Um selig zu werden,“ schrieb der Vater bei einer andern Gelegenheit an seinen Julius „müßten wir doch alle noch Herrenhuter werden.“ Dr. Manns Mutter, war Auguste Friederike Gentner, Tochter des Oberamtmanns Georg Christoph Gentner, in Freudenstadt, auf dem Schwarzwald, am 29. Mai 1790 geboren. Ihren Stammbaum können wir bis in die Zeit vor der Reformation verfolgen und finden darin Namen, die in der württembergischen Geschichte eine höchst ehrenvolle Stellung einnehmen, wie die Weckerlins und Bilfingers. Auch der neuerdings in Ludwigsburg verstorbene Prälat Dr. Paul Lang gehörte diesem Zweig der Familie an. Die Mutter war eine geistig bedeutende Frau von großer Lebhaftigkeit, klarem Verstand, frischer Einbildungskraft und poetischer Anlage.

Auch ihre Mutter hatte das Zeug zu einer Schriftstellerin, und die Familie besitzt noch von ihr ein in fester, gleichmäßiger Hand geschriebenes umfangreiches Manuskript einer Geschichte der Päpste im Mittelalter. Aber das edelste Kleinod im Charakter der Mutter Mann war ihr herzliches, ungeschminktes Christentum, worin sie besonders durch den Umgang mit dem frommen Rektor Handel in Nürtingen bestärkt und gefördert wurde. Dort lernte ihr Gatte sie kennen und führte sie am 28. April 1816 als seine zweite Frau heim. Den drei Söhnen erster Ehe wurde sie eine treue Mutter, so daß sie neben ihren drei späteren Brüdern sich's nie bewußt wurden, daß sie von einer andern Mutter kamen.

Freunde des Hauses.

In diesem schönen, christlichen Elternhaus gingen manche der bedeutendsten Männer Württembergs als liebe, traute Freunde aus und ein. Wir nennen unter ihnen die beiden Brüder Hofacker, Wilhelm und Ludwig. Des letzteren bekanntes Predigtbuch gab Wilhelm Hofacker dem Konfirmanden W. Julius am Vorabend seiner Konfirmation mit einer schönen Inschrift zum Geschenk. Ferner Christian Adam Dann, der in den christlichen Kreisen Württembergs in so gesegnetem Andenken steht. Er hat dem jungen Julius Mann den Konfirmanden-Unterricht gegeben, der ihm, wie vielen andern, die ihn bei ihm genossen, unvergeßlich geblieben ist. Er war, bei allen persönlich-innigen Beziehungen zu prominenten Vertretern des württembergischen Pietismus doch ein für seine Zeit sehr entschieden kirchlich gerichteter Mann, der den Mut hatte, selbst wohlbekannte, fromme Seelen vom heiligen Abendmahl zurückzuweisen, wenn sie sich nicht ordnungsmäßig zur Beichte angemeldet hatten. Die schwäbischen Frommen sagten ihm dafür auch nach, daß er manchmal etwas stark „mit den Schlüsseln klappere." Charakteristisch für seine Stellung zu dem Versuch, in der Gemeinde Kornthal, den württembergischen Pietismus freikirchlich zu organisieren, ist das treffende Wort, „er habe die Kornthäler gerne, nicht aber Kornthal."*)

Außer diesen Namen unter den Hausfreunden sei noch erwähnt: Ludwig Uhland, nach Schiller der bedeutendste schwäbische Dichter; Gustav Schwab, der Dichter, Gymnasial-Professor und Stadtpfarrer in Stuttgart; Albert Knapp, der begeisterte Liederdichter, Hymnolog und Pfarrer zu St. Leonhard und Dr. Christian Gottlob Barth, der thätige Missions-Apostel und Jugend-Schriftsteller, dessen körnige, gemütvolle und humoristische Ansprachen so oft die Krone der Basler Missionsfeste bildeten. Er hatte in seinem Wesen vieles, an das Dr. Mann stark erinnerte, und scheint einen tiefgehenden Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben.

*) Siehe „Der kirchliche und religiöse Standpunkt Württembergs" von Pastor W. J. Mann, Deutscher Kirchenfreund, 1856. Seite 226.

Er war es, der ihn zu seinen ersten schriftstellerischen Versuchen ermunterte, mit dem beigefügten guten Rat: „Aber kein kurze Sätze. Kinder haben kleine Lungen.“ Und wenn wir über Dr. Manns arbeitsreiches Leben hinschauen und uns fragen, wie machte er's, daß er so vieles zu stande brachte? so fällt uns ein Wort von Dr. Barth ein, das den Schlüssel dazu bietet. Als er einst gefragt wurde, wie es ihm möglich sei, solche Arbeitslasten zu bewältigen, antwortete Barth: „Die Sache ist sehr einfach: Erstens, ich thue hübsch eins nach dem andern. Zweitens, ich arbeite rasch. Drittens, was ich nicht anfassen kann, das laß ich liegen. Das ist das ganze Geheimnis.“

Kindheit und Schuljahre.

W. Julius Mann war der zweite Sohn aus des Vaters zweiter Ehe. In dem frommen, freundlichen Elternhaus genoß er eine wahrhaft sonnbeglänzte Jugendzeit, wie sie nicht vielen beschert ist. Das lustige Knabenvolk, das allmählich zu einem halben Dutzend heranwuchs, wurde von der liebreichen, aber charakterfesten Mutter in guter Zucht und Ordnung gehalten und hatte daneben doch viel Freiheit, sich in heiterer Jugendlust zu tummeln. Des Vaters treuer, männlicher Rat stand dem jungen Volk allzeit zur Seite, und der Geist eines herzlich frommen Christenglaubens verklärte Freud' und Leid in himmlischem Glanze. Gar manche Geschichte, ernsten und fröhlichen Inhalts, ist aus jenen Jahren auf uns gekommen, die uns in dem Knaben Julius den späteren Mann erkennen läßt: sein nobles, großherziges Wesen, sein hochstrebender Geist, sein humoristischer Zug, sein Sinn fürs Schöne in Kunst und Natur, der kraftvolle, energische Wille leuchtet in hellen Zügen aus jenen Kindheits-Erinnerungen.

Das treue Nickele, die „Stütze der Hausfrau“, nahm ihn einst als ein vierjähriges Kind auf sein dringendes Bitten in eine Quäker-Versammlung, die, — gewiß eine seltsame Rarität — damals in Stuttgart gehalten wurde. Alles saß still und schweigsam, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nach etwa zwanzig Minuten hatte aber der vierjährige Zuhörer an dieser peinlichen Spannung genug. Er zupfte seine Führerin am Kleid und sagte mit fester Stimme: „Du, so kann ich's auch! Komm, wir wollen heimgehen.“

Ein andermal hatte er von einem Besuch ein Geldstück empfangen. Er kaufte damit ein Dutzend Brezeln, steckte sie an seines Vaters Stock und stellte sich an der Straßenecke auf, um den Vorübergehenden von seinem Reichtum anzubieten. Er hatte von seinen Brüdern manche Stichelei über diese Verwendung seines Geschenkes zu hören, blieb aber dabei, daß ihm das die größte Freude bereitet habe.

Schon als fünf- und sechsjähriger Knabe spielte er gerne „Kirche," und zwar besonders gerne am Samstagabend. Ein großer schwarzer Shawl diente als Kirchenrock, die Bäffchen wurden aus Papier geschnitten; der Schemel hinterm Tisch der Kinderstube wurde zur Kanzel. Bruder Adolph machte den Mesner und im Pappdeckel-Kirchturm, der vom Weihnachtsschmuck her übrig war, hing das Glöcklein, das zur Kirche rief. Der Mesner mit ein paar Nachbarkindern und dem treuen Rickele bildete die Gemeinde, die sich, trotz aller Bemühungen des jugendlichen Kanzelredners nicht weiter vergrößern wollte. Er selber nahm es sehr ernst mit dem Kinderspiel, und als ihm einst beim Vesperbrot nach seiner Meinung eine allzu kleine Portion zugeschnitten wurde, drohte er: „Wartet nur, das nächste Mal predige ich wider den Geiz!"

Bei einem Besuch im Haus der (mütterlichen) Großmutter in Nürtingen, wo die Knaben immer es besonders lustig treiben durften, wurde dem zehnjährigen Julius einmal als Kuriosität ein allerliebstes kleines Körbchen gezeigt, das aus einem Kirschenstein aufs zierlichste geschnitten war. Er war entzückt beim Anblick des Kunstwerks und rief im kindlichen Schaffensdrang: „Ich möcht's auch probieren." Und alsbald machte er sich mit einem Federmesser und einem Kirschenstein an die Arbeit, um das kleine Nürnberger Modell zu reproduzieren, was ihm auch in einem für sein Alter hohen Grade gelang. Das Original und die Kopie befinden sich im Besitz einer seiner Töchter als teures Denkmal des Kunstsinnes, der Ausdauer und Schaffens-Freudigkeit, die ihn schon als zehnjährigen Knaben charakterisierten.

Die Leonhardskirche mit ihrem Turm und den Glocken, die von den heranwachsenden Knaben als besondere Vergünstigung geläutet werden durften, übte eine große Anziehungskraft auf ihn aus. Vornehmlich war es die Orgel, nach der ihn gelüstete, um selbst ihr die ernsten, feierlichen Töne zu entlocken, die ihn schon als Knaben zur Andacht stimmten. Als vierzehnjähriger Junge saß er einst an dem herrlichen Instrument und spielte kräftig darauf los, als ihm plötzlich der ehrwürdige Dann auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Hast's gut gemacht, Julius, laß mir nur deine Musik nicht liegen."

Von 1826 bis 1827 besuchte er das Untergymnasium seiner Vaterstadt Stuttgart und machte dort den Anfang mit der lateinischen und griechischen Sprache. Im folgenden Jahre, seinem neunten, bezog er die Lateinschule in Blaubeuren, die als Vorbereitung aufs Obergymnasium einen guten Namen hatte, und in der auch seine älteren Brüder ihre Vorbildung erhalten hatten. Die Schule stand unter der Leitung des tüchtigen Pädagogen, Professors C. G. Pfleiderer. Der Religions-Unterricht wurde von Dekan Bockshammer gegeben, den der junge Lateiner Julius Mann einst mit einem lateinischen Abriß seiner Sonntagspredigt überraschte. Die Trennung von der

schönen Heimat wurde einigermaßen dadurch erleichtert, daß zwei seiner Brüder mit ihm dieselbe Schule besuchten. Aber immerhin war es für den neunjährigen Knaben ein tiefgreifender, scharfer Wechsel von dem lieblichen Stuttgart mit seinen üppigen Rebengeländen, nach dem rauhen Albthal mit seinen steilen Felsenhängen, dem Rusenschloß, dem Metzgerfelsen, dem „Ruck" und den regellosen Klüften des Jura-Kalkgesteins; von dem fröhlichen Sonnenglanz des Elternhauses in die strenge Prosa einer festen, steifen Schuldisziplin. Die Arbeit des Lebens fing jetzt eben in allem Ernste an, und er nahm sie frisch und willig auf und benützte seine Gelegenheit, reichliche Kenntnisse zu sammeln aufs treulichste. Dabei bot Blaubeuren und seine Umgebung auch vieles in Natur und Kunst, was belehrend und anregend auf das junge Gemüt wirken mußte. Das stattliche Ulm mit seinem erst neuerdings vollendeten Münster, der größten „lutherischen Kirche" der Welt, war nur etwa zehn Meilen entfernt. Dicht am Blautopf, dem geheimnisvollen tiefen See, aus dem das Flüßchen Blau hervorquillt, steht das alte im Jahre 1085 von Anselm, dem Bruder des Grafen Otto von Tübingen, gegründete Kloster, das seit der Reformation zu einer Vorbereitungsschule auf das Tübinger Stift für angehende lutherische Theologen eingerichtet ist. In der Klosterkirche befinden sich neben andern Kunstschätzen der berühmte Hochaltar mit seinen trefflichen Holzschnitzereien, wahrscheinlich von Bartholomäus Zeitblom und Jörg Syrlin, dem älteren, im Jahre 1495 vollendet; und die prächtigen Chorstühle von der Hand des jüngeren Syrlin. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn schon während der Schuljahre zu Blaubeuren, der in dem Knaben schlummernde Kunstsinn mächtig geweckt und genährt wurde. Er übte sich fleißig im Zeichnen, besonders von Landschafts- und Architekturbildern. Und zeitlebens hat ihm die damals erworbene Fertigkeit viel Freude und Genuß daheim und auf Reisen verschafft.

Auch in der Musik machte er damals schon einen tüchtigen Anfang, freilich mehr durch energisches Privatstudium, denn der Lehrer, bei dem er Klavierstunde nahm, vermochte nicht das Verlangen des begabten Knaben zu stillen und ihn in die Geheimnisse des Generalbasses einzuführen. So suchte er sich mit diesem Studium nach bestem Vermögen selbst weiter zu helfen, und erst einige Jahre später hatte er bei einem tüchtigen Lehrer mehrere Monate lang Unterricht, der ihm die treffliche Grundlage verschaffte, auf der er später mit solcher Leichtigkeit und Fertigkeit extemporieren und Choräle und Händel'sche Chöre und Arien reproduzieren konnte.

Im Jahre 1833 bezog er das Obergymnasium in Stuttgart, wo die Professoren Klumpp, Cleß, Klaiber und Schwab unter seinen Lehrern waren, und wo er sich durch Fleiß und Betragen dermaßen auszeichnete, daß er wiederholt die den tüchtigsten

Schülern zugesprochenen Medaillen nach Hause brachte. In diese Gymnasialjahre fällt der Beginn seiner innigen Freundschaft mit Philipp Schaff, der seit dem Winter 1835 sein Schulkamerad war. Die strebsamen Jünglinge schlossen sich rasch aufs engste an einander an und setzten es durch, daß der junge Schweizer Schaff im Mann'schen Hause in Stuttgart seine Heimat fand, so daß die beiden Freunde in demselben Zimmer miteinander wohnten und arbeiteten. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang hat diese Freundschaft unerschüttert bestanden. Sie war von tiefstem Einfluß auf Dr. Manns Lebensgang, und obwohl die Arbeitsfelder und die theologischen Richtungen der zwei Jugendfreunde im späteren Leben weit auseinander gingen, sind die Herzen einander doch bis zum Ende allezeit gleich nahe und innig verbunden geblieben.

Die Universität.

Nachdem er das Stuttgarter Gymnasium mit höchster Ehre absolviert hatte, bezog er im Herbst 1837 die Universität Tübingen. Eine Krankheit verhinderte ihn, sich an dem Konkurs-Examen zu beteiligen, durch das die glücklichen Bewerber Aufnahme ins berühmte Stift zu Tübingen finden konnten. Dafür beherbergte ihn zwei Jahre lang der sogenannte „Neue Bau," zu dem ihm seine Zugehörigkeit zu dem Bilfinger'schen Stammbaum den Zutritt verschaffte.

Ehe wir einige weitere Mitteilungen aus der Universitätszeit von W. Julius Mann machen, mag es von Interesse sein, ihn selbst zu hören, wie er sich über die deutschen Universitäten diese „großen Laboratorien des öffentlichen Geistes" und ihre Bedeutung für das öffentliche Leben ausspricht. (S. Deutsch. Kirchenfreund, Mai und Juni 1852.)

„Gewiß, wer den Gang der Geschichte kennt, der kann die Bedeutung der Universitäten für das allgemeine Leben und für die Entwicklung der Nationalität nicht verkennen. Sie sind die Werkstätten gewesen, in denen seit Jahrhunderten die Waffen zu den großen Kämpfen der Geschichte geschmiedet wurden. In demselben Grade, in welchem die Intelligenz sich mächtiger erwies, als die Gewalt der Faust und die Schärfe des Schwertes, stieg auch die Bedeutung dieser wissenschaftlichen Anstalten für das öffentliche Leben. Die ganze Wirklichkeit des Daseins spiegelte sich in ihnen wie in idealer Totalität ab. Das Universum nach allen Seiten, die es dem erkennenden Geiste darbietet, war in der Universität reflektiert; es wurde in ihr theoretisch aufgefaßt, aber die Reaktion vom Standpunkt der Theorie aus war stets eine mächtige auf die Welt der Wirklichkeit, und je höher im Zusammenhang des öffentlichen Lebens die Stellung und Bedeutung wissenschaftlicher Institutionen war, desto stärker konnten sie auf die Geschichte, auf die Zustände der Völker einwirken, anregend sowohl wie lähmend, fördernd sowohl wie hemmend. Auf

Universitäten haben sich seit Jahrhunderten die Lichtstrahlen der einzelnen Zeitperioden wie in einem Fokus gesammelt. Die Bildungselemente jeder Periode sind nach den vielfachen Seiten der Erkenntnis, des Gesamtwissens in ihnen wie konzentriert. Sie sind die Sammelpunkte geworden für die tieferen Gedanken des Menschen über Gott, sich selbst und die Welt um ihn. Die Gelehrsamkeit bemächtigt sich hier der Vergangenheit nach ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit; sie sucht aus ihr die Gegenwart zu begreifen, und sie muß mit einer unerläßlichen Sicherheit gewisse Grundsätze aufstellen, die nach tausend Richtungen hin ihre Geltung für die unmittelbare und auch für die fernere Zukunft gewinnen. So ist die Wirkung dieser großartigen Treibhäuser der Bildung auf Leben und Zustände der Völker unberechenbar. —

Das Reich der Wissenschaft hat sich an ihnen gleichsam Burgen erbaut, von denen Späher, wie von hoher Warte aus, forschende Blicke in die ewig stille Ruhe des Himmels dort oben und in die das vielbewegte Treiben der weiten Welt unter ihnen geworfen haben. — Die Macht der Individualität war es, wodurch sie getragen und in frischer Kraft erhalten wurden. Kaum kann die Individualität irgendwo solche Rolle spielen, einen so nachhaltigen Einfluß ausüben, wie auf den Lehrstühlen der Hochschulen. Bedeutende Persönlichkeiten waren auch der magnetische Punkt, der den Anfang dieser Bildungsanstalten bildete.

Ihnen war da aller Anlaß gegeben, auf die Wissenschaft und nur auf sie alle Kraft zu verwenden; sie konnten am System der Gedanken die Schöpferkraft des Genies erproben, und hiezu kam der unendliche Reiz, was sie vom Baum der Erkenntnis pflückten, sogleich frisch in den Schoß der Schüler niederzulegen; mit dem unmittelbaren Organ des Geistes, mit der lebendigen Rede wußten sie Begeisterung zu wecken, und Tausende trugen weiter in alle Himmelsgegenden hin, was sie von Samenkörnern der Wahrheit bei der Alma mater gewonnen hatten. Und das hat sich, wo vielseitiges Wissen auf Universitäten einen sicheren Herd fand, nicht verändert. Die Geschichte Deutschlands in den letzten hundert Jahren ist Beleg dafür. Die frische Anregung, welche vom mündlichen Vortrag ausgeht und Lehrer und Schüler in unmittelbare, lebendige Beziehung zu einander setzt, ist unendlich wirksamer, als der unpersönliche Verkehr durch das prosaische Mittel des Druckes und Buchhandels. Weder Kant noch Fichte, noch Schleiermacher, noch Hegel hätten eine so nachhaltige Wirkung auf die deutsche Welt und ihre hohen und niederen Regionen ausgeübt, wäre nicht durch ihren mündlichen Lehrvortrag der erste, anregende Anstoß gegeben worden.

Neben der Persönlichkeit und der Gewalt individueller Anlagen steht aber für die große geschichtliche Bedeutung der Hochschulen auch die charakteristische Eigentümlichkeit der Jugend, an deren Bildung

der Lehrer sich bethätigt. Die Jugend ist an sich reizbar und empfänglich. Bei allem Drang nach eigener That ist sie doch in ihrem Denken durchschnittlich unselbständig. Und natürlich; denn die wahre Selbständigkeit bildet sich eben im Kampf mit der Welt und dem Leben selbst, und sie ist auch kein Stehen auf dem eigenen Selbst, sondern ein Feststehen mitten in der Beweglichkeit des Ich und der Welt auf Etwas, was jenseits von beiden liegt. Da ist nun der Einfluß des Lehrers ein wahrhaft unbegrenzter. Der Jugend Begeisterung ist begeisternd für ihn, und seine Gedankenwege sind der Pfad, wo sie ihm vertrauensvoll folgt in Höhen und Tiefen. Die Welt der Wirklichkeit kennt sie noch nicht. Aber der Lehrer hält ihr sein Bild von ihr vor, und auch das Bild der idealen Welt, wie er sie sich denkt, und auch der Irrtum kommt als täuschend gearbeitete Falschmünze der Wahrheit vom Katheder, so daß Jahre dahin gehen, und Geschlechter ins Grab sinken können, ehe die Vergoldung des unedlen Metalles sich gänzlich verloren hat. Es ist nicht „ein Schwören nur auf Worte", oder ein „getrost nach Hause Tragen dessen, was man schwarz auf weiß besitzt," sondern es ist das innere Vertrauen auf die vernommene Wahrheit, die der Schüler vor seinen Augen wie werden und entstehen sah, und die er scheinbar so unbefangen und vorurteilsfrei in sich aufnahm. Und wie sollte er nicht mit einem heiligen Gefühle der Dankbarkeit an dem hängen, der das Juwel seiner Seele schleift, ihn aus den Nebelschichten chaotischer Verworrenheit seiner Begriffe in die lichte Höhe eines Ueberblicks des Ganzen und in die Erkenntnis des Zusammenhangs des Einzelnen eingeführt, ihm ein Kapital auf den ganzen Lebensweg mitgegeben und ihn zum Bürger in der auserwählten Gemeinde der Wissenden gemacht hat? So greift denn der Einfluß eines Lehrers eben durch seine Schule, durch die Zahl der für den ferneren öffentlichen Beruf von ihm Gebildeten in die Weite und in die Ferne hinaus. Das Wort, das im Hörsaal der Hochschulen fällt und eindringt, es wirkt nach Jahrzehnten noch auf tausend Kanzeln, in den Gerichtshöfen und in Gefängniszellen, an zahllosen Krankenbetten; es dringt durch in die ernstesten Verhältnisse des Lebens, und es ist der Same, aus dem die werdende Geschichte der Zukunft in jedem Zeitalter sich bildet. Die Jahre der Bildung, geweiht dem wissenschaftlichen Studium, bestimmen in hohem Grade die ganze Weltanschauung des Einzelnen; haben sie ihm eine tiefere, geistigere Anregung gegeben, dann werden sie nicht des Studiums Ende, sondern nur seinen Anfang bilden, und wer in der Bereicherung des inneren geistigen Menschen eben eine der herrlichsten Seiten eines mehr geistigen Berufes zu erkennen vermag, der wird weder als Pfarrer, noch als Arzt, noch als Rechtsgelehrter und als Staatsdiener seinem Beruf mit handwerksmäßigem Schlendrian nachkommen, sondern er wird sammeln und sich frisch zu erhalten su-

chen, damit nicht beinahe jeder Tag das Zeugnis seiner Schande wiederhole.“

Die Tübinger Professoren.

„Nirgends,“ sagt Dr. Philipp Schaff, „wird so fleißig und methodisch studiert, als auf der Universität Tübingen, sowie in den württembergischen Gymnasien, besonders in den sogenannten niederen Klöstern, welche die künftigen Theologen durch einen vierjährigen Kursus auf die Hochschule vorbereiten. Die württembergische Gründlichkeit ist sprichwörtlich geworden. Der theologische Universitätskursus, welcher vom Staat nach Absolvierung des Gymnasialkursus als Bedingung für den Eintritt ins geistliche Amt gefordert wird, dauert vier Jahre. Davon werden jedoch die zwei oder drei ersten Semester fast ausschließlich dem Studium der höheren Philologie und der Philosophie gewidmet. Die letztere wird ganz systematisch vorgenommen, und die verschiedenen Systeme, besonders von Kant an in ihrer geschichtlichen Reihenfolge bis auf Hegel herab mit einem Ernst und Fleiß durchstudiert, als ob das Heil der Welt von den abstrusen Kategorien der Metaphysik abhinge.“*)

Die Lehrer, unter deren Katheder der junge Studiosus Mann saß, waren hauptsächlich folgende: Dr. Friedrich Heinrich Kern, der Bruder des im württembergischen Gesangbuch vertretenen Liederdichters und Pastors. Bei ihm hörte er Apologetik, Dogmatik und den Hebräerbrief. Dr. Georg Heinrich August Ewald, der bedeutende Orientalist, der trotz seiner oft kleinlichen wissenschaftlichen Eitelkeit und trotz der unerquicklichen Rolle, die er in der neueren deutschen Geschichte als enragierter Welfe spielte, sich doch um die alttestamentliche Wissenschaft, besonders die Geschichte Israels unleugbare Verdienste erworben hat, führte ihn in das alte Testament ein. Oehler, der damals noch ganz im Anfang seiner akademischen Thätigkeit stand, war sein Lehrer in alttestamentlicher Theologie. Der Dozent, Karl Philipp Fischer, der 1841 als Professor nach Erlangen berufen wurde, ein Anhänger des späteren Schelling und Baaders, der neben dem Hegelianer Weiße und dem jüngeren Fichte zu den Vertretern des sogenannten „konkreten Theismus“ gehört, unterrichtete ihn in Religionsphilosophie und Aesthetik.

Das am meisten scheinende Licht der damaligen theologischen Fakultät aber war Dr. Ferdinand Christian Baur (geboren 21. Juni 1792, gestorben am 2. Dezember 1860) der Begründer und das Haupt der sogenannten neueren Tübinger Schule, ein Mann ausgezeichnet durch Universalität der Bildung, durch die staunenswerte Geistesarbeit, die er durchgemacht, und durch die seltene Verbindung des spekulativen Denkens mit massenhaftem Wissen.

*) Gallerie der bedeutendsten Universitäts-Theologen Deutschlands. Deutsch. Kirchenfreund, 1852. S. 296. ff.

Ursprünglich unter Schleiermacher'chem Einfluß stehend, hat er späterhin die Hegel'sche Philosophie in radikalster Weise auf dem Gebiet der Theologie zur Geltung zu bringen gesucht. Wenige Jahre, ehe Wilhelm Julius Mann die Universität bezog, hatte David Friedrich Strauß, als Repetent im Tübinger Stift, sein berüchtigtes „Leben Jesu" (1835) erscheinen lassen, das „die evangelische Geschichte des Weltheilands in einen Mythenstrauß der dichtenden Christengemeinde verwandelte, also aus dem Gebiet der Geschichte in die Wolken der Phantasie verlegte." Hatte dieser stürmische Angriff die Veste des christlichen Glaubens durch einen kühnen Handstreich überrumpeln wollen, so machte sich nun der Altmeister Baur daran, die ehrwürdige Burg durch eine regelrechte Belagerung zu gewinnen, die mit größtem Scharfsinn und konsequenter Methode angelegt war. Als ein moderner Gnostiker suchte er die ganze Geschichte und Litteratur des Christentums von Grund aus zu rekonstruieren.

Schon in den ersten Jahren seines amerikanischen Aufenthalts urteilt der junge Pastor Mann im Rückblick auf diese „Tübinger Schule": „Die Wissenschaft, die in unserer sturmbewegten Zeit das Großartigste was den Bau der Jahrtausende gründete, nur in den Staub ziehen und trotz dem Zeugnis unzähliger Geschlechter nun in ein Nichts verwandeln will, statt auf diesem Grund fortzubauen, ist mir so verächtlich, daß ich mich jetzt noch jedes Kompliments von Aufmerksamkeit schäme, das ich ihr vielleicht in vergangenen Zeiten je von ferne zollte. Und wenn es nur erst wahres Wissen, gründliches Forschen wäre! Aber es ist meist ein durchaus gesinnungloses Bücherschreiben um Lärms und Geldes halber. Es steht schlecht in Deutschland, so lange genug Leser solcher Bücher da sind, daß sie ein Buchhändler druckt." (Brief an Dr. Phil. Schaff, August 1849.)

Und in noch reiferen Jahren, als die Kunde vom Tode des großen Tübinger Gelehrten ihn erreichte, und er den von Professor Landerer verfaßten Nekrolog Dr. Baurs zu lesen bekam, schrieb er (am 25. Juni 1861) an seinen Freund:

„Landerers Ehrendenkmal hat mich recht in einen Gedankenkreis zurückversetzt, in dem ich früher mehr zu Hause war. Mit den Gedanken tauchen die Persönlichkeiten, die alten Kreise wieder auf, — alte Liebe und alter Haß. Man streift so manches Kleid im Lauf der Jahre ab und legt ein neues an. Es geht dem geistigen Menschen auch so, bis man die letzte Hülle auch abwirft, — wo der Glauben auch aufhört, und das Schauen beginnt.

Landerer gibt ein klares, wahres Bild des Toten; und er thut es mit Gerechtigkeit und mit Gnade, so daß auch die Freunde des Verewigten nicht zürnen könnnen. Das ist der erlaubte, menschliche Standpunkt, der freilich mit dem ernsten, heiligen, göttlichen Maße nicht zu messen ist. Baur war ein Theologe, aber „kein Christ"

im strengeren Sinne des Worts. Gelehrsamkeit war ihm das oberste. Und dabei war er keine freie, geistige Persönlichkeit, kein rechtes Individuum, wie Neander, sondern ein Mensch der Schule, der die Einseitigkeit eines theologischen Schulrahmens nicht durchschaute und nicht durchbrach, sondern mit etlichen Abstraktionen und spekulativen Begriffsformen sich nun an die Geschichte der Kirche und des christlichen Glaubens und Lebens heranmachte, um diese in eine Theodicée für jene zu verwandeln. Das ist am Ende die größte Unfreiheit, die die reiche Fülle des Lebens und das Recht der Persönlichkeit verkennt. Für die Lehr-Jahre sind die Dinge interessant, für die Lebens-Jahre kraftlos, und die Wissenschaft verrät sich als wertlos, die in solchen Gängen den Preis sucht. Es gibt Größeres zu erkennen, zu lieben.''

Ein gesundes Gegengewicht gegen diese negative und destruktive Richtung Baurs und seiner Schule bildete in Tübingen zu jener Zeit der treffliche Professor Christian Friedrich Schmidt, dem Dr. Mann, wie wir ihn selbst oft rühmen hörten, das Beste aus seinen akademischen Lehrjahren verdankte. Nicht bloß durch seine Vorlesungen, hauptsächlich neutestamentliche Exegese und Theologie Ethik und Homiletik, sondern durch seine ganze edle, zartfühlende, christlich verklärte Persönlichkeit hat er auf viele seiner Studenten einen nachhaltigen, segensreichen Einfluß ausgeübt. Er gehörte jener ehrwürdigen Reihe württembergischer Theologen an, welche sich das Gute der Spenerschen Bewegung aneigneten und doch nicht in die Excesse und Krankheiten des Pietismus sich verirrten, sondern mit nüchternem Geiste streng beim Worte Gottes und bei den Grundlehren eines gemäßigten und friedlich gesinnten Luthertums blieben. Zugleich hatte er die ganze neue Entwicklungsphase der deutschen Philosophie und Theologie gründlich durchgemacht. Von Schleiermacher, Neander und Hegel hat er Anregung empfangen, ohne sich irgend einer Schule sklavisch hinzugeben. Er war ein echter, biblischer Theologe und dabei ein streng logischer, systematischer Denker; mit allen Phasen und Winkeln, mit allen Schwächen und Mängeln des modernen Tübinger Gnostizismus aufs genaueste bekannt und deshalb auch am besten geeignet, denselben negativ und positiv zu widerlegen.*)

Dabei war er aber nicht bloß Stubengelehrter und Dozent, sondern eine durch und durch pastorale und priesterliche Persönlichkeit, die, nach Zeit und Umständen der Gemeinde des Herrn auch außerhalb des akademischen Hörsaals zur Erbauung und Förderung auf gesundem Schriftgrund zu dienen suchte. Dieser Drang seelsorgerlicher Liebe trieb ihn, seit dem Jahre 1848 Privaterbauungsstunden einzurichten, gewiß ein seltener Fall unter deutschen Universitäts-Professoren. Dabei konnte er, besonders auch dem krankhaften Individua-

*) Siehe die Skizze von Dr. Schaff im Deutschen Kirchenfreund. August 1852.

lismus württembergischer Frommen gegenüber, mit Wehmut klagen: „So viele, die den Glauben haben, haben noch ein Gläublein daneben. So viele Christen bleiben an ihren menschlichen Meistern hängen, statt mit dem Herrn selbst sich zu vermählen und ihr menschliches, stehendes Wasser mit dem frischen, göttlichen Lebensquell zu vertauschen."

Als er am 28. März 1852 zu seiner ewigen Ruhe eingegangen war, schrieb Pastor W. J. Mann an seinen Freund Schaff in Erinnerung an den gemeinsamen Lehrer: „Selig der Mann, der so geglaubt und gewandelt hat, wie er! Wie oft, wenn ich mich jetzt noch mit seinen nachgeschriebenen Vorlesungen beschäftige, besonders mit den exegetischen, möchte ich seine Hand ergreifen und sie ihm dankbar drücken, und wie oft höre ich noch seine Stimme, als ob ich wieder im Hörsaal zu seinen Füßen säße! — Wir mit vielen verdanken ihm die wertvollste Anweisung, einzudringen in den Sinn des Bibelworts, und was er lehrte, ist reiches Kapital, das nicht nur für mäßiges Wissen gelten kann, sondern sich auf dem Felde theologischer Praxis vielfach verzinst. Ich darf wohl sagen, mein Verständnis des neuen Testaments besonders, so weit ich es habe, verdanke ich ihm. Dem Buchstaben hat er vor unsern Augen die dunkle Hülle abgenommen, daß das Bild des Göttlichen, des ewigen Lebens, das in Christus war und ist, und das Er den Gläubigen mitteilt, verklärt vor den geistigen Blick trat. Hatte der teure Mann mit einer Schwachheit zu kämpfen, so war es die, daß seine große Gewissenhaftigkeit ihn zu einer Gründlichkeit verleitete, welche den gelehrten Stoff nicht immer zu reduzieren vermochte und je und je in Weitschweifigkeit auslief. Dieser Fehler wurde aber weit überwogen durch den Vorteil der Belebung und Anregung zu selbstthätigem Denken, den er jedem achtsamen Zuhörer darbot. Waren andere Lehrer mehr oder minder von der Gewalt der theologischen Zeitrichtung oft zum Schaden des kirchlichen Bekenntnisses infiziert, so stand er würdevoll und ruhig auf

dem „was ewig bleibet,
wo alles wankt und fällt,
wo Wahn die Weisen treibet
und Trug die Klugen hält."

Die homiletischen und katechetischen Uebungen, welche die Tübinger Studenten unter Leitung von Professor Schmidt trieben, waren, wie für viele andern, so auch besonders für Wilh. Julius Mann von größtem, bleibendem Werte. Er hat die Früchte davon als Pastor auf der Kanzel und im Unterricht und als Professor auf dem Katheder reichlich bethätigt. Schmidt drang vor allem darauf, daß seine Schüler von der Fülle und dem Reichtum des Schrifttextes durchdrungen sein sollten, den sie zu behandeln hatten. Im Vollbesitz des gegebenen biblischen Stoffes sollten sie ihn in möglichst klarer, logischer Weise verarbeiten lernen.

Mit seiner trefflichen Vorschulung für das Universitätsstudium, seinem klaren, scharfen Verstand, seinem außerordentlich treuen und zähen Gedächtnis und heißem Wissensdurst war der achtzehnjährige Jüngling wohl vorbereitet, sich die akademischen Lernjahre tüchtig zu nutze zu machen. Da legte er einen reichen Schatz ein fürs spätere Leben und seine praktische Thätigkeit. Für alles Große, Wissenswerte stand sein Sinn offen. Aber schon damals bewies er eine Selbständigkeit und Unbefangenheit des Urteils, die gerade bei dem deutschen Universitätsstudium für den begeisterten Studenten so nötig und leider so selten ist. Das blinde jurare in verba magistri (— auf des Lehrers Worte schwören —) war ihm schon damals fremd und zuwider. Sein von Hause aus kindlich frommer, konservativer Sinn ließ ihn die positive Arbeit eines Lehrers, wie Professor Schmidt, ganz besonders schätzen. Aber seine dialektische und kritische Gabe und die echt schwäbische Neigung zur Spekulation zog ihn mächtig zur Philosophie, deren geistesmächtiger Vertreter „Vater Hegel" einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Die Vermittlung des positiv Christlichen mit dem modernen Denken hatte für ihn eine besondere Anziehung. Sein ganzes Leben hindurch ist er seiner Jugendliebe zur Philosophie treu geblieben und hat auch als Pastor und theologischer Professor alle Phasen der Entwicklung deutscher Philosophie bis zu ihren neuesten Erscheinungen herab mit tiefem Interesse verfolgt. So schreibt er (Oktober 1871) an seinen Freund:

„In letzten Zeiten habe ich den Effusionen der neuesten deutschen Philosophie wieder etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Befriedigung ist dabei gar keine zu holen. Es geht ein Grab- und Verwesungsgeruch durch dieselbe. Vom Materialismus eines Moleschott, Büchner, Vogt und Konsorten will ich schweigen. Aber auch Schopenhauer ist so durch und durch cynisch und verbissen, und seine ganze Weltanschauung so unsäglich trostlos, daß man allerdings nur mit ihm selbst sagen kann: Diese Welt ist selbst der größte Unsinn. Kein Haar besser steht es mit Dr. Dähning „Der Wert des Lebens" und auch Ed. v. Hartmann, der in seinem immerhin interessanten Buch „Philosophie des Unbewußten" über den Materialismus hinausstrebt, bringt es auch nur zu einem spiritualistisch-materialistischen Monismus (wobei er an Leibnitz anknüpft,) und zu einem bankerotten Pessimismus. Da ist von Metaphysik keine Rede mehr; es ist alles zur Physik geworden, zu einem gemeinempirischen Realismus. Mit der Idee des Unbewußten knüpft Hartmann, dessen Werk bereits in zweiter Auflage heraus ist, an gewisse Seiten und Effulgurationen Jakob Böhmes und besonders auch an den Schelling der ersten Periode an. — Wahrlich man geht aus diesen Exponenten des modernsten Zielbewußtseins gern wieder zu einem Kant, Fichte, Schelling, Hegel, da ist doch ein ethisches Pathos oder ein intellektueller Schwung und ein Glauben an den Geist, so wenig man dabei

Leben und volle Genüge finden kann. Die Materialisten und Pessimisten erinnern an den Verfall des klassisch-griechischen Lebens und den verbissenen Skepticismus und verluderten Epikureismus der römischen Kaiserzeit. Freilich nach der Vergötterung der Idee und ihrer kosmischen Selbst-Dialektik mußte in Deutschland ein Umschwung eintreten, und wie gewöhnlich kam er als das andere Extrem.“

Während der Universitätsjahre wurde auch noch manche innige Jugendfreundschaft geschlossen, die den strebsamen Jüngling mit gleichgesinnten Geistern verband und in ungebrochener Treue das ganze Leben hindurch in ausgedehnten Korrespondenzen gepflegt wurde. Männer, die in der Kirche, wie in der Wissenschaft einen hervorragenden Namen gewonnen haben, sind hier zu nennen, z. B. Friedrich Hermann Eytel, geboren 1819 in Eßlingen, gestorben 1869 als Pfarrer in Maichingen, der Verfasser des „Psalter in modernem Gewande“ (1862) dessen zweite Auflage (1866) durch ein Vorwort von Karl Gerok eingeführt wurde; Dr. theol. Wolfgang Friedrich Geß, Professor der Theologie in Göttingen und Breslau und von 1880—85 Generalsuperintendent der Provinz Posen, dessen Schriften, wie „Christi Person und Werk“ und Bibelstunden über den Römerbrief und das Johannes-Evangelium zu den hervorragendsten Leistungen der neueren biblischen Theologie gehören; Gustav Schmoller, der Verfasser einer trefflichen griechischen Hand-Konkordanz zum Neuen Testament und Bearbeiter der wertvollen dreibändigen Parallel-Bibel (C. Bertelsmann, Gütersloh, 1888) welche neben der lutherischen Uebersetzung eine den Grundtext mit den Hilfsmitteln der heutigen exegetischen Wissenschaft genau wiedergebende zweite Uebersetzung enthält; Wilhelm Gleiß, der seither auch heimgegangene und für die Diakonissensache besonders thätige Pastor in Hamburg.

Seine ästhetische und poetische Begabung erzeugte schon in jenen Studienjahren eine Sammlung kleiner Gedichte, teils humoristischen Inhalts, teils von idealem Schwung, die in einem kleinen sauber erhaltenen Paket noch heute als “disjecta membra poëtae“ aufbewahrt sind und von denen wenigstens eines als Probe hier eingereiht werden mag.

Die große Schiff-Fahrt.

Es ziehet schnelle
Die weite Bahn
Auf dunkler Welle
Ein leichter Kahn;
Es toben manche Stürme,
Es gibt der Klippen viel,
Doch unter'm ew'gen Schirme
Gelangt der Kahn zum Ziel.

Das Auge dunkelt
Dem, der drin ruht;
Ein Sternlein funkelt,
Stärkt ihm den Mut;
Von wo er hergekommen,
Das ist ihm unbekannt,
Doch hat er viel vernommen
Von einem fremden Land.

Ein mächtig Sehnen
Im Herzen drin
Zieht unter Thränen
Ihn oft dorthin;
Schon tagt aus weiter Ferne
Ein gold'ner Morgen auf,
O Schifflein willst du gerne
Vollenden deinen Lauf?

Der Anker falle
Im Hoffnungsport,
Der Fremdling walle
Zur Heimat dort;
Er kommt mit Dank und Beten,
Das Kreuz hoch in der Hand,
Zu dir, mit ew'gem Leben,
Stadt Gottes, Heimatland.

Erste Wanderungen.

Der Sinn ins Weite, die Wanderlust, die aus diesen Versen spricht, ist ein hervorragender Zug seines Charakters schon in seinen Knaben und Jünglingsjahren gewesen. Der junge Gymnasiast und Student wurde darin von seinem verständigen Vater allezeit begünstigt und ermuntert: „Jetzt mußt du reisen; wenn du einmal eine feste Lebensstellung hast, ist es Zeit genug, dir eine Bibliothek anzulegen.“ So wurde denn in den Vakanzen fleißig der Ranzen auf den Rücken geschnallt, der Stab in die Hand genommen und über Berg und Thal durchs liebliche Württemberger Land, in die Alpen hinein, nach Italien hinüber, und an den schönen Rhein gepilgert.

In seinen „Blättern aus dem Wanderbuch“ (Deutscher Kirchenfreund, August 1855) spricht er sich über Reisen überhaupt und seine ersten Jugend-Wanderungen insonderheit aus: „Ist das Leben eine Reise, so lebt man im besonderen Sinne, wenn man reist. Da ist man Pilger und Fremdling im vollen Sinne des Wortes. Alles zieht im rascheren Wechsel an der Seele vorüber. Vieles läßt kaum ein schwaches Lichtbild zurück, und das Weiter und Vorwärts begleitet den Reisenden überall, der das Fernesein von der gewohnten Heimat doppelt im Mangel einer bleibenden Stätte empfinden muß.

Das Reisen ist ein konzentriertes Leben auch in so fern, als das Leben in Stunden und Tagen des Reisens unwillkürlich sich reicher

gestaltet. Da tritt uns nicht das Einerlei des Orts und der Verhältnisse vor die Seele, sondern jeder Schritt bringt uns neues vor das Auge; wir erleben da mehr in wenigen Stunden, als sonst oft in Tagen. Die Seele wird bereichert, und treten wir in den gewohnten Kreis der Heimat zurück, so stellen wir ihm eine andere Welt, die wir in uns mit nach Hause bringen, vergleichend an die Seite. —

Daß ich von Jugend auf reiselustig gewesen bin, will ich gerne bekennen. Kaum sechs Jahre alt machte ich vom heimatlichen Schwabenlande aus den ersten Besuch in der Schweiz jenseits des Bodensees und entging mit Vater und Brüdern ernster Gefahr, da auf der Rückkehr das Dampfboot in Feuer geriet. Gleichwohl war einer der stärksten Eindrücke, die ich damals mit nach Hause brachte, die, daß ich auf der Reise mehrmals um meine regelmäßige Mahlzeit gekommen war. Lache, wer will! Doch ist weder durch solchen ernsten Verlust, noch durch jenen ernsteren Schrecken die Reiselust in mir abgekühlt worden. Mit fünfzehn Jahren ging's über einen langen Strich der württembergischen Alb auf alte Burgen und Stammsitze der Landesfürsten und des Kaiserhauses der Hohenstaufen. Bald darauf wurde ein Streifzug an der Seite eines Bruders über die Höhen und Thäler des Schwarzwaldes unternommen, und das Ziel war die luftige Höhe des Straßburger Münsters. Der Gesichtskreis wurde durch wiederholte Studentenfahrten und Ferienreisen in die Gebirge der Schweiz und Tyrols bis hinunter in die lombardischen Gefilde und zum Mailänder Dom noch erweitert; auch dem lieben Rhein wurde das Geleite gegeben von seiner Gletscherwiege an bis hinunter in die Flachländer, zur Stille seines Alters. Später trat dem Eindruck des Anblickes der Hochalpen der gleich großartige des offenen Meeres auf der Fahrt nach der neuen Welt an die Seite, und hätte mich gleich nachher jemand mitgenommen nach China und zur Fahrt um die Erdkugel, ich wäre willig mit ihm gegangen. So wenig war die Reiselust gestillt."

Es war dem Jüngling ein inneres Bedürfnis, die reichen Eindrücke, die er auf solchen Reisen in die Seele aufgenommen, mit der Feder festzuhalten und in lebendigen, ausführlichen Schilderungen bis ins Kleinste auszumalen. Das erste, was von seiner Feder je in den Druck gekommen, war eine solche Reiseskizze eines Besuchs im Dom zu Mailand, die im Jahre 1843 in Barths Jugendblättern erschien. Seine Reisebeschreibungen pflegte er seinen Lieben, damals besonders seinem Vater, in sauber geschriebenen und gebundenen Manuskripten auf den Geburtstag- oder Weihnachtstisch zu legen. Ein solches Bändchen von 80 Seiten liegt vor uns, darin er eine Herbstreise in die Schweiz im September 1839 dem Vater zum Christtag bearbeitete. Als Probe seines Stils und seiner Beobachtungs- und Schilderungs-Gabe entnehmen wir derselben die Beschreibung des Rheinfalls bei Schaffhausen:

„In Schaffhausen selbst sieht man es dem Strom in der That noch nicht an, welch ein Schrecken seiner wartet. An der Brücke lag gerade ganz ruhig das Dampfboot, das zwischen Constanz und Schaffhausen seine täglichen Fahrten macht. Aber schon eine kurze Strecke unter der Stadt beginnt der Lauf der Wellen eilender zu werden, und es möchte gewagt scheinen, im leichten Nachen darin hin und her zu fahren. An der Hand eines lieben Mannes, des Malers Hurter, gingen wir dem Sturze zu, der sich schon aus ziemlicher Entfernung durch ein dumpfes Dröhnen kund gab, und wenn die Begierde auf der einen Seite den Schritt beflügelte, so zwang man sich auf der andern selbst, recht kalt und gleichgültig zu sein, um sich ganz vorurteilsfrei dem unmittelbaren Eindruck bloßzustellen. Ohne nur einen Blick nach der Seite hinzuthun, von welcher jetzt das schreckliche Getöse den Sinn betäubte, kehrte sich auf Geheiß des kundigen Künstlers und Freundes das weitgeöffnete Auge zumal gegen das wunderbare Schauspiel. Und in der That war denn auch von unserem Standpunkt aus, gerade dem Sturze gegenüber, der Eindruck ein großartiger, imponierender, aber dabei ein so milder, freundlicher, wie man sich ihn nur wünschen mag. Wen sollte auch dieses gewaltige, sich ewig neu gebärende Leben, in dem tobenden, schäumenden Elemente, jetzt in gedrängter Masse stürzend, jetzt in leichtem, silberweißen Dampf zum Himmel aufsteigend oder von der Windsbraut um die Felsen gejagt, jetzt wieder in ruhiger Bucht sich sammelnd und am Ufer vom wilden Kampfe in langen, schaumtragenden Wellenzügen ausatmend, — in dieser lieblichen Mannigfaltigkeit der Umgebung nicht innig ergreifen? Wie herrlich thront der buschige Fels ewig ruhig und starr in den raschen, heranjagenden, mit aller Wucht auf ihn stürzenden Wogen! Wie erhaben schaut rechts das alte Schloß mit seinen Zinnen auf die immer neue, zu seinen Füßen ihr lärmendes Spiel treibende Jugendkraft herunter, während links der Eisenhammer durch sein hartes, eigensinniges Pochen vergebens in den Donner des in die Felsgruft geschleuderten Wassers einen sichern Takt zu bringen sucht, das sich seiner Mutter Erde hier in den Schoß wirft, um wiedergeboren und geläutert die bläulichen Fluten weiter zu treiben. Ich wunderte mich jetzt erst über so manches verachtende Urteil, das mir über den Rheinfall bisher zu Ohren gekommen war, und weil mir vom Rheinfall ein wirklich imposanter Eindruck blieb, so glaube ich zwar deshalb nicht, einen Niagara gesehen zu haben, aber ich habe auch keinen Niagara erwartet, um nicht unbefriedigt vom Rheinfall zu kommen.“

Zweites Kapitel.

Die erste Arbeit im Lehr- und Pfarramt.

Die Schule in Bönnigheim. — Auszüge aus den Tagebüchern. — Eintritt ins Vikariat. — Schriftstellerische Thätigkeit. — Neuhausen.

Die Schule in Bönnigheim.

Wie es bei den angehenden württembergischen Theologen von alters her vielfach üblich war, suchte auch der junge Kandidat W. Julius Mann, nach Beendigung der Universitätsstudien und seinem ehrenvoll bestandenen Abgangs-Examen zunächst eine Stelle als Lehrer. Eine solche fand er in der trefflichen Privatschule des Dr. Hahn in Bönnigheim. Das Städtchen liegt an einer alten Römerstraße, in dem zum früheren Rheinfranken gehörigen Zabergau in der Nähe des Michaelsberges, an dessen Abhängen schon im achten Jahrhundert Wein gepflanzt wurde, und dessen alte Kapelle wahrscheinlich aus einem römischen Luna-Tempel umgebaut wurde.

Die Lehrfächer, die dem jungen Kandidaten in dieser Privatschule anvertraut wurden, waren besonders Weltgeschichte und alte Sprachen. Er hatte zum Lehrer eine ganz entschiedene natürliche Begabung, einen klaren Verstand, eine reiche Phantasie, eine lebendige, frische Auffassung und Darstellung, dazu einen energischen, kräftigen Willen, der allen Ernstes ein vorgesetztes Ziel zu erreichen bestrebt war. Dazu kam der lebendige persönliche Anteil, den er an seinen Zöglingen nahm und ihre äußere und innere Entwicklung, besonders auch ihr religiöses Leben zum Gegenstand gewissenhafter Aufmerksamkeit und treuen Fürbitte machte. Er suchte den einzelnen Charakteren mit ihrer eigentümlichen Begabung allezeit gerecht zu werden. Mit dem frischen Feuer erster jugendlicher Begeisterung warf er sich in die Arbeit. Aber während er das Erzieherwerk an andern übte, vergaß er die nötige Selbstzucht dabei nicht und suchte in aufrichtiger, demütiger Selbstprüfung den inneren Menschen zu fördern und zu vertiefen.

Auszüge aus dem Tagebuch.

Sein Tagebuch, das charakteristischer Weise im Jahr 1843 mit einer Sammlung von hübschen, kleinen Anekdoten beginnt, von denen wir manche später in heitern Stunden wiederholt aus seinem Munde hörten, gibt uns manche Einblicke in seine Arbeit, sein Streben und den Geist, der ihn beseelte. „Ich weiß," sagt er, „daß das göttliche

Erbarmen ein Feuer anzünden kann im Menschenherzen, gegen das alle Lohe der Selbstsucht zum erstickten Funken wird. Ja, Herr, ich bin finster, Du kannst helle machen! Laß mich nicht mit eigenem Licht um Dich herumkreisen wollen, sondern laß mich in Dir, Du ewige Lebenssonne, verglimmen. — Man könnte bisweilen versucht sein, zu glauben, es sei für den sittlichen Menschen genug, wenn er nur Geistiges treibe, er bedürfe des direkten Gebetes nicht. Dem ist nicht also. Man empfindet da bald, wie stolz, kalt, launisch man gegen andere ist. — Ich war heute in den Lektionen sehr scharf; die Buben sind aber auch zum Teil heillos träge und gleichgiltig. — Morgens betete ich mit rechter Sehnsucht um die rechte Ruhe und demütigen Eifer. Der Herr hat mich in Gnaden geleitet. Ach wie viel Stunden könnten wir alle Tage bei Ihm verleben! — Die liebe Jugend verdient gegenwärtig im allgemeinen alles Lob; es kommen keine Rohheiten vor, und die meisten sind fleißig. Gott erhalte sie in diesem Geist! — Um die Natur ist's doch ein herrliches Ding. Wie vieles ist durch Erzieherhand schon gegen die Natur und die freie Entwicklung gethan worden, und doch hat sich ein Charakter gebildet. — Es könnte gar nichts Großartigeres geben als ein Menschenherz ohne Ichsucht, ohne Sünde. Die Sünde macht klein und kleinlich. Es ist eine Macht, die nur durch die Sklaverei ihrer Diener existieren kann. — Morgens hielt ich die Andacht über Matth. 8, 23—27. Ich war lebhaft, aber es war eigentlich eine Predigt, und die Kinder werden nicht alles verstanden haben. Nun, wenn nur etwas! nur nicht gar nichts! Ein Pädagog muß in der That froh sein, wenn er nur nichts verdirbt an den Seelen. Er selber und allein kann ohnehin nichts gut machen. — Der Herr macht's immer leichter, als wir wert sind; wäre Er aber ganz Herr, so wäre aller Last ein Ende gemacht. Das Selbstregierenwollen ist die größte Thorheit. — Liebe und Energie recht miteinander zu verbinden, das ist das Schönste in der Welt. Ich habe noch wenig Männer gefunden, die es recht verstunden. Herr Dr. Schmidt in Tübingen scheint mir der Art zu sein."

Bei all' seiner Strenge und seinem Eifer für eine stramme Zucht im Hause, konnte der junge Lehrer doch recht von Herzen froh und munter mit seinen Zöglingen auf dem Turnplatz und in jugendlichem Spiel sich tummeln. „Ich spiele oft mit den Kleinen und reiße mich lustig mit ihnen auf dem Turnplatz herum; wir bauen im Hofe Türme aus Scheiterholz und werfen sie jubelnd wieder ein." Das Bedürfnis geselliger, heiterer Freude mit Gleichgestimmten war für ihn so groß, daß er sagt: „Wenn ich nicht zu Zeiten recht lustig sein kann, kann ich auch nicht arbeiten." Unter seinen Kollegen in der Fakultät fand er dafür freilich keine besondere Befriedigung. „Es fehlt uns," klagt er, „am Bande sozialer Kordialität." Eine Ausnahme dabei bildete nur sein Verhältnis zu Vikar Kleinmann, der im Februar 1844 Bönnigheim verließ, und mit dem er, wie mit andern Universi-

tätsfreunden eine lebhafte Korrespondenz führte. Nach einem lieben Brief von dem in Norddeutschland befindlichen Freunde, sagt er: „Es ist mir oft ein Rätsel, wie jemand eine so kalte, stolze, mißtrauische, rasche Natur, wie ich bin, lieb gewinnen kann. Aber für mich ist es eine außerordentliche Gnade Gottes, daß Er mir doch, wo ich hinkomme, solche Freunde zuführt, die ein Bedürfnis haben, sich an meine energische Spontaneität anzuschließen, und die Herz genug haben, meine Härte zu ertragen."

Im Lehrerkollegium drang er allezeit auf feste Ordnung und Durchführung der Regeln und Statuten des Hauses, freilich ohne dabei immer die gehoffte Unterstützung zu finden. Die allgemeine Stimme bezeichnete ihn, in richtiger Schätzung seiner pädagogischen Fähigkeiten, als den künftigen Inspektor der Anstalt. Dagegen fühlte er selbst je länger, je weniger volle Befriedigung im bloßen Lehrerberuf. Schon im Dezember 1843 schrieb er an die Eltern mit der Bitte, sich nach einem Vikariat in der Nähe von Stuttgart für ihn umzusehen. „Es scheint mir immer mehr, ich könne in unserer Anstalt nicht mehr mit der alten Lust und Freude wirken. Zwar wird mir nicht gerade die Arbeit an sich schwer, im Gegenteil habe ich mehr gelernt, die Kinder mit rechter Ruhe zu behandeln. Ich ärgere mich nicht mehr so leicht über sie und verlange weniger Akkuratesse in allen Stücken; auch kann ich wohl sagen, daß meine Liebe zu ihnen allgemeiner geworden ist, und ich auch die Schwierigkeiten geduldiger ertragen kann; aber gleichwohl ist mir gegenwärtig weniger wohl im Hause."

Erstes Vikariat.

Des Vaters Herzenswunsch war es schon lange gewesen, daß er die eigentliche pastorale Thätigkeit beginnen sollte. Da kam die Gelegenheit dazu in einer Weise, daß er vorerst die Lehr-Arbeit an dem Hahnschen Institut noch beibehalten und doch als Vikar des Stadtpfarrers in Bönnigheim amtieren konnte. Am 8. Februar 1844 gab er dazu seine Zusage. Das Gehalt, für das er vom Februar bis ersten Oktober dienen wollte, betrug siebenundzwanzig Gulden, etwa zwölf Dollars. Der hocherfreute Vater hatte ihm eben mit den besten Segenswünschen ein Exemplar der württembergischen Agende zugesandt, zum Dienst im Pfarramt. Zu jener Zeit war es in der lutherischen Landeskirche Württembergs nicht Brauch, die jungen Kandidaten zum Predigtamt zu ordinieren, ehe sie einen förmlichen Ruf zu einer ständigen Pfarrei hatten. Dann wurde mit ihrer ersten Installation auch ihre Ordination verbunden. Erst seit dem Jahr 1855 ist die Einrichtung getroffen, daß auch die Vikare, die ohne selbständiges Amt nur als Pfarrgehilfen thätig sind, schon förmlich ordiniert werden. Vordem aber hatten die Kandidaten, wenn sie ihr erstes Vikariat antraten, ein feierliches Gelöbnis, an Eidesstatt, vor dem Dekan oder einem von

ihm bestellten Geistlichen, abzulegen. Dieser Ordnung gemäß legte W. Julius Mann, am 20. Februar 1844, vor dem Diakonus Zeller zu Besigheim das förmliche und feierliche Versprechen ab, „sich bei seinen Vorträgen und dem Religionsunterrichte an die heilige Schrift zu halten und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriffe, so wie derselbe vorzüglich in der Augsburgischen Konfession enthalten ist, zu erlauben." Der junge Kandidat gab ihm die Hand „mit guter Ueberzeugung" und mit dem Herzensvorsatz und Gebet, „bei diesem Versprechen allezeit zu bleiben." Der feierliche Akt, dem auch sein Herzensfreund, Vikar Kleinmann, beiwohnte, wurde von Helfer Zeller mit einem herzlichen Segenswunsch geschlossen.

Damit trat er denn regelmäßig in den Dienst am Wort, mit Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge. Bei seiner eminenten Rednergabe wurde ihm das Predigen von Anfang an leicht und lieb. Er wundert sich selbst darüber, wie rasch und mühelos er seine Entwürfe niederschreibt, und wie leicht er sie „nachts im Bett" dem Gedächtnis anvertraut! Dabei aber nimmt er es doch mit der Vorbereitung recht ernst und warnt sich selbst von Anfang an davor, nicht allzu schnell niederzuschreiben. „Man verfällt da leicht in Plattheiten, in ein Synonymisieren, wohinter nichts ist." Auch in seinem Vortrag kritisiert er sich selbst und fürchtet, daß er manchmal „zu laut und hitzig" gewesen. Ueber die Länge seiner Predigten beklagt sich niemand. „Hierin," sagt er, „hoffe ich wenigstens genügen zu können. Das lange Predigen ist ohnehin eine schlimmere Sache, wie das zu viel Predigen. Der Prediger wird einmal notwendig dadurch erschöpft, selbst wenn er noch so geistreich wäre. Sodann, wenn er sich gehörig präpariert und Durchdachtes auf die Kanzel bringt, so werden die Zuhörer umso weniger davon behalten, je länger die Predigt ist. Oder wenn er nun auf gut Glück Stegreifpredigten hält, so wird er die Zuhörer so mit Wasser begießen, daß sie am Ende dem Guß durch Wegbleiben ausweichen. Doch mag die Individualität auch hierin in ihrem vollen Rechte allezeit bleiben. Ich für meinen Teil bin so klar darüber, wie groß bei mir der Unterschied zwischen Extemporiertem und Studiertem ist, daß ich im Blick auf Wert und Nutzen der Gemeinde in keinem Zweifel sein kann, daß größere Mühe mehr Wirkung hervorbringt." —

Eine eigentümliche Erfahrung machte er mit einer Predigt, die er im Sommer 1844 über den reichen Mann und armen Lazarus hielt. Die Predigt war in raschem Wurfe gemacht und mit besonderer Frische und Leichtigkeit gehalten worden. Er meinte selbst, das sei wohl seine populärste Predigt gewesen. Nun mußte er aber hören, daß die pietistisch gerichtete Partei in der Gemeinde mit der Predigt gar nicht zufrieden gewesen sei. Er habe Sachen gepredigt, die gar nicht in der Bibel stehen und habe nur eine Geschichte erzählt, und das sei eigentlich gar keine Predigt gewesen. Dazu bemerkt das Tage-

buch: „Daß die Leute dieser Partei an der Predigt keine Freude hatten, wundert mich nicht; daß sie aber von ihr doch nachher redeten und noch etwas wußten, kann mich freuen, da ich nur den Text erläuterte und recht klar und eindringlich machen wollte. Allein stutzig muß mich das Urteil doch machen. Denn wie kann ich der Gemeinde nützen, wenn sie mich so wenig faßt, wenn ich das Erbauungsbedürfnis so wenig befriedige? Soll ich also einen ganz andern Weg suchen? Das wird meine Natur nicht zulassen; oder muß ich sobald als möglich zu predigen aufhören? Den Leuten in ihrer Manier zu predigen, das ist und bleibt mir unmöglich; noch unmöglicher die Leute anders zu bilden."

Hinsichtlich der Frage, ob zu viel oder zu wenig gepredigt werde, ist er ganz entschieden der Ansicht, daß das erstere der Fall sei. „Es ist zu viel Erbauliches da. Es fehlt an eigentlichen Lehrpredigten. Man sollte den Alten Kinderlehren halten." In seinem Konfirmanden-Unterricht, den er zum ersten Mal am 20. Februar 1844 zu halten hatte, war seine Hauptsorge, wie es einst die frommen Halleschen Väter, Spener und Francke, gesucht, es zu einer Sache des Herzens, nicht bloß des Kopfes zu machen. „Wenn ich nur zu jedem Satze recht viele Geschichten und recht schlagende Bibelstellen auswendig wüßte!" Das wünscht er sich für die Methode seines Unterrichts.

Ein eigentümlicher Zug in seinen Tagebuch-Notizen aus jenen Tagen ist ein fester Konservatismus gegenüber dem Alten. „Das Mittelalter übt immer eine besondere Anziehungskraft auf mich aus. — Das Alte wird mir immer ehrwürdiger. Jede Neuerung macht mich bedenklich." So ist ihm auch die alte Gebetssprache und das gemeinsame Kirchengebet der Gemeinde gegenüber dem mehr Subjektiven der Predigt von besonderem Wert und leider unverstandener Bedeutung. In Württemberg bestand damals, und wohl heute noch, die Ordnung, mittwochs oder freitags, oder auch an beiden Tagen, einen einfachen Gebet-Gottesdienst zu halten, bestehend in Gesang, Schriftverlesung, Gebet und Gesang. Häufig wurde dabei die Litanei gebraucht, und der Gottesdienst selbst heißt im Volksmund die Betstunde. Von einer solchen Betstunde, wie er sie damals als Vikar hielt, sagt er: „Dem Psalmen fügte ich kein Wort bei. Die schöne, ohnehin lange Liturgie (Litanei?) suchte ich mit allem möglichen Ausdruck zu lesen. An das rechte kirchliche Beten sollte man unsre Gemeinden ohnehin viel mehr gewöhnen. Sie wollen eine Predigt. Der Mangel an geistiger, religiöser Selbstthätigkeit ist so weit gekommen, daß man ihnen Gottes Wort vorkauen muß, wenn sie es recht fassen sollen. Wie ist zu helfen? Soll man damit fortfahren, ihnen immerdar zu predigen, so daß sie dabei bleiben, daß fortwährend das Wort des Geistlichen im Gottesdienst die Hauptsache ist, mehr als Bibelwort und Kirchengebet? Ich glaube, das ist nicht das Bessere.

Die Gemeinden hängen dabei immer an Subjektivem, am einzelnen Prediger, und es fehlt die rechte Kirchlichkeit, der Geist, der in allen für alle um das eine Heil betet.“

Daß er in diesen ersten Lehr- und Vikariatsjahren nicht „ganz aus der Theologie heraus“ kam, wie er manchmal fürchtete, dafür sorgte die gute württembergische Ordnung des Synodal-Aufsatzes, welchen die Geistlichen von Zeit zu Zeit auszuarbeiten haben, um darin über ihr Weiterstudium Zeugnis abzulegen. Das Thema, über welches er im Jahr 1844 einen solchen Aufsatz für seinen Dekan ausarbeitete, war: „Die Christologie des St. Paulus verglichen mit der der johanneischen Briefe.“ Sein Stadtpfarrer, dem er ihn zu lesen gab, ehe er an den Dekan abging, war recht wohl mit ihm zufrieden. Die Arbeit ist noch vorhanden und beweist klärlich, daß in seiner theologischen Gedankenarbeit gewiß kein Stillstand oder Zurückgehen bemerkbar war.

Schriftstellerische Thätigkeit.

Während er seines Doppel-Amtes als Lehrer und Pfarrgehilfe treulich waltete, fand er noch Zeit, schriftstellerisch thätig zu sein. Im August und September 1843 schrieb er eine kleine Erzählung von 117 Seiten, die er zuerst „Die Auswanderer“ betitelte. Auf Wunsch des Verlegers J. F. Steinkopf wurde sie aber „Die Ansiedler in Amerika“ genannt. Als er dies Thema wählte und bearbeitete, konnte er schwerlich selbst schon eine Ahnung davon gehabt haben, daß er in Kürze den Wanderstab ergreifen und nach Amerika übersiedeln sollte. Und doch liest sich das Büchlein wie eine Vorstudie auf Amerika. Es gibt einen trefflichen Umriß der Geschichte und Geographie des Landes, das so bald seine Heimat werden sollte. Das erste Kapitel hat zum Motto den Gottesbefehl an Abram: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das Ich dir zeigen will.“ (1. Mos. 12, 1). Und das Jahr, in welchem dies Büchlein veröffentlicht wurde, war das Jahr seiner Ankunft in Amerika!

Kaum war er mit den „Ansiedlern“ fertig, so kreiste schon wieder ein neues Werk in seinem Kopfe. Diesmal war's ein Thema aus der Reformationsgeschichte. Am 31. Oktober 1843 heißt es im Tagebuch: „Arbeite für mich auf eine Erzählung aus der Reformationszeit hin; bin aber noch im Unklaren.“ Tags darauf ist er mit der Disposition im Reinen. Auch ein Name für das Kind seiner Muse ist gefunden: es soll „Xaverus Hammerschlag“ heißen und eine Erzählung für die reifere Jugend sein, die etwas christliche Erfahrung voraussetzt. Sein Herzenswunsch dabei ist, „wenn nur die psychologische Behandlung recht gelänge! Sie macht mir selbst am meisten Freude.“ Aber im Fortschreiten der Arbeit übt er ein un-

barmherziges Gericht an ihr. — Er klagt über die Schwierigkeiten, die er finde, „religiöse, innere Erlebnisse lebendig darzustellen und seine Gedanken mit Leichtigkeit auf das Papier zu bringen. Die Arbeit bekommt kein gleiches Gepräge, ist nicht aus einem Guß u. s. f. Als er am 28. März 1844 damit fertig wurde, bricht er den Stab darüber mit den Worten: „Die ganze Geschichte ist keinen Druck nutz."

Auch an einem Liederbuch, das während seiner Bönnigheimer Zeit von dem Lehrer-Kollegium der Schule bearbeitet wurde, war er fleißig mit thätig und dichtete eine Anzahl von Liedern dazu, besonders Frühlingslieder. Der bekannte Organist und Komponist Kocher hatte ihn dazu ermuntert. Für die Sammlung wurde der stolze Titel gewählt: Liederhalle deutscher Turner. Das Buch scheint wirklich veröffentlicht worden zu sein. Es ist uns aber kein Exemplar desselben zu Gesicht gekommen.

Neuhausen.

Im Dezember 1844 übernahm er auf besonderen Wunsch des Prälaten v. Klaiber das Vikariat in Neuhausen in der Nähe von Metzingen, in dem romantischen Albthal. das zu der alten Stadt und Veste Urach hinaufführt. Der dortige Pfarrer J. F. Eytel war der Vater seines Freundes Hermann Eytel; und in Gemeinschaft mit Vater und Sohn bediente er Neuhausen und das Filial Glems bis zum Juli des Jahres 1845. Als er in jenem Sommer die Gemeinde verließ, gaben ihm Dekan Ziegler von Urach und Pastor Eytel das rühmende Zeugnis, daß er sich „durch sein feines Betragen gegen den Pastor und dessen Familie ausgezeichnet und durch seine echt christliche Predigt und Katechisation, wie auch durch seine erbaulichen Krankenbesuche das Vertrauen der Gemeinde gewonnen habe. Mit tiefem Bedauern läßt man ihn ziehen. Sein Andenken bleibt gewiß vielen im Segen."

Drittes Kapitel.

Ankunft in Amerika und Wirken in der reformierten Kirche.

Der Ruf in die neue Welt. — Die Reise. — Lehrthätigkeit in Mercersburg. — Pastorat an der reformierten Gemeinde in Philadelphia. — Amerikanisierungs-Prozeß. — Hoffnung für die lutherische Kirche. — Die Revolution von 1848 und 1849.

Der Ruf in die neue Welt.

Schon während der kurzen Vikariatszeit in Neuhausen waren unter Gottes Vorsehung die einleitenden Schritte geschehen, die den jungen reichbegabten und wohlvorbereiteten Theologen in die neue Welt hinüberführen und hier zu einem auserwählten Rüstzeug fürs Reich Gottes machen sollten. Im Frühjahr 1844 war sein intimster Freund, Philipp Schaff, einem Rufe an das reformierte Seminar und College in Mercersburg, Pennsylvanien, gefolgt, wohin ihn Professor Neander in Berlin warm empfohlen hatte. Am 13. März erhielt W. Julius Mann, damals noch in Bönnigheim, den Abschiedsbrief des Freundes. „Er geht getrost nach Amerika," sagt das Tagebuch, „und will, ich soll ihm bald nachkommen. Bald soll eine Vokation an eine reformierte Gemeinde in meiner Tasche sein. Wenn ein Ruf käme, würde ich ihn annehmen?"

Wenige Monate später trat dann die Frage an ihn heran, ob er bereit wäre, einem Ruf als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an das Mercersburg-Collegium zu folgen, im Fall ein solcher an ihn ergehen würde. In einem Brief vom 31. Januar 1845 erklärt er sich bereit, mit voller Zustimmung seiner Eltern einen derartigen Ruf anzunehmen und spricht den Wunsch aus, daß auch Vorlesungen über Chemie, Physik und Geologie in seine Unterrichtsfächer eingeschlossen werden möchten.

Im Mai desselben Jahres schrieb ihm der amerikanische Freund den inhaltsschweren Brief, der in prophetischer Ahnung ihm seinen Beruf in der neuen Welt skizzierte und mit männlicher Offenheit die hellen und dunklen Seiten des Arbeitsfeldes schilderte, das hier seiner wartete. Wir geben den wichtigen Brief in seinem Hauptinhalt wörtlich wieder:

„An deiner Stelle würde ich mit meiner jetzigen Kenntnis von Amerika jedenfalls hierher kommen. In Württemberg sehnen sich die Kandidaten nach Gemeinden, hier schmachten die Gemeinden nach

Kandidaten. Dort ist man von allen Seiten in seiner Wirksamkeit gehemmt, hier herrscht absolute Freiheit; ein Gift freilich für die Fleischesknechte, aber auch eine Himmelsgabe für den, der sie zur Ehre Gottes und zum Aufbau Seiner Kirche anzuwenden weiß. Dort sieht es herbstlich aus, hier ist alles frisch und grün. Ein schreckliches Durcheinander zwar herrscht noch in allen kirchlichen Verhältnissen, aber es ist ungeheueres Material vorhanden für eine großartige, neue Epoche der Kirchengeschichte. Am schlimmsten steht es unter den Deutschen, besonders im Westen, aber umso mehr thut gerade bei ihnen Hilfe Not, und das zukünftige Glück der Freistaaten hängt großenteils von der Erziehung und Christianisierung unserer Landsleute ab. Das beginnen die Anglo-Amerikaner selber einzusehen und schauen daher mit großer Teilnahme auf alles, was unter den Deutschen und für sie geschieht. Wenn nun aus der deutschen Professur nichts würde, so könntest du als deutscher Prediger sehr nützlich sein. — So ist es freilich nicht, daß man sich nur so in eine Gemeinde hineinsetzen und behaglich leben kann. Wer aber auch keine Lust und keine Freudigkeit hat, etwas zu leiden und zu verleugnen um des Herrn willen, der ist für das Predigtamt überhaupt, in der alten und in der neuen Welt untauglich. Wer Missions-Eifer hat und für den Anfang mit Wenigem fürlieb nehmen will, Entbehrungen und Opfer mancher Art nicht scheut, die zerstreuten Deutschen zu einer Gemeinde sammeln will, der hat hier ein unermeßliches Arbeitsfeld und kann Tausenden zum Segen werden. Es ist eine wahre Schmach, daß in Deutschland so viele Kandidaten müßig am Markte stehen, während hier Scharen ihrer Landsleute wie Schafe, die keinen Hirten haben, herumlaufen, oder reißenden Wölfen in die Klauen fallen. Kommet herüber und helft uns! — —'—

Ich will durchaus nicht in dich dringen, schon wegen der Verantwortung nicht, die ich auf mich nehme. Daher mache ich dir auch keine splendiden Aussichten. Das Christenleben ist hier, wie dort, eine Kette von Selbstverleugnungen und Aufopferungen, und in der neuen Welt herrscht so gut als in der alten das bekannte Grundgesetz: Man muß durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen. Diejenigen Kandidaten, welchen das geistliche Amt nichts anderes ist als eine Kuh, die sie mit Milch und Butter versorgt, bleiben besser in Deutschland. Sie stiften hier nur Unheil und finden nicht einmal die Kuh so fett, als sie erwarteten. Denn Gottlob hat hier das Volk im allgemeinen doch noch so viel Unterscheidungsgabe und so guten Geschmack, das Evangelium interessanter zu finden, als die wässrige Alltagsmoral und bürgerliche Rechtschaffenheit des Rationalismus. Ich habe aber die feste Zuversicht, daß du, wenn du kommst, mit Missionsgeist kommst und als großes und herrliches Ziel den Aufbau des Reiches Gottes und die Erziehung der Jugend unverrückt im Auge behalten wirst. Gott gebe dir Seinen Rat ins

Herz und lenke alles zu deinem und der Deinigen Besten und zur Ehre Seines herrlichen Namens!" —

Die Reise.

Aber schon ehe der Brief in seine Hände kam, hatte sich W. Julius Mann entschieden, dem Freunde in die neue Welt zu folgen. Im Juli 1845 verließ er Neuhausen und brachte noch einige Wochen im elterlichen Hause in Stuttgart zu. Sein Bruder Adolph hatte sich entschlossen, sich dem Dienst der Mission unter den Heiden zu widmen und trat um jene Zeit in die Missions-Anstalt zu Basel ein. Er wirkte später 35 Jahre lang im Dienst der englisch-kirchlichen Mission an der Goldküste. An die Eltern trat somit zu derselben Zeit ein doppeltes Opfer heran. Die beiden Söhne sollten sie für das Reich Gottes in ferne Weltteile hergeben. Aber sie erkannten Gottes Finger in dieser Führung und fügten sich mit Ergebung darein.

Am 16. August 1845 war der Tag der Abreise von Stuttgart. Vom Vater war es ein Abschied vom Leben; die Mutter aber hat er vor ihrem Tode noch einmal hienieden sehen dürfen. Bis Straßburg reisten die Brüder Adolph und Julius zusammen. Dann wandte sich der erstere Basel zu, nach Süden. Erst nach 44 Jahren sollten sich die beiden Brüder wiedersehen! Der letztere pilgerte westwärts nach Paris und Havre. Der ursprüngliche Reiseplan war über Bremen gewesen. Er wurde aber in die Route über Havre abgeändert, um einen jungen Zögling des Basler Missionshauses, den späteren reformierten Pastor und Professor J. G. Zahner, dessen Ziel ebenfalls Mercersburg war, zum Reisegefährten zu bekommen. Am 19. trafen sie in Paris ein und widmeten eine Woche den Sehenswürdigkeiten der Weltstadt. In Havre gab es noch einen unerwarteten Aufenthalt, weil das neue Klipperschiff, mit dem sie segeln sollten, noch nicht ganz seefertig war. An dem Sonntag, den sie dort verlebten, gab es Gelegenheit, eine Predigt des berühmten Adolph Monod zu hören. Bei seiner tüchtigen Kenntnis der französischen Sprache, war das für W. Julius Mann ein besonderer Genuß. Am 9. September endlich stach die „Havre", die ihn zur neuen Welt bringen sollte, in die See, und am 9. Oktober erreichte sie New York nach einer glücklichen und für jene Zeit ziemlich raschen Fahrt.

In New York wurde er von Gustav Schwab, dem Sohn des Stuttgarter Professors und Dichters G. Schwab herzlich bewillkommt. Bis zu seinem Tode ist ihm G. Schwab ein innig verbundener treuer Freund gewesen. Die Dedikation des dritten Bandes von Dr. Schaffs Kirchengeschichte verbindet in sinniger Weise die beiden alten Stuttgarter Freunde Schwab und Mann und hat mit ihrem lieblichen Zeugnis diese Freundschaft verewigt.

Von New York ging die Reise über Philadelphia nach York,

wo eben zu dieser Zeit die reformierte Synode versammelt war (vom 16. bis 23. Oktober.) Dort traf er mit seinem Freunde Schaff zusammen und lernte die hervorragendsten Glieder der Deutsch-Reformierten Kirche in Amerika kennen, darunter besonders Dr. Nevin, für den er rasch eine große Zuneigung und aufrichtige Verehrung empfand. „Er ist und bleibt eben ein deutscher Theologe."

Am 24. Oktober wurde Mercersburg erreicht, und damit waren seine Wanderungen vorläufig zum Ziel gekommen.

Lehrthätigkeit in Mercersburg.

Die Hoffnung, daß die Professur der deutschen Sprache und Litteratur in Mercersburg gegründet werden sollte, ging nicht in Erfüllung. Doch brachte er den Rest seines ersten Jahres in der neuen Welt in jenem stillen Winkel Pennsylvaniens zu und widmete seine Zeit und Kraft dem Unterricht der College-Studenten. Seine Vorträge über deutsche Litteratur und allgemeine Weltgeschichte wurden dort hochgeschätzt. Die letztere machte einen solchen Eindruck auf die Studenten, daß sie sich sein Manuskript erbaten, um es ins Englische zu übersetzen. Jahrelang schleppte sich diese Uebersetzung hin, und verschiedene Hände versuchten sich daran, besonders Ermentrout, der späterhin durch seinen Uebertritt zur römischen Kirche eine traurige Berühmtheit erlangte. In der Mercersburg Review erschienen im September und November 1849 und im Januar 1850 Bruchstücke davon unter dem Titel "Manual of Universal History" (Handbuch der Universal Geschichte). Er war aber von dieser Uebersetzung nicht sonderlich befriedigt, und die Hoffnung, die er anno 1848 eine Zeitlang hegen durfte, daß Dr. Nevin selbst sich an die Arbeit machen würde, erfüllte sich nicht.

Pastorat an der reformierten Salems-Gemeinde zu Philadelphia.

Im Dezember 1845 wurde er als Assistent des betagten Pastors G. Bibighaus, dessen Bekanntschaft er auf der Synode zu York gemacht hatte, an die reformierte Salems-Gemeinde zu Philadelphia berufen, deren Gotteshaus sich damals noch in der St. Johns Straße, nahe bei der Noble Straße befand. Am Geburtstag seines Vaters, dem 18. Januar 1846, hielt er dort seine Antrittspredigt, und am 17. Mai desselben Jahres empfing er seine förmliche Ordination zum Predigtamt aus den Händen der Pastoren G. Bibighaus und C. R. Keßler.

Vier Jahre lang diente er der Salems-Gemeinde mit voller Hingebung und Treue. Mit unermüdlichem Fleiß that er seine Pastoral-Arbeit, und mit dem ersten Feuer jugendlicher Begeisterung verkündete er das Evangelium von ihrer Kanzel, so daß der Raum

für die Menge der Hörer, die von allen Seiten zuströmte, bald zu enge wurde. Aber es war, aus mancherlei Gründen, eine ermüdende, aufreibende Arbeit, die er dort zu thun hatte. Bei aller Popularität, deren er sich erfreuen durfte, fühlte er sich doch sehr vereinsamt in der großen Stadt. Sein Leben war „sehr freudenlos und monoton." Es fehlten ihm Freunde, die ihm näher standen und ihm geistige Anregung und Erfrischung zu geben vermochten. Wohl hat Dr. R. Demme, der hochgeachtete Pastor der lutherischen Michaelis- und Zionsgemeinde und der anerkannte Führer der pennsylvanischen Muttersynode, die hohen Gaben des jungen Pastors bald kennen und schätzen gelernt. Aber er war eine sehr reservierte Natur, und obwohl er dem jungen Kollegen an der Salems-Kirche von Anfang an „sehr freundlich und zutrauensvoll" begegnete, so war doch dieser so bescheiden und zartfühlend, daß er alles vermied, was ihm als ein Suchen besonderer Annäherung hätte gedeutet werden können. Es war diese Zurückhaltung seinerseits ein um so größeres Opfer, da er doch mit der theologischen Stellung des Dr. Demme viel mehr in Einklang sich befand, als mit dem in der Salems-Gemeinde herrschenden Geist, wo er immer das Gefühl hatte, nicht verstanden zu werden.

Der Zustand der Gemeinde machte ihm viele und drückende Sorgen. „Da ist," klagt er, „keine Einheit, kein Eifer, kein Zusammenwirken, wohl aber Schulden! — — Die Amerikaner verstehen meine Predigtweise gar nicht und meinen, ich sollte eben auch ein Temperenz-Mann und methodistischer Kanzelredner sein. Die Deutschen kommen wohl haufenweise zur Kirche, aber für die Kirche und Gemeinde etwas Erhebliches zu thun, dazu haben sie keine Lust. Da wird man oft auch mutlos, und der gebildete Deutsche wird in die widerwärtigsten, dem Predigtamt ganz fremden Verwicklungen hineingezogen. Es will mir nicht gelingen, den Geist des Methodismus und der Scheinfrömmigkeit zu bannen und eine wahrhaft kirchliche Ordnung herzustellen. — Es ist ein elend jämmerlich Ding um einen nordamerikanischen Pfarrer. Es heißt in der Bibel, es sei dem Menschen gut, daß er das Joch trage in seiner Jugend. Allein dann gilt noch die alte Rechnung, wo die Leute mit 70, 80 Jahren noch frisch und jung sind wie Abraham und Methusalah. Denn ich sehe, das Jochtragen hört nicht leicht früher auf."

An dem Leben der reformierten Kirche selbst, die eben damals unter dem Einfluß der Mercersburger Theologen, Dr. Schaff und Dr. Nevin, in kirchlichere, gesündere Bahnen einzulenken anfing, nahm er ein warmes Interesse. Im Mai 1849 erwählte ihn die Classis zum Delegaten an die Synode. „Wenn ich bedenke," sagte er darüber, „daß ich vor einem Jahre als ein Fremdling nach Geburt, Sprache, Sitte, Geist u. s. f. in dieses Land eintrat, und daß ich jetzt schon einen gewissen Zweig in der Kirche soll repräsentieren helfen, so er-

greift dies mein Gemüt, durchaus nicht um persönlicher Rücksichten willen, aber um des wunderbaren Charakters dieses großen Landes willen, der auch das Fremdeste mit solcher Allgewalt assimiliert und jeden in die Mitthätigkeit hinein reißt ; — und sodann um der allgemeinen Richtung willen, welche die reformierte Kirche seit mehreren Jahren nahm, und von welcher auch meine Erwählung ein relatives Zeugnis ist.“

Amerikanisierungs-Prozeß.

Daß ein junger deutscher Theologe mit solcher klassischen und philosophischen Bildung, mit solch' weitem Blick und einem für das Leben der Gegenwart so aufgeweckten Geist sich rasch und leicht amerikanisierte, läßt sich denken. Er selber hat zwar immer bedauert, daß es ihm nicht vergönnt war, ein Jahr an einem amerikanischen College oder Seminar zuzubringen und eine solche Meisterschaft im Englischen zu gewinnen, daß er öffentlich in dieser Sprache hätte reden können. Aber im Schriftgebrauch war sein Englisch vorzüglich. Er hatte es so vollkommen im Besitz, daß er sogar englische Gedichte schrieb, von denen manche später im Workman veröffentlicht wurden. Auch in der Korrespondenz mit seinem Freunde Dr. Schaff kam nach und nach das Englische immer mehr in Gebrauch. Aber mit allem Verständnis der neuen Heimat und bei aller Liebe zu ihr blieb er doch im Herzen grund-deutsch und übte, wie wir später sehen werden, auch an Amerika und seinen Institutionen allezeit eine scharfe, schneidige Kritik. Den Vorwurf, der ihm von Vertretern eines einseitigen, beschränkten Deutschtums wiederholt gemacht worden ist, daß er dem Deutschen untreu geworden, hat er nach dem Urteil aller, die ihm näher standen, nicht verdient. Und doch ist er ihm schon in den ersten Jahren seines amerikanischen Aufenthalts gemacht worden.

Im Jahre 1845 besuchte der Dom-Kandidat, Eduard Hengstenberg, ein Bruder des berühmten Dr. Hengstenberg in Berlin, Amerika, besonders um sich mit dem Stand der hiesigen kirchlichen Verhältnisse unter den Deutschen vertraut zu machen. In der Evangelischen Kirchenzeitung (vom 20 März bis 8. Mai 1847) veröffentlichte er seine Eindrücke über „die Zustände der evangelischen Deutschen Nord-Amerikas.“ Sie erschienen ihm offenbar in einem sehr trüben Lichte. Sein Urteil ist ein fast hoffnungslos pessimistisches. Seine Klagen faßt er am Schluß jener Artikel in folgende Punkte zusammen :

Es fehlt den deutschen Evangelischen in Amerika :

1.) an nationalem Selbstbewußtsein ;

2.) an deutsch-kirchlichem, und den Gliedern der einzelnen Gemeinschaften an klarem, konfessionellem Bewußtsein ;

3.) es fehlt auch an aller Liebe zu der Väter Sinn, Sitte,

Sprache ; die Neigung geht viel mehr dahin, sie für das Fremde hinzugeben ;

4.) es fehlt an Schulen, ohne welche ein bleibendes selbständiges Gedeihen der deutschen Nationalität undenkbar ist, und an einer selbständigen Entwicklung einer deutschen Litteratur ;

5.) es fehlt vor allem an einer deutschen Bildungs-Anstalt für Geistliche ;

6.) an einer kirchlichen Zeitschrift, welche das deutsch-kirchliche Bewußtsein vertreten, wecken, erhalten könnte ;

7.) den deutsch gebliebenen Geistlichen fehlt es an allen litterarischen Hilfsmitteln, da sie, arm wie sie sind, nicht imstande sind, Bücher und kirchliche Zeitschriften aus dem Vaterland zu beziehen, und so leicht vertrocknen, versteinern und verbauern. Allgemein ward der Wunsch und die Bitte ausgesprochen, daß in dieser Beziehung die Liebe der Brüder in der Heimat sie versorgen möge ;

8.) es fehlt für diejenigen Geistlichen, welche dem unwiderstehlichen Zuge der Gemeinden in das englische Lager folgen, sowie den schon in englischer Umgebung Aufgewachsenen, an einer theologischen Litteratur, welche im englischen sprachlichen Gewand den deutschen Geist mitzuteilen und zu bewahren vermöchte. Da Uebersetzungen deutscher theologischer Werke wenig existieren, so saugen sie aus den allgemein verbreiteten Calvinistischen Bibelwerken von Scott und Henry den ultra-prädestinatianischen Calvinismus, aus dem von Clarke den Methodismus, dessen ganzen Typus selbst ihre aus diesen Werken mit den ihnen eigentümlichen Phrasen geschöpfte Kanzelsprache verrät ;

9.) es fehlt, — und dies ist ein Haupthindernis für jede systematische Hilfeleistung vom Vaterlande aus, — an einer kirchlichen Behörde, an welche man die Sendboten weisen, an einem Mittelpunkt, wo sie sich sammeln, orientieren, von wo aus sie ihren Wirkungskreis angewiesen erhalten könnten. Jede Kirche ist vielfach, oft bis zur Feindschaft, gespalten, keine in einem gesunden Zustande, keine sicher, klar, treu, unbefangen in ihrer Richtung. Der Einzelne muß mühevoll sein dornenreiches Arbeitsfeld aufsuchen; niemand ist, der es ihm anweise ; wenige nur sind, die sich freuen, daß er kommt, zu helfen an dem schweren Werke, wo die Hilfe so not thut.“

An diesen Punkten ist nun gewiß, besonders wie die Dinge eben damals standen, viel Wahres gewesen, wie ja auch der oben mitgeteilte Brief von Schaff an Mann beweist, der letzteren für das amerikanische Missionsfeld zu gewinnen suchte. Andrerseits ist es aber auch wahr, daß eben solche Leute, wie Mann und Schaff, jedenfalls in den ersten Jahren ihres Hierseins, besonders durch die Arbeit am Kirchenfreund, gerade diesen Uebeln zu steuern und das Deutsche, wie das kirchliche Bewußtlein ihrer Landsleute zu heben bestrebt waren. Hengstenberg war mit dem jungen, frisch eingewanderten württem-

bergischen Theologen in Mercersburg zusammengetroffen. Mann hatte dort auch eine Predigt von ihm gehört und hatte ihn liebgewonnen. Aber nun mußte gerade er dem Berliner Dom-Kandidaten als ein Beispiel des Abfalls vom deutschen Wesen und der charakterlosen Amerikanisierung dienen. Er schrieb über W. Julius Mann*) (Ev. Kirchenzeitung, 27. März 1847) wie folgt:

„Manche selbst unter denen, die eine gediegene deutsche Bildung mitbrachten und im Anfang mit großer Macht und Entschiedenheit für das deutsche Interesse auftraten, werden später, wenn nicht abtrünnig, doch lauer und lauer und geben dem amerikanischen Einfluß ihrer Umgebung mehr und mehr nach.

Als Beleg für dieses Urteil über die Macht, die der amerikanische Geist auch über gediegen deutsch gebildete ausübt, führt Referent das Beispiel eines seiner amerikanischen Bekannten an. Er traf mit demselben zu gleicher Zeit in Amerika ein; es war ein Württemberger Theologe, von sehr tüchtiger theologischer und gründlicher philosophischer, durchaus selbständiger Bildung, scharfen Verstandes, ja geistvoll, deutsch und sogar schwäbisch gemütlich. — Nach Jahresfrist sah er ihn wieder, und seine ganze Richtung war eine amerikanische geworden, alle seine Sympathien dem amerikanischen Wesen zugewandt, selbst seiner Zunge war das Englische geläufiger, als das Deutsche; unaufhörlich redete er Referenten, trotz dessen Protest gegen den Verrat, englisch an, ja, um diesen charakteristischen Zug anzuführen, er sprach Englisch im Schlafe!"

Zur Beleuchtung dieser Anklagen mögen die folgenden Worte dienen, die einem Freundesbrief von W. Julius Mann aus dem Jahre 1850 entnommen sind:

„Das Deutsche ist und bleibt mein Element. Ich bin stolz darauf und lächle zu der Eitelkeit der Amerikaner, die uns als halbe Barbaren betrachten. Wie war ich auf der Schulmeister-Versammlung so geärgert, von nichts, nichts beinahe zu hören, als vom Yankeedom, und daß dorther allein, allein Bildung, Wissen, Segen komme, daß alle Welt vom amerikanischen Schulsystem lernen müsse, daß unsre hiesige, amerikanische Jugend bei weitem die gebildetste, entwickeltste sei — und wenn man dann die Hohlheit, den toten Mechanismus, die absolute Ideenlosigkeit all' dieser gepriesenen Dinge inne wird, nein! es ist nicht zum aushalten! Ich verkenne die guten Seiten Amerikas nicht, aber wir haben das Unglück, gerade die schlimmen besonders vor Augen zu bekommen. Sie aber zuzudecken, zu bemänteln, halte ich für eine bedenkliche Tugend."

Die Art und Weise, wie sich Dr. Schaff das Verhältnis des Deutschen zum Amerikanischen und den Einfluß des deutschen Geistes

*) Auch über Dr. Schaff äußerte er bei dessen Freunden in Neu-England sein ernstliches Bedauern darüber, daß er schon so sehr amerikanisiert sei.

auf die Entwicklung Amerikas dachte, ist wesentlich auch die Anschauung seines Freundes Mann gewesen. „Wir behaupten," sagt er in der ersten Nummer des Kirchenfreundes, „daß die deutsche Theologie auf dem Boden der neuen Welt, der Welt der Zukunft, viel reichere Früchte tragen wird, als selbst in ihrem Geburtsland, oder auch in England. Dazu kommt, daß Amerika noch eine besondere Verpflichtung hat, den Geist der besseren deutschen Litteratur herüber zu verpflanzen und alle Schätze ihres Geistes und ihrer Gelehrsamkeit sich lebendig und organisch anzueignen. — Amerika ist nicht bloß für Engländer, Schotten und Irländer da, sondern jeder, der an die Freiheit und an die Zukunft glaubt, findet in ihm eine gastfreundliche Aufnahme und den ungemessensten Spielraum für die Entfaltung seiner Kräfte. — Deshalb ist unser Volk nicht darauf angewiesen, eine bloße Kopie von England zu sein, sondern durch freie Aneignung der Vorzüge aller europäischen Nationen sich immer mehr zur Selbständigkeit und Originalität heraufzuarbeiten und ein neues Blatt in der Geschichte der Menschheit aufzuschlagen. — Gott hat gewiß nicht drei Millionen Deutsche in diese zukunftschwangere Welt versetzt, um spurlos in einer fremden Nationalität unterzugehen, sondern vielmehr, damit sie als ein Sauerteig auf dieselbe wirken und ihr Elemente mitteilen sollen, welche ihre Kraft erhöhen und auf neue Bahnen der Entwicklung führen werden. — Möchten die deutschen Kirchen dieses Landes und ihre wissenschaftlichen Anstalten bald allgemein zum klaren Bewußtsein kommen, daß es eigentlich hauptsächlich *ihre* ihnen von der Vorsehung angewiesene Aufgabe sei, neben deutscher Sprache und Gelehrsamkeit besonders auch den deutschen *Geist* und deutsches *Gemüt* in englischem Gewande, das nun doch einmal das National-Gewand ist und bleiben wird, auf diesem fruchtbaren Boden der Zukunft heimisch zu machen."*)

Hoffnung für die lutherische Kirche.

Während nun die beiden Freunde Schaff und Mann zunächst mit ihren Gaben und Kräften der deutsch-reformierten Kirche Amerikas angehörten und sie auf kirchlichere Bahnen zu lenken bestrebt waren, beobachteten sie mit herzlicher Teilnahme die gleichzeitigen Vorgänge auf dem Gebiet der lutherischen Kirche, besonders im Osten unsres Landes, wo eben damals die konservative Strömung, die Wertschätzung des Bekenntnisses, der gesunde, historische Sinn vorerst ganz schüchtern sich zu regen begann. Im Oktober 1847 schreibt Dr. Schaff an den Freund in Philadelphia:

„Ich hoffe mit Zuversicht, daß die lutherische Kirche durch eine ähnliche Krisis hindurchgehen wird, wie unsre (reform.) Kirche.

*) Deutsche Litteratur in Amerika. Der deutsche Kirchenfreund, 1848 S. 6 — 19.

Der englische Halbmethodismus war nur ein unvermeidlicher Durchgangs-Punkt zu einer Wiedergeburt des deutschen Luthertums in anglo-amerikanischem Geiste, dem die Zukunft der neuen Welt gehört. Die Autorität von Schmucker und Kurtz wird im Stillen untergraben. Dr. Morris ist im wesentlichen ganz auf unserer Seite. Ein ähnliches gilt von Präsident Krauth in Gettysburg, von seinem Sohn in Shepherdstown und von Professor Reynolds etc. — — Wie unendlich mehr hätte Dr. Demme, dieser in der That hochzuachtende Mann thun können, wenn er seinen gewaltigen deutschen Geist von vornherein in der englischen Masse fühlbar gemacht hätte! Ein so unselbständiger Mann, wie S. S. Schmucker, wäre von ihm vielleicht fortgerissen worden; ein so seichter Kopf, wie Kurtz, hätte nie zu solchem Einfluß gelangen können, ja die ganze Generalsynode würde heute einen andern Charakter tragen. In seiner Gemeinde hat Demme ohne Zweifel großen Segen gestiftet, aber wo ist seine kirchliche Schöpfung? Soll der deutsche Geist sich nicht nur in unsrer reformierten und lutherischen Kirche fortpflanzen, sondern auch auf andre Denominationen einen umbildenden Einfluß gewinnen, so muß er sich der englischen Sprache bemächtigen und amerikanisch werden."

In der Antwort auf diesen Brief sagt W. Julius Mann unter anderem:

„Was die Stellung des Dr. Demme zur lutherischen General-Synode betrifft, so weiß ich nicht, in wie weit er in früheren Jahren dem Verfall der Kirchlichkeit entgegenzutreten suchte. Es scheint mir, daß seine eigenen Ansichten in betreff mancher kirchlichen und theologischen Gegenstände sich erst in späteren Zeiten konsolidierten. Er mag richtigen Gefühlen folgend, das Rechte gewollt haben, ohne der Prinzipien ganz Meister gewesen zu sein. Charakteristisch war mir bei der lutherischen Synode diesen Sommer die Bemerkung, die er mit besonderem Nachdruck aussprach: es sei der Begriff der Kirche, der jetzt in den neuesten Zeiten sich mit ganz neuen Forderungen dem Theologen aufdränge. Ob aber in den letzten Jahrzehnten mehr zu leisten war gegen Methodismus und Presbyterianismus, als eben sich von einer lutherischen Kirche loszureißen, die mit beiden Sekten im Konkubinat lebte, laß ich dahingestellt."

Weitere Gedanken über dasselbe Thema zeigen, wie die seitherige Geschichte erwiesen hat, einen tiefen und weitgehenden Einblick in den Charakter des damals sich entwickelnden Konflikts; aber auch den nüchternen, kritischen Geist, der sich nicht leicht bestechen ließ, sondern den Erscheinungen der Kirchen- und Zeitgeschichte wirklich auf den Grund zu kommen suchte. Wir geben daraus einige Auszüge von Manns Briefen an Dr. Schaff in jener Periode:

— „Ueber die Vorgänge unter den lutherischen Brüdern bin ich hocherfreut. Es sind auch Morgenlichter eines helleren Tags am Kirchenhimmel. Aber freilich wird es lange brauchen, bis die Ge-

wässer des Methodismus und Sektenwesens mit all ihren chaotischen, antediluvianischen, mammutartigen Gebilden sich verlaufen haben. Ist es nicht providentiell, daß du und der l. Nevin eben jetzt zu wirken berufen seid? Vor 10, 15 Jahren hättet ihr rein nichts ausrichten können.“

— — — —

„Alles zusammengefaßt steht der nordamerikanischen Kirche eine bewegte, aber große Zukunft bevor. Es ist mir bisweilen, als ob wir nach Jahrhunderten einen Ausguß des Geistes der Liebe zu erwarten hätten, wie in dem Jahrhundert der Reformation der Geist des Glaubens ausgegossen wurde. Selbst in dem teuflischen Kommunismus meine ich Spuren eines solchen ihm verborgenen Zieles zu finden. Doch, — das sind Phantasien! Gewiß ist, daß die katholische Kirche die Hoffnung auf endlichen Sieg festhält, und durch den Papst wird der Katholizismus sehr populär, er kommt jetzt vielleicht “in fashion.” “ (7. Januar 1848.)

— „Das neueste Heft von Reynolds' Zeitschrift (Evangelical Review) habe ich schon durchgesehen. Wie miserabel und kleinlich sind mir die Bemerkungen über die Mercersburg Review und über Dr. Nevin vorgekommen! Da ist es ja entschieden ausgesprochen, daß die Leute mit Nevin nicht sympathisieren und also in das landläufige Geschrei gegen Mercersburg einstimmen. O Schwachheit! Wie kann denn auch ein Verständnis eurer Prinzipien ohne gründliche Geschichtsforschung sich erwarten lassen und besonders ohne Kenntnis der deutschen Philosophie! Die Stärke der deutschen Theologie liegt in der deutschen Philosophie und die Schwäche der Philosophie in der Theologie derselben. Sich zu jenem Standpunkt der Emancipation zu erheben, setzt Geistesarbeit und Geisteskraft voraus. Reynolds' Bekehrung zum historischen Luthertum geht weit mehr von moralischen als von wissenschaftlichen Prinzipien aus.*) Das ist ein faktisches Urteil über den Zustand der Generalsynode, aber auch über den beschränkten Wert der Restaurationsbestrebungen. Wie leicht ist es, diesen oder jenen Götzen aus der Rumpelkammer der Vergangenheit zur Diana des Tages zu machen; wie schwer, aus dem gründlichen Studium der gesamten Geistesarbeit der Geschichte hinter uns jene Divinationsgabe zu gewinnen, die den alten Stoff verarbeitend neuen Gestaltungen der Zeit vorarbeitet!“ (23. November 1849.)

— „Ach ich muß so viele Leichenreden halten, und mein Herz gewöhnt sich beim Anblick fremden Schmerzes schmerzlos hart zu werden; aber wenn ich der alten presbyterianischen und puritanischen Theologie eine Grabrede halten dürfte, ich würde Freudenthränen

*) Prof. W. Reynolds ist späterhin, wie bekannt, zur Episkopal-Kirche übergegangen. Sein Luthertum war also, wie Dr. Mann richtig ahnte, nicht in der Tiefe gewurzelt.

weinen! Den Text würde ich wählen aus Offenb. 3, 1., mit Verwandlung des Präsens in Plusquamperfekt im 2. Teil. Aber an der Leichenpredigt ist's noch lange nicht. Wollte Gott lieber mit einer Geistestaufe einkehren und dem sehnenfesten, nervenstarken Corpus Puritanorum und Konsorten nur einmal den Stempel echt christlicher Weltanschauung aufdrücken wie viel Gutes und Großes würde geleistet, wenn dieser starke Leib das rechte Leben hätte." (24. Juni 1848.)

Die Revolution von 1848 und 1849.

Mit tiefstem Interesse verfolgt er zu derselben Zeit die Vorgänge in Europa, wo in den Sturmjahren 1848 und 1849 Altes zusammenzubrechen und Neues sich zu gestalten schien. Seine Briefe an den Freund sprachen sich häufig, mitunter in sehr starker, schneidiger Sprache und in einem oft radikalen Geiste über jene Bewegungen aus:

— „Für den Geschichtsforscher gibt es kaum etwas Erfreulicheres, als der Anblick dieser sturmbewegten Menschenwelt Europas, aus deren Gähren kräftige Individuen zur rechten Stunde mit Bildungskräften für neue soziale Organisationen auftauchen werden. Der eherne Götze Staat, in welchem das Absolute in unsrer Mitte erschienen sein wollte, ist mir tausendmal verhaßter, als eine kirchlich sanktionierte Infallibilität, und die Christenheit hat ebenso viel Grund, sich über den Fall der Krone, wie über das Sinken der Tiara zu freuen. Aber freilich, der stürzende Götze wird noch Tausende in seinem Fall erschlagen." (18. Juli 1848.)

— „Ich bin durch die Geschichte dieses Jahres Deutschland um 30 Jahre fremder, ferner geworden. Die Kämpfe hier weisen auf eine Frucht der Mühe und Arbeit an fernem Ziele hin. Europa liegt in den Konvulsionen des Sterbenden; es hat keine Aussicht, als durch eine Ueberschwemmung mit Slaven der Welt das Schauspiel einer ganz unsicheren Entwicklung eines Zwitterdings von Germano-Slavismus zu geben. Aber welche klägliche Rolle hat dann Deutschland zu spielen! Es ist jenem Stadium doch schon ganz nahe, in welchem einst zur Zeit der römischen Cäsaren Griechenland und sein bildungsreiches Volk sich befand." (14. Oktober 1848.)

— „Das Jahr 1848 ist bloß eine neue Szene der im Jahr 1789 in Paris begonnenen Tragödie. Es sind die Versuche eines neuen Zeitgeistes, die rostigen Ketten des alten, ganz Europa tragenden Feudalismus zu brechen. Da suchen die Völker den Fehler in Fürsten, Regierungsformen u. s. f., er liegt aber in jedem Individuum. Nur muß man das Formenregister frommer Redensarten aus der sogenannten unsichtbaren Kirche weglassen. Man muß dem Lebensbaum der Weltgeschichte kein solches reiches Moos um die kräftigen Arme und Aeste wickeln. Die religiöse Betrachtung hat es nur mit

dem Individuellen und Gott zu thun. Ueber Völker und Zeitzustände religiös zu raisonnieren schadet dem wahren Vertrauen auf Religion bei Denkenden mehr, als es nützt. Ich kann auch fromm sein und über das weltgeschichtliche Gericht selbst Gericht halten noch vor dem jüngsten Tag. Aber das ist ein geistloses Geschäft, und Hengstenberg und Konsorten stehen da wie Henker, denen der Strick bei der Arbeit gebrochen; sie sind außer sich und eben darum komisch genug. Daß die religiöse und die echt kirchliche oder wahrhaft denkende Weltbetrachtung nicht ganz harmonieren, kümmert mich nicht, denn es bleibt mir doch gewiß, daß die ganze Geschichte der jetzigen Weltperiode doch nolens volens Geschichte des Christentums sein muß. Darüber sind wir ja in keinem Zweifel. Was der allgemeine Genius der protestantischen Weltperiode ist, das läßt sich auch leicht bestimmen. Er weckt den Individualisationstrieb, führt ihn auf die äußerste Spitze und bricht sich eben damit selbst den Stab. Er hat die krankhafte Neigung, die Punktualität an die Stelle der Kontinuität zu setzen, der Widerpart des krankhaften Katholizismus. Aber nur, wo diese Richtung zu ihrer äußersten Entwicklung kommt, wird sie sich selbst brechen. Ausgangspunkt ist die Religion und bleibt das primum movens. Theoretisch ist die Individualisierung im modernen Griechenland, in Deutschland aufs Extreme gekommen in religiösen Dingen; praktisch, im Sektenwesen, hier in Amerika. Deutschland ist gebannt in den Feudalstaats-Formalismus. Amerika nicht; hier wird das Uebel auf seine Spitze, aber auch zu Bewußtsein kommen. Ob dann der deutsche Geist noch eine Mission habe, ist gar nicht nötig zu fragen; nur wird der Name vielleicht fehlen. Wenn Genies, wie ein Schleiermacher in eine praktische Bahn wären geworfen worden, und wenn nicht der Staatsbann die Kirche in Deutschland zugleich getrennt und gefesselt hätte, wie mächtig organisierend hätte so ein Mann wirken können! Ein Schauspiel der Art wird hier einmal eintreten. — Aber was mit Europa? Ich bin's gewiß, daß es dort zu keinem festen, neuen Leben mehr kommt. Es mag sich oft noch konvulsivisch schütteln und es dahin bringen, daß es in einem greisenhaften Eklekticismus in staatlichen und kirchlichen Dingen lange vegetiert, und das mag ihm selbst Rußland belassen. Zu einer großartigen schöpferischen That kommt es nicht mehr. — Du siehst, daß deine und meine Weltanschauung durchaus harmonieren. Daß du in deinem Kirchenfreund dich vorsichtig ausdrückst und entschieden religiös, nach dem Gefühl der persönlichen Frömmigkeit, ist gewiß nicht nur klug, sondern wahrhaft weise und ist Pflicht. Wir können schlechterdings die Menge des Volkes nicht auf einem Zaubermantel in lichtere Höhen reiner Erkenntnis, universaleren Ueberblicks der Dinge emportragen. Aber den Grundglauben: „Christus ist das Leben und das Licht der Menschen," haben wir doch mit ihm gemein; er wird bei uns nur mannigfaltiger, großartiger, allumfassender fruchtbar.

Jenen wird die Kirchengeschichte nur zur einer Art Familiengeschichte, uns erweitert sie sich zur Weltgeschichte.

Doch es ist genug philosophiert. Man bleibt nach innen und außen ein armer Tropf dabei. Nun hab' ich mein ganzes Leben der Erkenntnis und Bildung gewidmet und hab' es in 30 Jahren noch nicht dahin gebracht, daß ich nur eine Familie ernähren könnte. Doch ich bin es wohl zufrieden. Nur Mut gefaßt und für die Welt im großen gelebt, um von der kleinen Welt des Ich mehr und mehr los zu werden." (12. Februar 1849.)

Wie schon oben angedeutet, waren die beiden Freunde in ihrer Auffassung der europäischen Revolutions-Bewegung durchaus nicht derselben Meinung. Hier war Mann entschieden der Optimist, der geneigt war, die Umsturz-Tendenzen der alten Welt und ihre Wortführer zu verteidigen und zu idealisieren. Schaff dagegen blieb durchaus der nüchterne Kritiker, der namentlich gegen die schwärmerischen Sympathien des amerikanischen Protestantismus mit den europäischen Revolutionshelden energische Einsprache erhob. Er that dies besonders in einem Artikel des Kirchenfreundes, betitelt „Autorität und Freiheit, mit Rücksicht auf das grassierende Kossuth-Fieber." (März 1852.) Da sagt er unter anderm:

„Es handelt sich auf dem europäischen Kontinent gegenwärtig nicht, wie man unter uns in Amerika fast allgemein zu glauben geneigt ist, um einen Kampf zwischen monarchischer Willkür und konstitutioneller, gesetzlicher Freiheit, sondern zwischen Despotismus und Radikalismus, zwischen absolutistischer Ordnung und gesetzloser Anarchie, ja, es handelt sich um Sein und Nichtsein der Gesellschaft, des Staats und der Kirche. Die meisten Leiter der revolutionären und angeblich republikanischen Tendenzen in Deutschland, Frankreich und Italien sind notorische Feinde des Christentums und seiner Institutionen. — Darum ist auch die Verblendung so tief zu beklagen, in welcher ein großer Teil unseres sogenannten evangelischen Protestantismus und viele der verbreitetsten und einflußreichsten religiösen Blätter der meisten Denominationen des Landes diesem Geiste der europäischen Revolution unbesonnen das Wort reden und ihm Glück und Sieg wünschen, damit nur der verhaßte politische Despotismus und das noch verhaßtere Papsttum gestürzt werde."

Ganz besonders protestiert Dr. Schaff gegen die gefährlichen Kossuth'schen Grundsätze einer nationalen Intervention, zu der man damals Amerika zu verhetzen suchte. Er zeigt, daß diese Tendenzen den Grundsätzen Washingtons und unsrer ganzen seitherigen Politik direkt zuwider laufen und am Ende doch nicht den Triumph des europäischen Republikanismus, sondern gerade umgekehrt unsägliches Elend und die allgemeine Herrschaft des militärischen Despotismus zur Folge haben würden.

Diesen Anschauungen gegenüber äußert sich Mann in vielfach abweichender Meinung, wie folgt:

„Zwischen Kossuth und amerikanischem Republikanismus ist freilich wohl ein mächtiger Unterschied. Der europäische Revolutionstrieb ist neuer, wilder Wein; unsre Freiheit ist alter, milder Trank. Jener der Strom im Sturz über den hemmenden Fels; diese der freie, klare Gang der ruhig gewordenen Wogen. Aber das eine und das andere hat sein Recht. In Europa ist das Recht zur Revolution so wenig zu bestreiten als es 1777 in Amerika zu bestreiten war. Wie sind die Ungarn mißhandelt worden, vollends die Protestanten! Also es handelt sich um das Prinzip, als den weltgeschichtlichen Faktor, nicht um Persönlichkeiten mit ihren Anhängseln. Aber in Europa kämpft der Geist des Jahrhunderts mit dem Unglück, nicht die Organe für sein gutes Recht zu finden. Darum entscheidet dieses Jahrhundert über das Verfallensein der alten Welt an die Geschichte; sie ist historisches Objekt geworden. Wir feiern im Trauerfest über Europa den Sieg der Mission der neuen Welt. Das ist der Gedanke, der hinter dem Jubel unsers Volkes stille verborgen liegt; an ihn mich haltend überhöre ich den Sturm der Menge." (4. Dezember 1851.)

— „Wenn ich an den Mann (Kossuth) denke, thut mir's leid, ihn in einer Sache begriffen zu sehen, von der ich beinahe denken muß, daß sie verloren ist oder nur durch einen schmerzvollen und blutigen Kampf zum Ziele kommen kann. Und doch sehe ich auch ein, der Kampf muß kommen. So leichten Todes, wie es jetzt scheinen könnte, stirbt der Riese nicht, der mit geheimnisvoller Geistesmacht in allen Ecken Europas seinen Spuk treibt. Am Ende wird das an sich Beklagenswerte zur geschichtlichen Notwendigkeit werden, und ein furchtbarer Krieg ausbrechen, ein Streit, der die tiefsten Interessen der Menschheit umfassen, die Geister im innersten Grund aufregen wird und durch Zerstörung aller vorhandenen künstlichen Schranken die Gesellschaft an einen Abgrund führen muß, also daß eine Erneuerung des Lebens und ein Ringen nach einer neuen, ewig erkannten Grundlage aller Verhältnisse der Sozietät erfolgen muß. Der Gedanke, daß die Völker christlicher Weltanschauung ein inniges Interesse an ihrer sittlichen und politischen Gestaltung gegenseitig haben, greift weit, weit über die bloß merkantilen oder scientifischen Verbindungen hinaus. Ich bin ferne von dem falschen Eifer unseres Volkes, eine frühreife Rolle in der Weltgeschichte auf fremdem Boden spielen zu wollen. Aber wie tausend Dinge das Näherzusammenrücken der Völker zu einem Familienbund bedeuten, so muß dies Verbrüderungsgefühl auch mit seinen Beziehungen auf die politischen Organisationen sich geltend machen. Wie die religiöse Toleranz den Charakter abstoßender Härte gegen jeden Zwang im kirchlichen Leben hat und ihn eben nirgends tolerieren will, so wohnt dasselbe Prinzip in dem Kanon unveräußerlicher Menschenrechte, bezogen auf Politik. Der

Charakter der Zeit ist zersetzend gegenüber den vorgefundenen historischen Formen des sozialen Daseins. Das ist der Kampf Europas in der Gegenwart. Daß Amerika über diesen Kampf hinaus ist, ist der Friede und zugleich der kecke Mut um seine Wiege und in ihr, und es will Schlangen, gleich Herkules, erdrücken, noch in den Windeln liegend. Aber auch wir sind, mehr, als wir zumeist wissen, im Zersetzungs-Prozeß begriffen und hängen mit der Vergangenheit so gut wie Europa durch das große Gesetz des sittlichen Weltlebens zusammen, das alles trägt, nämlich durch das Christentum. Dem möchte wohl eine Probezeit bevorstehen, wie es kaum eine erlebt hat. Die tausend Formen, in denen es heute noch steckt, die ihm ein Prokrustosbett sind, müssen zersprengt werden. Die zufällige Rüstung, die ihm der Mensch, wie ein Futteral-Arbeiter, umlegte, wird dem Lichtengel zu eng, zu finster, zu schwer werden; — was wird er in diesem Kampfe erdulden! Und doch, — er muß ja siegen und verklärt von einer Auferstehung zur andern die Erlösung, die große Freiheit herbeiführen. Mit Paulus kämpft der Protestantismus noch immer gegen das bloße Gesetz der Form und dringt auf das Wesen und will im Geist frei sein. Mich tröstet's unaussprechlich, solche Hoffnung zu haben. Freilich, ich denke mir Anschauungen der Zukunft, vor denen das fromme Bewußtsein der Gegenwart ängstlich zurück tritt. Wie wird sich's mit den Grundsätzen der Bibelbetrachtung verhalten, wenn einmal die Sekten alle sich nicht mehr aus den Buchstaben herauslesen? Es muß wohl eine mächtige Revolution im Geiste bis dorthin erfolgen und, was geschieht, wird größer sein, als eine Reformation." — (30. Januar 1852.)

„Dein Artikel über Autorität und Freiheit ist mir beinahe etwas zu starke Speise. Den Charakter Kossuths und seiner religiösen Ansichten ließe ich unbesprochen, und Bemerkungen nach dem Hörensagen seines Adjutanten-Kreises ließe ich weg. Der Mann ist nun einmal eine politische Größe, und das Gebiet hat ein Recht für sich. Man kann ja von Schiller und Goethe auch reden als ästhetischen Größen; und redet man von ihnen anderweitig, so wird ihr Stillschweigen nicht Beweiskraft haben, wohl aber ihre Worte. Daß Kossuth öffentlich ein besonderes Glaubensbekenntnis ablege, kann man nicht erwarten. Hätte mancher andere zu Gunsten der Religion und Bibel schon gesagt, was er sagte, man würde es hoch anschlagen. Also wünsche ich nur ein billiges Warten, ehe doch immerhin zweideutige Worte über sein Herz urteilen. Was thun so manche Fürsten und Regierungen Europas für Religion und Kirche — und ihre Partei ergreift man! Meinst du nicht, daß man aus deinem Artikel schließen könne, daß jede Aufhebung des Gehorsams gegen vorhandene Obrigkeit an sich Sünde sei? Die Frage über das Recht der Revolution hat mich viel beschäftigt. Ich sage, wer dasselbe ganz bestreitet, der streite nur auch offen gegen das Recht der Reformation im sechzehnten Jahrhundert

und am Ende immer. Will er's thun, so thut er's für sich, und die Geschichte geht doch ihren Gang. Die Wahrheit der Revolution muß in dem ewigen Grundsatz liegen, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen. An die letztjährigen Revolutionen denke ich hierbei nicht. Die wurden ein Nichts, weil ihnen eben kein rechtes sittliches Etwas zu Grunde lag." (15. März 1852.)

Dr. Schaffs „neuer Name."

Als ein Beispiel des köstlichen Humors mit dem er sich mitunter dem Freunde gegenüber gehen ließ, reihen wir hier den Brief ein, in welchem er dem Freunde seine Meinung darüber aussprach, als derselbe die Orthographie seines Namens (von Schaaf in Schaff) veränderte, um denselben seinem neuen Adoptiv-Vaterland etwas mehr mundgerecht zu machen.

„Von selbst versteht sich, daß ich deutsch genug bin, um in diesem Casus nominalis mich nach Autoritäten umzusehen. Diese fallen freilich nicht ganz zu Gunsten der Neuerung aus. Denn einmal ist es nie und nimmer eine Schande gewesen, den Namen eines Tierleins an sich zu tragen, sintemalen dieselben Geschöpfe Gottes sind, so gut, wie wir; sodann hat unser Herr selber den bekannten Herodes einen Fuchs (animal sine ratione et sensu) genannt; hat sich selber ein Lamm nennen lassen und allen den Seinen deinen Namen als einen wahren Ehrentitel der Gottseligkeit erteilt. Das sind nun freilich gar feine Citate, zu denen sich etwas aus der kirchlichen Tradition vortrefflich zusammenschickt, daß nämlich — si quidem memoria me non fallit — der bekannte selige Dr. Luther sich einmal gewaltig über die Päpste ereifert, weil diese Oberhirten der Kirche beim Antritt ihres Amtes sich einen neuen an der Stelle ihres Taufnamens beizulegen pflegten. Der gute Mann vergißt aber, daß uns die Offenb. St. Johannis allen einen neuen Namen verspricht, weshalb denn auch dieser Punkt am ganzen dogmatischen und hierarchischen System der katholischen Kirche eines gewissen exegetischen Grundes nicht ganz entbehrt. Alles zusammengenommen nun und besonders mit weiser Berücksichtigung der alten Wahrheit, daß Namen der Sache entsprechen sollten, läßt sich gegen das, daß Ew. Hochwürden einen Namen aus dem ff (— musikalisch zu reden —) haben wollen, nicht viel einwenden, zumal da dieselben allezeit wirklich tüchtig g e s c h a f f t haben und sich, scheint es, ferner tüchtig zu schaffen machen wollen. Also Glück zum ff! Nur meine ich, gleich beim ersten Auftreten in der neuen Welt wäre zu einer solchen Schwanzverlängerung deines Namens der beste Zeitpunkt gewesen, was aber ganz unerheblich ist, da es auch glänzende Gestirne am Himmel gibt, welche bald mit längerem, bald mit kürzerem Lichtschweife die Sonnenstäubchen im Firmament zusammenkehren." (30. November 1847.)

Viertes Kapitel.

Der deutsche Kirchenfreund.

Schwierigkeiten bei der Gründung des Blattes. — Das Programm des Kirchenfreundes.—Korrespondenz der Freunde.— Beiträge von W. J. Mann. — „Die Kirche der Gegenwart." — Begriff der Kirche. — Die Differenzen im Protestantismus. — Die Union der Zukunft. — Die nationale Individualisierung im Protestantismus. — Mangelhafter Kirchenbegriff. — Differenzen zwischen den Freunden. — Romanisierende Tendenzen der Mercersburger. — Kardinal Wiseman. — Redaktions-Wechsel.

Während die kirchliche und pastorale Thätigkeit im Kreis der reformierten Kirche dem strebsamen jungen Theologen keine rechte Befriedigung gab, fand er dagegen ein willkommenes und weitreichendes Arbeitsfeld in dem „Deutschen Kirchenfreund," den Dr. Schaff im Jahre 1848 gründete, und an dem sein Freund Mann bis zum Jahre 1859 zuerst als Haupt-Mitarbeiter und dann von 1854 an als Redakteur eine unermüdliche litterarische Produktionskraft bewiesen hat. Es war in der That kein geringes Wagestück, das die beiden Freunde mit der Herausgabe des Kirchenfreundes unternommen hatten. „Viele und zwar erfahrene Leute bezweifelten das Gelingen der Unternehmung. Ihre Bedenklichkeiten hätten manchen minder kühnen Mann abgeschreckt. Nie war unter den Deutschen dieses Landes etwas Aehnliches begonnen worden. Die kirchliche Zerrissenheit des Protestantismus, die ausgezeichnete Gleichgültigkeit, mit welcher viele, und zwar viele sogenannte Gebildete, unserer Nation die kirchlichen und religiösen Dinge behandeln, die Verkennung, welche bisher so vielfach den Produkten deutscher Litteratur in deutscher Sprache auf amerikanischem Boden wiederfahren ist — das alles und anderes wäre hinreichend gewesen, auch einen unternehmungslustigen Geist zu entmutigen. — Die Schwierigkeiten, mit welchen Dr. Schaff im abgelegenen Mercersburg zu kämpfen hatte, und welche, da sie rein nur Aeußerliches und Technisches betrafen (denn selbst zum Setzer hatte er je und je sich herzugeben) für den Gelehrten vom Fache doppelt widerwärtig waren, mögen in der Geschichte der Litteratur beinahe beispiellos genannt werden." Mit diesen Worten hat W. J. Mann selbst, als er im Jahr 1854 die Redaktion übernahm, die Schwierigkeiten angedeutet, mit denen der Kirchenfreund bei seinem ersten Auf-

treten zu ringen hatte. Aber die innige Liebe der zwei Freunde untereinander, das rückhaltlose Vertrauen, womit einer auf den andern sich verlassen konnte, die entschiedene Hingabe an die Sache des Herrn und Seines Reiches, die Begeisterung für ihre neue amerikanische Heimat und die Ueberzeugung von der großen historischen Mission dieses Landes, das alles half ihnen über viele Berge hinweg. Es lag in der Natur der Sache, daß der „Kirchenfreund" von vornherein auf keinen sehr großen Leserkreis rechnen konnte. Es war ein Blatt für Theologen, nicht für Laienkreise. Und auch bei den Pastoren, an deren Studierstuben er anklopfte, setzte er eine ordentliche theologische und philosophische Bildung voraus, um richtig verstanden und gebührend geschätzt zu werden. Mit seinem bekannten Unions-Motto: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas (In notwendigen Stücken Einheit, in zweifelhaften Freiheit, in allen aber Liebe) mußte er einem strengen Konfessionalismus nicht besonders willkommen sein. Mit seiner entschieden positiven und kirchlichen Haltung konnte er andrerseits einem laxen, charakterlosen Indifferentismus keine rechte Befriedigung geben. Aber das Urteil einer unparteiischen Geschichtsbetrachtung wird unbedenklich anerkennen müssen, daß der „Kirchenfreund" zu seiner Zeit eine ganz bedeutende Leistung war und eine wichtige Mission zu Gunsten eines positiv-kirchlichen Geistes unter den Deutschen Amerikas erfüllt hat. Besonders auch die Lutheraner sind dem „Kirchenfreund" vielfach zum Dank verpflichtet. Er hat mit aller Entschiedenheit auf den guten geschichtlichen Bekenntnisgrund hingewiesen, von dem sich die lutherische Kirche auch in Amerika nicht losreißen dürfe. Er hat mit wuchtigen Hieben das hohle und anmaßende sogenannte „Amerikanische Luthertum" bekämpft und hat darin der allmählichen Sammlung und dem Erfolg der bekenntnistreuen Lutheraner im Osten tüchtig vorgearbeitet.*)

Dem Kirchenfreund folgte im Jahr 1849 die „Mercersburg Review," die in so geistreicher und schlagfertiger Weise einen konservativen katholischen Protestantismus vertrat. Dr. Nevin, der Hauptvertreter dieser Richtung, war mit W. J. Mann innig befreundet und wurde von ihm als ein „echter deutscher Theologe" hochgeachtet. Dem Kirchenfreund und der Mercersburg Review folgte, auch noch im Jahre 1849 die Evangelical Review in Gettysburg, zuerst von Dr. Wm. Reynolds und nachher von Dr. Chas. Philipp Krauth herausgegeben, die erste, freilich noch sehr schüchterne und scheue

*) „In der Kirchengeschichte ist jeder echte Fortschritt durch einen Rückschritt, jede dauernde Entwicklung durch eine neue Vertiefung in die längst gelegten Grundlagen bedingt. Wollen die amerikanisch-deutschen Kirchen, sowohl die deutsche, als englische Sektion, wahrhaft fortschreiten und reformiert, nicht deformiert werden, so müssen sie vor allem wieder sich in ihrem ursprünglichen Genius, in ihren normativen Dokumenten zurecht finden."

Dr. Schaff im Kirchenfreund 1848 in einer Anzeige einer englischen Ausgabe der Augsburg'schen Konfession.

Schwalbe, die eine nahe Frühlingszeit für ein konservatives Luthertum im Osten verhieß.

Schon im Anfang des Jahres 1847 wurde die Idee eines solchen Monatsblatts von Dr. Schaff angeregt und im Briefwechsel der Freunde verhandelt. Obwohl W. J. Mann dem Freunde, der dabei ganz besonders auf seine Mithilfe rechnete, von vornherein seine kräftige Mitwirkung versprach, konnte er ihm doch auch seine Bedenken nicht verhehlen. „Nichts ist so gegen meine Natur, als ins Wasser gehen, wo ich den Boden nicht sehe," diesen Grundsatz, dem er zeitlebens treu blieb, hat er auch beim Unternehmen des Kirchenfreundes geltend gemacht. Er fürchtete, der mutig vorwärts drängende Freund könnte sich doch vielleicht in der Stunde verrechnet haben und zu früh ans Tagewerk gegangen sein. Auch hätte er für seine Person lieber ein tägliches oder wöchentliches politisches Blatt gesehen, — freilich ein unendlich größeres Wagestück! — das für Tausende und Zehntausende von Lesern die Tagesereignisse des Weltlaufs von christlichem Standpunkt aus beleuchtet hätte. Seine Gedanken darüber hat er selbst im Kirchenfreund (1850 pp. 68. 69.) offen dahin ausgesprochen:

„Wer möchte nicht mit uns wünschen, daß endlich einmal ein deutsches, politisches Wochenblatt aufkomme, welches ein würdiger Repräsentant deutscher Bildung unter uns wäre? Es sollte dasselbe durchaus keine hervorstechende Parteifarbe haben. Es hätte einfach zu referieren, sollte natürlich die Bedürfnisse der deutschen Adoptivbürger stets besonders im Auge behalten, auf die Einwanderer vorzüglich Rücksicht nehmen, hätte sich mit guten Korrespondenzen aus der alten und neuen Welt zu versehen. Man erwartet von ihm gar nicht, daß es die Religion im Munde führe, aber im Herzen. Bei allem Urteil über ungerechtes Handeln des Christen sei ihm des Christen Glaube heilig. Es teile das Wichtigste aus dem Gebiet der Künste, der gewerblichen Erfindungen mit und suche den deutschen Namen hierin mehr und mehr zu seinem guten Rechte kommen zu lassen. Es übersehe nicht den Gang der deutschen Litteratur und mache stets auf die bedeutendsten Erscheinungen derselben aufmerksam, um auch hiedurch das Band zwischen dem Vaterland und seinen Kindern in der Fremde aufrecht zu erhalten. Und sollten sich nicht Männer auch unter den Deutschen dieses Landes finden, welche zwar selbst mit Aufopferung zu einem solchen Unternehmen die Hand reichten und mitarbeiteten? Ermunternd sollte die Hoffnung sein, dem Schlechten dadurch in vielen Familien entgegenzuarbeiten und Licht und Erkenntnis zu verbreiten. Auch möchte manchem noch zu sagen sein, daß wer ein gottloses Blatt liest und bezahlt, einer schlechten Sache dient. Und wäre nun etwa zu befürchten, daß ein in besserem Geist geschriebenes Wochenblatt unter dem ein Millionen Deutschen in den Vereinigten Staaten nicht Leser genug finden würde? Dann Schande über uns und unsern

Namen! Doch ist es schlimm und kann nicht entschuldigt werden, daß nicht seit Jahren ein solches aufgekommen ist und tausende von Lesern sich gewonnen hat. Auch dies ist ein Zeichen unsrer Zeit.“

Aber trotz dieser persönlichen Bedenken und Wünsche ist er mit wahrer Herzenslust und Freude für den Kirchenfreund an die Arbeit gegangen, und seine Feder war für das Blatt allezeit „der Griffel eines schnellen Schreibers.“

Das Programm des Kirchenfreundes.

Als das Blatt im Januar 1848 „Minerva gleich in voller Rüstung“ ins Dasein trat, gab es, in den Worten des ersten Redakteurs, Dr. Schaffs, folgende Rechenschaft über die leitenden Grundsätze, die es zu vertreten beabsichtigte:

„Wir gehen von der unerschütterlichen Voraussetzung aus, daß die heilige Schrift die untrügliche Offenbarung Gottes zum Heil der Menschen enthalte, und daß in keinem Heil zu finden sei, als in dem Namen Jesu, des alleinigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen. Wir stimmen von Herzen allen Artikeln ökumenischen Christentums von der heiligen Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi und dem Verhältnis beider Naturen in dem Erlöser bei. Wir machen das positive Prinzip der Reformation zu dem unsrigen, sowohl das materiale von der Rechtfertigung aus Gnaden allein vermittelst des lebendigen Glaubens, als das formale von der normativen Dignität der Schrift im Gebiet der seligmachenden Wahrheit. Und was die Lebensfragen der gegenwärtigen Kirche betrifft, so bekennen wir uns zu derjenigen Richtung deutscher Theologie, welche nach glücklicher Ueberwindung des vulgären und spekulativen, des deistischen und pantheistischen Rationalismus einen starken Zug zu der einen allgemeinen Kirche des apostolischen Symbolums hat, sich liebevoll in den Glauben der Väter, in die Schätze der Geschichte vertieft und im ernsten Kampf gegen den extremen Subjektivismus, gegen das Zuchtlosigkeitsfieber unsrer Tage, auf eine kirchliche Reformation des modernen Protestantismus, auf eine konservative Union im Geist und in der Wahrheit hinarbeitet. Wir halten dafür, daß die Bedeutung der deutschen Kirchen dieses Landes hauptsächlich davon abhängt, daß sie sich in ihren gemeinschaftlichen historischen Ursprung vertiefen, an den kirchlichen Elementen der deutschen Reformation im Gegensatz zu dem herrschenden Ultra- und Pseudoprotestantismus treu festhalten, dieselben da, wo sie unter fremdartigen Einflüssen verloren gegangen sind, wieder beleben, sie in organischen Zusammenhang teils mit den Fortschritten der evangelischen Theologie Deutschlands, teils mit den eigentümlichen Bedürfnissen dieses Landes setzen und so ihnen zugleich einen wohlthätigen Einfluß auch auf ihre englischen Umgebungen sichern“. (Kfrd. 1848, P. 4. 5.)

Als sechs Jahr später W. J. Mann selbst als Hauptredakteur

das Steuer des Kirchenfreundes ergriff, bekannte er sich ausdrücklich zu den im Anfang ausgesprochenen Grundgedanken. „Wir wolken uns zunächst den deutschen protestantischen Interessen dieses Landes widmen. Die Bande des Blutes und der Sprache sind auch heilige Bande. Ihre Bedeutung wird für uns erhöht durch den gemeinsamen Anteil an den Vorgängen auf dem weiten Felde des kirchlichen und religiösen Lebens der Deutschen in der neuen und alten Heimat. Das deutsche Volk war der Mutterschoß, aus welchem die größte That der neuen Geschichte hervorging. Als eine Weltmacht ersterbend erwies Deutschland sich als die Geistesmacht und gab der Kirche ihre Wiederbildung, die Reformation, und dem Strom der Weltgeschichte eine andere Richtung. Wir bleiben nur uns selbst treu, wenn wir uns mit der geschichtlichen Fortentwickelung der im 16ten Jahrhundert ausgesprochenen Grundgedanken verbunden und verwachsen wissen. Jeder andere Standpunkt ist für uns gerade eine logische und sittliche Unmöglichkeit."

Korrespondenz der Freunde.

In der Korrespondenz der Freunde aus jenen Jahren ist der Kirchenfreund mit seinen verschiedenen Artikeln das immer wiederkehrende Thema. Beiden lag besonders viel daran, daß das Blatt in lutherischen Kreisen Beifall und Eingang finden möchte. Dabei kam es vor allem auf die Stellung an, die Dr. Demme und die Synode von Pennsylvanien dazu einnahmen. Ersterer drückte zwar eine herzliche Teilnahme für das Unternehmen aus, war aber doch, was thatsächliche, praktische Unterstützung betraf, ziemlich zurückhaltend. Pastor Peixoto brachte auf der Synodal-Versammlung einen Vorschlag ein zur Empfehlung des Kirchenfreundes, zog ihn aber wieder zurück, da sich Opposition zeigte, und man ein Komitee anstellen wollte, das das Blatt erst ein Jahr prüfen und dann darüber berichten sollte. (!) Dr. Demme war übrigens bei dieser Verhandlung nicht anwesend.

Mit größter Freimütigkeit spricht sich W. J. Mann dem Freunde gegenüber in Sachen des Kirchenfreundes aus. Er ist unermüdlich in Vorschlägen von neuen Themata für neue Artikel. Er lobt und ermuntert und tadelt und kritisiert als ein treuer Freund und Ratgeber, der beflissen ist, die Wahrheit zu treffen und der guten Sache aufs beste zu dienen. Dr. Schaffs glücklicher, klarer und durchsichtiger, ja populärer Ton ist ihm eine ganze Ueberraschung. Er hatte gefürchtet, die Feder des gelehrten Doktors werde einen andern Zug haben. Die Aufnahme eines pennsylvanisch-deutschen Gedichts aber mißbilligt er durchaus.

„Das pennsylvanische Gedicht (Abendlied) hättest du weglassen müssen aus dem Kirchenfreund, wenn ich Censor gewesen wäre. So

etwas nimmt sich hier durchaus anders aus, als der Druck z. B. allemannischer Gedichte in Deutschland. Das Gefühl des Naiven fehlt ganz, wo man über eine solche Verhunzung des edlen Deutschen, die heillose Verkrüppelung der hohen mächtigen Eiche nicht harmlos bleiben, sondern sich in der That nur härmen kann.“

(30. August 1849.)

Wo des „Doktors“ Polemik etwas scharf wird, da tadelt er frischweg die Derbheit des Freundes: „Ich liebe einen solchen Stil, aus dem der Gegner nie eine Spur von Gereiztheit bei den derbsten Schlägen von meiner Seite heraus wittern soll; das edle, klassische Maß, die totale Herrschaft des Gedankens und der Wahrheit über das Gefühl und die scheue Zurückhaltung von allem „Stoffartigen“, mit Goethe zu reden.“

Dabei konnte er aber doch selbst auch zu Zeiten mit aller Entschiedenheit ein derbes, schneidiges Wort fordern und liefern, wie z. B. im Gegensatz zu der damaligen politischen deutschen Presse von Nord-Amerika. „In einem der nächsten Hefte des Kirchenfreundes muß ein tüchtiger, derber, scharfer Aufsatz über die politische Presse der Deutschen in Nord-Amerika kommen. Besonders muß der heillose, geistlose Fürstenfresser und Weltverbesserer Heinzen durchgezogen werden, der „Die Schnellpost“ mit der Schnellpost dem Teufel vollends zuführt und über die Zustände des Landes urteilt, als wäre er selbst 50 Jahre Präsident gewesen.“ In der März-Nummer des Jahres 1848 ist das hier Geforderte denn auch von W. J. Mann selbst kräftig ausgeführt worden. (Die deutsche Schnellpost in New York.)

Daß Dr. Schaff die treue, wertvolle Mitarbeit des Freundes völlig zu würdigen wußte, hat er beim Rückblick über das erste Jahr des Kirchenfreundes in folgendem schönen Dankeswort bewiesen:

„Ein Wort des Dankes sind wir auch unsern Mitarbeitern schuldig, die in uneigennützigem Interesse für das Wohl der deutschen Kirche in diesem Abendland uns mit ihren Beiträgen unterstützt haben. Mit tiefer Rührung und Anbetung der wunderbaren Wege Gottes drücken wir besonders einem unter ihnen die Hand, mit dem wir dereinst gemeinschaftlich im unvergeßlichen Vaterlande durch die heitern Gefilde von Hellas und Latium und durch die ernsten Hallen deutscher Philosophie und Theologie wandelten. Die frühgeknüpften Bande der Freundschaft haben die schönen Tage zu Stuttgart und Tübingen überdauert. Das einfach große Wort, mit dem wir vor einem Jahrzent von einander schieden: „Der Herr sei zwischen mir und dir“ hat über uns gewaltet: Und nun — per varios casus, per tot discrimina rerum — sind wir in der neuen Welt zu neuer Arbeit an der „Kirche der Gegenwart“ zu neuer Hoffnung für die Kirche der Zukunft wieder vereinigt. Der Herr hat uns beiden bereits die Heimat zur Fremde und die Fremde zur Heimat gemacht. Die Kirche

des lebendigen Gottes, der auch in Amerika ein großes Volk hat, ist ja der Gläubigen Vaterland: wo sie ist, da strömt der Born des Lebens, da wölbt sich der Bogen des Friedens, da öffnen sich die Pforten des Himmels." (Bd. I. P. P. 382. 383.)

Beiträge von W. J. Mann.

In den zwölf Jahren seiner Verbindung mit dem Kirchenfreund lieferte W. J. Mann etwa hundert Artikel für das Blatt, die eine solche Mannigfaltigkeit von Gegenständen behandeln, wie sie schwerlich je in einem Journal von einer und derselben Feder bearbeitet worden sind. Seine umfassende Bildung, sein weiter Blick, sein klares Urteil, seine Belesenheit und Beschlagenheit in unendlichen Details des Wissens offenbarte sich da in bewundernswürdiger Weise, und noch heute verdienen es viele dieser Artikel, besonders von denen gelesen und studiert zu werden, die, aus dem alten Vaterland kommend, in dieser neuen Welt sich rasch und sicher zurecht finden wollen. Da finden wir von Jahr zu Jahr die umfassendste historisch-politische Rundschau über die ganze Weltlage, natürlich so, daß die Grundgedanken und Ziele des Reiches Gottes dabei durchsichtig werden, aber dabei in einer Weise geschrieben, daß auch der dem kirchlichen Leben ferner stehende gebildete Deutsche durch ihre Lektüre angezogen und gefördert werden konnte. Wir finden Themata aus der Litteraturgeschichte, der Philosophie, der Kulturgeschichte. Die Theologie selbst ist in allen ihren Zweigen und Abteilungen vertreten: Exegese, Dogmatik, Ethik, Kirchengeschichte, Liturgik, Homiletik, Katechetik, Pastoraltheologie, Gemeindeordnung, Synodalwesen, Pastoral-Konferenzen, Apologetisches, Polemisches und Erbauliches, alles finden wir in bunter Mischung und Abwechslung.

Gerne möchten wir aus dem Reichtum, der in diesen Beiträgen enthalten ist, umfassende Auszüge geben. Aber es würde den diesen Erinnerungsblättern zukommenden Raum weit überschreiten. An dieser Stelle weisen wir nur auf die Reihe von neun inhaltsreichen Artikeln über „die Kirche der Gegenwart" hin, mit denen er im Februar 1848 seine Beiträge zum Kirchenfreund eröffnete.

„Die Kirche der Gegenwart."

Als er am 21. Dezember 1847 den ersten Artikel über dieses Thema einsandte, schilderte er das ihm dabei vorschwebende Ziel in folgender Weise: „Das Ganze soll eine Art Zeitgemälde bilden und eine theologische Weltanschauung zu fördern suchen, ohne in der schweren, ungelenken Waffenrüstung der Schulausdrücke sich zu bewegen." Er behandelt darin im einzelnen folgende Themata: Kirche und Staat; Kirche und Schule; das Wesen der Kirche; die römische

Kirche; den Protestantismus. Obwohl er in späteren Jahren manche der hier gegebenen Aufstellungen in mehr positiv-lutherischem Sinn modifiziert hat, ist doch seine Grundanschauung von der Kirche, so unbefriedigend uns manches darin erscheinen mag, im wesentlichen die gleiche geblieben, und ein unparteiisches Eingehen auf die in jenen Artikeln vertretenen Ansichten läßt uns die eigentümliche Stellung des Mannes zum Begriff der „Kirche" erkennen, die er sein Leben lang eingenommen hat. Einige charakteristische Auszüge mögen das in der Kürze belegen.

Begriff der Kirche.

„Wie viele Tausende von Kirchengliedern würden auf die Frage, was die Kirche sei, eine genügende Antwort schuldig bleiben! Daß die Kirche da ist, wo man Gottes Wort lauter und rein lehrt und die Sakramente richtig verwaltet, das sei uns ein teurer Kompaß für unsre Lebensfahrt, uns zu lehren, wo wir je und je mit unserm Lebensschifflein ohne Gefahr einer Sandbank anlegen, Lebenswort und Lebenswasser einnehmen und die Segel flicken mögen. Aber eine vollständige Antwort auf die Frage, *was die Kirche sei*, ist das eben doch noch nicht. Doch ist es tausendmal besser, als wenn die Leute uns sagen, die Kirche sei die Gesellschaft der an Christum Glaubenden; denn da könnte man beinahe denken, Christus selbst gehöre mit seinem Leben nicht zur Kirche, und Gottes Wort und Sakramente seien Nebendinge. — Darauf müssen wir unser Augenmerk richten, zu erkennen, daß von Christus ein Strom des Lebens, göttlichen, erneuernden Lebens in die Menschheit ausgeht. Wo wir den fließend erkennen, obwohl wir ihn nie in himmlischer Krystallhelle strömen sehen im Erdenthale, da ist die Kirche. Da darf nun nichts fehlen, was von Christus selbst als eine Bedingung des Kirchenlebens hingestellt wurde, Sein Wort, Seine Sakramente, Sein Geist. Wo diese ganz mangelten, da wäre auch keine Kirche. —

Es ist also recht darum zu thun, klar und deutlich zu erkennen, daß die Kirche eigentlich eine Erscheinung des Lebens, der Macht, der Gotteskräfte Christi, ihres Hauptes ist; Er will Sein Leben der Menschheit einbilden, ihr zu eigen machen. Dadurch wird das Christentum allein Wahrheit und Wirklichkeit in der Welt. Sein ewiger Lebenskeim entfaltet sich allmählich in der Geschichte der Kirche. — Die Gegenwart der Kirche ist wesentlich ein Produkt der Vergangenheit. Aber als in sich lebend, auch heute lebend, wird die Kirche von der Vergangenheit sich umso mehr zu emancipieren suchen, je weniger frühere Wirkungen wahrhaft belebend gewesen sind. — Leben ist Veränderung. Je weniger aber Regung und Handeln da ist, desto weniger ist Leben da, und wenn wir ans Siechbett der großen griechischen Kirche treten, so finden wir da freilich kaum die Spuren

einer der Kirche Christi zugehörenden Thätigkeit und kaum den schwächsten Pulsschlag eines Lebens. Da ist von der Gegenwart nichts zu sagen, was nicht vor Jahrhunderten zu sagen gewesen wäre, und unwillkürlich lenkt sich der Blick des Beobachters auf ein Bild regeren Lebens. Wie mit erneuten Kräften steht, sich verjüngend, die katholische Kirche Roms da, nicht ohne Lächeln auf die Vielgeschäftigkeit der jüngern protestantischen Schwester, auf deren buntgefärbten Rock aus vielen Stücken und die Unordnung ihrer Haushaltung hinsehend, täglich ihre Grenzen erweiternd, Altes wiedergewinnend und mit unwandelbarem Vertrauen in die so oft erprobte Politik. Unsicher in seinen Plänen, mit sich gar oft selbst uneins, aber kühn der Weltgeschichte seit drei Jahrhunderten die Fackel vortragend, wandelt der Geist der Reformation durch die Länder der Erde und sucht — die Kirche! Und sieht er um sich nichts als Verwirrung und Dunkel, so schaut er gläubig empor zu Dem, Der war, ehe die Kirche war, Der da ist, und Der sein wird in Ewigkeit.“

Die Differenzen im Protestantismus.

„Die volle Differenz des reformierten und lutherischen Bekenntnisses, weil Geistes, wollen wir geradezu recht anerkannt wissen. Sie ist selbst so wenig ein Machwerk etlicher Doktoren, als der Protestantismus selbst. In den beiden Richtungen ehren wir zwei gleich ehrliche Versuche, der Wahrheit in Christus bis aufs Centrum nahe zu kommen. In beiden spiegelt sich das eine Licht des Evangeliums, aber es bricht sich auch in beiden in verschiedenem Farbenstrahle. In beiden gibt sich ein großartiger, volkstümlicher Charakter kund, nämlich der germanische, im Unterschied vom romanischen, aber in beiden geben sich auch die verschiedenen Zweige der großen, germanischen Völkerreiche deutlich kund. Der französische, holländische, englische Protestant wird stets ein andrer sein, als der deutsche. Den Unterschied zwischen einem deutschen Lutheraner, Reformierten, Evangelischen, die alle drei an Christus wahrhaft Teil haben wollen, hoch zu spannen, kann nur die Sache verkehrter Einseitigkeit sein. Dagegen etwa die dermalige protestantische Kirche Englands oder Hollands mit der Deutschlands verbinden, vereinigen zu wollen, ist nicht minder ein Zeichen großer Unkenntnis der Bedingungen, die zu bedeutungsvollen kirchlichen Entwicklungen unerläßlich sind. Es handelt sich da gar nicht etwa nur um eine Allianz, wie man sie neuerdings vorzuschlagen versucht hat. Staaten, als bloße moralische Vereine und Societäten, können offensive und defensive Verträge mit einander schließen. Der Verstand ist befriedigt, wenn er dabei seinen Zweck des Nutzens erreicht. Aber was hat denn der Geist damit zu schaffen? Ganz anders verhält es sich mit dem gegenseitigen Recht zwischen religiösen Gemeinschaften. Kann man denn da auch etwas

fahren lassen, das man mit gutem Gewissen vorher festhalten zu müssen glaubte? Kann man nur einen Titel vom Gesetz aufgeben, so lange das Herz etwas an demselben findet? Kann man da um des Friedens willen etwas thun oder lassen, was im engern Herzen Unfrieden stiften müßte? Sind diese Punkte ganz beseitigt, dann ist das Unieren leicht. Wer sie aber beim Unieren nicht gehörig beherzigt, wird geradezu Saat zum Unfrieden ausstreuen.“

Die verschiedenen Richtungen innerhalb des Protestantismus setzt er auf eine Stufe mit den neutestamentlichen Differenzen des Petrinismus und Paulinismus, der judenchristlichen und heidenchristlichen Kreisen innerhalb der apostolischen Kirche. „Die Sache selbst, um die es sich handelt, ist eine, aber der Standpunkt ist verschieden, von welchem aus sie angeschaut wird.“

Die Union der Zukunft.

„Gegen alles bisherige Unieren sind wir etwas mißtrauisch. Es ist uns bisher gerade da, wo es am weitesten gediehen, in Deutschland, mehr als eine That des Staates, denn als eine Kirchenthat erschienen. Wohl wissen wir, daß über aller Union steht, vor ihr war und nach ihr sein wird eine „Gemeinschaft der Heiligen,“ aber sie ist etwas anderes, als „Eine, heilige, allgemeine Kirche.“ Darum hat nichts in der Welt schöner und lieblicher uniert, als der deutsche Pietismus, der dem Evangelisieren der deutschen Landeskirchen wesentlich vorarbeitete und die harten Krystalle festfixierter dogmatischer Begriffe der beiden Schwesterkirchen in einem Ausguß des heiligen Geistes der Liebe auflöste. Aber der Pietismus ist keine Kirche und kann keine werden. Soll es zu einer wahren, großartigen Union kommen, so heißt das mit andern Worten eine neue Kirche. Das muß geschehen, durch eine große That einer großen Zeit. Daß sie kommen wird, ist eine Hoffnung, die uns mit größerer Zuversicht erfüllt, als alles, was für Union bisher geschehen ist. Die Geister müssen auf ein neues Ziel hindrängen. Der Zustand der Gegenwart, die Zerrissenheit und Zerspaltung muß ihnen rein unerträglich werden. Es darf nicht mehr genügen, nur die Ecken der bestehenden Konfessionen abzuschleifen, wir wollen keine vereinigte Kirche der Anbequemung aus Höflichkeits-Rücksichten, wir wollen keine Indifferenz gegen Glaubens-Differenzen; sie mögen dem Bewußtsein nicht eher entschwinden, sie sollen nicht als hinter uns liegend betrachtet werden, bis ein neuer ewiger Inhalt an ihrer Stelle die Gemüter erfüllt, sie mächtig auf ein neues Ziel hindrängt, eine neue Anschauung von Christus und Christentum mit Allgewalt die Geister ergreift. Dann braucht es kein Unieren, kein Zusammen-Nähen der neuen Lappen auf den alten Rock; der neue Wein wird sich in neue Schläuche gießen. Die große Kirchenthat wird sich ein Wort zum Zeichen ihres Geistes

finden, und auch das neue Bekenntnis wird den alten Christus bekennen. Das erst ist uns dann eine Reform der Reformation. Das Christentum auf Erden ist dann in ein neues Lebensstadium eingetreten. Ein neues Weltalter der Kirche ist dann angebrochen.“

Die nationale Individualisierung im Protestantismus.

„Schon tief im Mittelalter offenbarte sich unwiderstehlich der Individualisationstrieb der einzelnen Volksgeister. Die Gestaltung der gallikanischen, der englischen, der deutschen Kirche war mehr divergierend, als die römische Kurie liebte. Aber wer kann den Geist der Zeiten aufhalten? Die Reformation offenbarte die vorhandene nationale Individualisierung noch viel mehr. Von nun an gingen die Völker noch viel mehr als zuvor „ein jedes seinen eigenen Weg.“ Bekannt ist, wie die geographische Lage des einzelnen, wie die Entdekkungen neuer Welten, die Fortschritte aller Wissenschaften hierbei mitwirkten. Verträge bestanden zwischen ihnen allen, aber sie binden Völker mehr noch als sie verbinden. Mächtig war in der Ausbildung der nationalen Eigentümlichkeiten die Nachwirkung germanischer und romanischer Abstammung und das Vorherrschen des einen Elements über das andere. Wie unendlich verschieden ist der Engländer vom Deutschen! Hier in diesen Stammesverschiedenheiten, wie sie sich im Charakter, Lebensanschauung, vorherrschenden Neigungen und Thätigkeiten offenbaren, da haben wir auch mehr, als anderswo die tiefen Ursachen der die ganze protestantische Christenheit trennenden Kluft zu suchen. Werden diese geistigen verschiedenen Züge in Europa verwischt werden? Werden sie, wenn je verwischt, dort zu neuen, großartigen, weltgeschichtlichen Schöpfungen führen? Werden die kirchlichen Bekenntnisse ihre trennende Kraft verlieren? Wird eine neue Anschauung vom Christentum herrschend werden? Wird man es als Aufgabe erkennen, zu „verlassen, was dahinten ist“ und sie kräftig und universal ins Leben einzuführen? In der That, niemand wird diese Frage bejahen wollen. In den einzelnen Nationalitäten spiegelt sich das Christentum stets wieder mit eigentümlicher Strahlenbrechung. Jedes Land hat seinen Christus; ach daß nur Christus alle Länder hätte, und alle Kirche Gottes und Seines Gesalbten wären! Wenn aber eine weitgreifende Vermischung individuell geschiedener Nationalitäten auf einem neuen unermeßlichen Arbeitsfeld der Geschichte eine notwendige Voraussetzung zu wahrer kirchlicher Union, zu einer Verschmelzung des Geistes ist, dann hat kein Reich der Welt gleiche Hoffnung mit Amerika, eine große Mission der Kirchengeschichte zu vollführen. Aber wie toll geht es noch in unsern Sektenhäusern her! Wie viel Schutt ist wegzuräumen, bis der Fels der Kirche, Christus, wieder als der eine gemeinsame Grund znm Vorschein kommen wird, auf welchem, nicht Sektenhäuser sondern, eine Kirche stehen

soll! Und wie viele Geduld wird es kosten, zu warten, bis die große Stunde einer neuen Zeit schlägt; wie viel Liebe, zu arbeiten, so bald sie erklungen! Wem anders aber, als ihr, war es bisher gegeben, die Getrennten zu verbinden, die Wunden zu heilen? Und sie allein höret nimmer auf.“

Mangelhafter Kirchenbegriff.

Es wird sich nicht leugnen lassen, daß die hier ausgesprochenen Gedanken ein durchaus modernes Gepräge tragen und überall den Einfluß des philosophischen Systems verraten, das ihn in seinen Studienjahren begeistert hatte. Wir vermissen in seinen Aufstellungen über die Kirche den Begriff des Festen, Stabilen, das nicht bloß einmal in vergangener Zeit wahr und schön und gut gewesen ist, sondern das es heute noch ist, trotz aller Fortschritte, deren sich das neunzehnte Jahrhundert rühmen mag. Bei ihm ist alles Entwickelungs-Prozeß, beständiges Fließen, Gähren, Wogen. Daher der fast schwärmerische Blick der Hoffnung und Erwartung, mit dem er von einer unbefriedigenden Vergangenheit und Gegenwart hinaus in die Zukunft schaut, die Neues, Besseres bringen soll. Zum Beweis, daß wir hier nicht zu viel gesagt, fügen wir noch einige Citate aus Briefen bei, die der Periode angehören, da er selbst die Redaktion des Kirchenfreundes übernommen hatte.

„Das muß ich gestehen, daß mir im Felde der Wissenschaft enorme Unklarheit besonders über den Begriff der Kirche auch in Deutschland zu herrschen scheint. Es ist noch eine große Verwirrung durch das Herübertragen römisch-katholischer Vorstellungen unbewußt vorhanden. Die Praxis und Wirklichkeit wird das auch noch erfordern. Aber mir scheint, der Protestantismus hat eben darum noch die bedeutungsvollsten Stadien seiner Entwicklung aus einem ihm selbst heterogenen Zustand hinaus vor sich. Vielleicht, er ist gleich bei seiner Geburt nicht gehörig gewaschen worden: da geht ihm vom Alten noch vieles nach. An die jetzigen Restitutions-Versuche in kirchlichem Sinne glaube ich nicht und habe nie an sie geglaubt. Manches davon ist mir wert aus kirchlich-pädagogischem und ästhetischem Interesse; viel weniger aus spezifisch-religiösem.“ (21. Mai 1855.)

„Ich glaube, daß das Christentum sich nicht ausgelebt hat an der Welt und Menschheit, wohl aber an der Kirche, welche nur noch durch das Prinzip der vis inertiae bei Leben erhalten wird und allerdings selbst in dieser elenden Zuständlichkeit noch unentbehrlich ist. Aus der Kirche muß aber das Christentum heraus, aus seiner formulierten Objektivierung muß es den freien Weg total ins Subjektive finden, oder die Menschheit findet sich nicht wieder zurecht. Wir haben noch lange nicht Ernst genug mit dem Protestantismus gemacht. Wir haben lange nicht Glauben genug an den ewigen Geist, an die per se

Wahrheit, die im Geheimnis des Evangeliums liegt, und die es der Welt an sich unmöglich macht, etwas anderes zu sein und zu werden, als eine christliche. Das ist mein Trost, der Gehalt bleibt, die Form, die muß in Stücke gehen. — Wir Menschen sind heutzutage alle Doppelmenschen — wir stecken im Alten und verwünschen es, aber noch sieht das sich sehnende Auge nicht über den wilden Strudeln die neue Welt im Glanz des Friedens auftauchen. Wir wollen vorwärts, wissen nicht, wohin, und sinken trostlos ins Alte zurück. Das ist Zeitschmerz, nicht Weltschmerz.“ (25. Septbr. 1856.)

„Das ist freilich ein Oxymoron und Paradoxon, daß der verantwortliche Redakteur des Kirchenfreundes an keine Kirche mehr glaubt. Er thut's um der Kirche willen. Was Rothe über den Punkt argumentiert, weiß er nicht einmal. Aber er wittert eine große Wetterveränderung in der Welt und natürlich, wie immer, — vom Himmel her. Unter allen stehenden Kirchen erscheint ihm nicht eine als die bleibende. „Aber die Banken mögen brechen — Gold ist darum nicht ein Cent weniger in der Welt, nur weniger Vertrauen auf Banken und Bankhalter. Die Kirchen mögen gehen, — ihr Gold geht nicht. Noch weniger kann der Staat suspendieren, auch wenn's Dutzende von Kirchen thun. Also ein Staat ohne Religion? Sie mögen's probieren und werden's wohl auch. Aber „es ginge wohl, aber es geht nicht“, wie die Berliner sagen. So wird wieder Kirche etabliert neben dem Staat? O nein, so wird die Weltgeschichte wohl nicht den Krebsgang gehen.“

„Aber es wird ein Neues kommen, heißet's, wie ihr wollt, das thut nichts zur Sache. Nur gegen den perennierenden Dualismus der christlichen Societät protestiere ich. Und bei dem Eindringen der Bildung in die Massen ist an eine kirchliche Autoritätsherrschaft in der Zukunft nimmer zu glauben. Das ist's aber, was einmal Kirche, nach dem geschichtlich gegebenen Begriff, gemacht hat. Der Kampf dagegen, als eine Form der Christlichkeit, ohne die sie nicht zu denken wäre, umgibt uns täglich, und der Protestantismus hat noch viel Pulver zu verschießen. Die Sache aber ist, daß nicht nur die Kirche bereits neutralisiert ist als Kirche, vielmehr zielt alles darauf hin, daß der Staat in seiner modernen, absorbierenden Gestalt seinen Kulminationspunkt erreichen, und das individuelle Leben seine Forderung endlich siegreich gegen ihn stellen muß. Eine neue Organisation wird kommen und — weder unser Staat, noch unsre Kirche sein. Als ihre Basis kann ich nur das Prinzip der Liebe, als identisch mit der Freiheit im Gesetz mir denken. Wir glauben an „Gott in der Geschichte“, und der Deus ex machina kommt in großen weltgeschichtlichen Katastrophen zu seinem Rechte. Daß der alttestamentliche Gottesstaat als Einheit von Kirche und Staat nur ein Typus für das Jenseits sein soll, das lasse ich um der Konsequenzen willen nicht zu. Es wäre eine Willkür, die man sich bei an-

dern Typen nicht erlauben würde. Die Realisation war nicht denkbar auf jenem Gebiete, Gott war jenseits, trotz aller Schechinah. Jetzt ist Er da in Christus. Der ist der Pulsschlag aller Geschichte.

Du magst mir vorwerfen, daß ich als Lutheraner kein Millenist sein sollte. Ich bin's auch nicht, so fern sich's um „Mille" handelt. Hoffnungen aber für das Reich Gottes und seine reinere Darstellung auf Erden in einer nicht näher zu bestimmenden Zukunft teilst du wahrscheinlich mit mir. Das ist das postulierte Dritte — zum Reich des Vaters, dem Staat, zum Reich des Sohnes, der Kirche, — das Dritte, das Reich des Geistes, der alles durchdringt, alles in den heiligen Dienst führt und alles in eins schafft und bindet mit mancherlei Geistern und Gaben. Da sind wir eins." (15. Dezember 1857.)

„Es hilft nichts, meine Natur sträubt sich mächtig gegen alle dem Geist der Zeit krankhaft widerstrebenden Richtungen. Das ist auch der Grund, warum ich mit dem hergebrachten Begriff der Kirche als einem aus dem Mittelalter nachgeschleppten Gesetz und Recht so zerfallen bin ohne deshalb mit dem Christentum zu zerfallen. Da aber doch, eben um meiner geschichtlichen Grundanschauung willen, viel zu viel konservativer Trieb in mir ist, so bin ich mir nur eines Dilemmas bewußt, aus dem ich keinen Ausweg sehe. Die nach uns kommen, werden ihn sehen und gehen." (7. Januar 1858.)

Differenzen zwischen den Freunden. — Romanisierende Tendenzen der Mercersburger.

Seit dem Anfang der Fünfziger Jahre konnte sich W. J. Mann immer weniger verhehlen, daß zwischen ihm und den Mercersburgern, Dr. Nevin und Dr. Schaff, ein wesentlicher Unterschied in ihren Anschauungen von Protestantismus und Katholizismus sich finde. In ihrem Protest gegen den landläufigen „Amerikanischen Anti-Papst-Fanatismus" und ihrer Bewunderung der „grandiosen Erscheinung des Katholizismus," gingen ihm die Mercersburger Freunde viel zu weit. „Lasset uns vorsichtig fahren!" warnte er schon im August 1851. Namentlich Dr. Nevin behandelte den Protestantismus mitunter in einer geradezu geringschätzigen Weise, während er die römische Kirche, deren Realität, Leere und Armut er nicht genug kannte, ganz ungebührlich idealisierte. In seinen Klagen über den Protestantismus fand W. J. Mann etwas Krankhaftes und radikal Unphilosophisches. „Ist der Protestantismus nicht die eigentliche Zeitgröße unserer Weltperiode, so glaube ich an keine Vernunft in der Geschichte mehr. Er verhält sich aber zur römischen Kirche wie Qualität zu Quantität." Als nun Dr. Schaff, besonders seit 1852, jenes Liebäugeln mit Rom auch im Kirchenfreund trieb und dadurch manchen Lesern gerechten Anstoß gab, da warnte, mahnte, protestierte W. J. Mann mit der ganzen Freimütigkeit und Mannhaftigkeit des treuen,

liebenden Freundes, der die offenbare Gefahr vor Augen hatte, daß der innige Herzensbund durch diese Differenzen getrübt werden könnte, und der von ihm so hoch verehrte Freund in seiner öffentlichen Stellung verlieren möchte. Der Ernst und die Entschiedenheit und dabei wieder die Zartheit und Bescheidenheit seines Zeugnisses in dieser Kontroverse, die natürlich für die Freunde reine Privatsache blieb, ist derart, daß uns ein wesentlicher Zug in Dr. Mann's Lebensbild fehlen würde, wenn wir ihn hier nicht zum Wort kommen ließen. Wir geben darum etwas vollere Auszüge aus der Korrespondenz mit Dr. Schaff über dieses Thema.

— „Du machst die Bemerkung, daß mein Aufsatz sehr protestantisch sei. O ja, das ist so, wir ich selbst es bin, und du auch, viel mehr, als wir oft wissen. Was würden wir Leute mit unserm kritischen Geiste und unserem liberum arbitrium auch im katholischen Gedankengang thun! Höchstens Revolution anrichten, die zu unsrer Zeit eben auch wieder protestantisch ausfallen würde; und — mehr so, als ich selbst wünschte. Für uns ist's ganz vernünftig, recht protestantisch zu sein mit dem Wunsche, einmal wahrhaft katholisch zu werden. Wir haben nur unter verschiedenen Uebeln zu wählen, und da ist der Protestantismus noch das leichteste. Es ist keine Folge im ganzen Komplex des sozialen Lebens aus dem Protestantismus abzuleiten, die sich nicht nach Seiten ihrer Utilität und Moralität mit den Folgen des Katholizismus messen dürfte. Das bleibt uns doch absolute Gewißheit bei aller Erkenntnis, daß es mit dem bloßen Protestieren nicht gethan ist, woran wir uns zu sehr binden. Der Protestantismus bleibt uns in der Gegenwart allein übrig, denn nach Rom wollen wir nicht zurück; eine mechanische Verbindung von diesem und jenem taugt nicht; und die Losung, der λογος der neuen, noch zu erwartenden Periode, ist noch nicht gefunden. Also — wir können unsre protestantische Farbe doch nicht ändern, und wenn wir zehn Jahre ins Kloster gingen. Aber wir wollen „Vorwärts" zur Parole behalten und uns rühren und tummeln, damit die Stagnation um uns her nicht überhand nehme. Dazu mag dienen, was da will, und komme es her, wo es wolle, wenn's nur gut ist und beleben kann!" (17. Juli 1851.)

„Was in aller Welt hast du mit der römischen Kirche zu schaffen und gar mit den Kirchenvätern? Die sagen vieles, was du nicht unterschreibst, und vieles, was recht gut protestantisch klingt. Und am Heidentum kann man auch manches loben, wie am Katholizismus, und von jenem ist vieles in diesem. Was soll's denn — helfen, am Katholizismus, so viel Gutes zu loben? Und wenn alle Kirchenväter zu seinen Gunsten sprechen, so thun's gewiß auch alle Teufel. Ja, die römische Kirche ist mir auch Kirche — Leben Christi in Menschenform. Das glaube ich so gut wie du; aber daß andre es auch glauben sollen, das muß nicht sein. Es ist auch vernünftig, daß die flache Idee des

Protestierens sich in einer Richtung verkörpert. Der Katholizismus hätte es nie zu einem Protestantismus kommen lassen sollen. Das war der dummste Streich, den er machte. Jetzt ist's zu spät, den Schuß zu bedauern, das Pulver ist aus der Kanone! Und wenn ich frage, zu was denn du eigentlich berufen bist, so bin ich gewaltig im Irrtum, oder du bist gewiß zum Protestieren gegen römischen Katholizismus auch mehr von Gott und Welt verordnet, als zu seiner Verteidigung. Wenn man dich bisweilen hört, da könnte man wirklich meinen, die Kurie in Rom habe dir eine Kardinalstelle angeboten." (2. August 1852.)

„Deine Artikel im Septemberheft des Kirchenfreundes haben, wie ich erfahren muß, an verschiedenen Orten dieselbe Wirkung bei sehr würdigen, denkenden Leuten gehabt und sie mit Indignation erfüllt. Ich bin auch gefragt worden, ob ich diese Ansichten teile. Deine Worte*) (p. 334) über Luther und die Zwickauer halte ich für höchst sophistisch; denn du bist nicht der Mann, dem man erst sagen muß, daß Luther am Wort eine ganz andere Basis für sich hatte, als die Zwickauer an ihrem Geist; daher es keiner Wunder bedurfte von ihm, wenn nicht die Reformation an sich eins gewesen wäre. Wie du die kirchliche Tradition katholischerseits überschätzest, so weißt du auch recht gut, daß das jetzt so viel bekämpfte Privaturteil bei weitem nicht so extremes Privaturteil ist, sondern im wesentlichen meist auf der historischen Grundlage ruht.

Luthers Protestieren hat freilich das Fundament kirchlicher Autorität erschüttert; ja, aber nicht das Fundament des Gottesreiches, sondern nur des Zustandes, den er vorfand; und doch stellst du die Sache so hin, als ob die Reformation mehr zu beklagen sei, als Gott für sie zu danken.

Kurzum — Freund, ich bin zu gar keinen compromise measures geneigt. Man kann nur einem Herrn dienen und einem anhangen. Die welthistorischen kirchlichen zwei sind welthistorisch noch nicht verschmolzen, und von uns soll die Welt ohne Wirkung und Irrung wissen dürfen, mit wem wir es halten.

Du bleibst mir achtungswert und lieb, auch wenn eine große

---

*) Mit einer — für den Kirchenhistoriker doppelt unbegreiflichen Verschrobenheit des Urteils — schreibt dort Dr. Schaff, der konservativ kirchliche Trieb der neuen symbolisch-lutherischen Bewegung werde schließlich „so gut, als der analoge Puseyismus in England, einsehen, daß das, was er eigentlich will, nämlich ein vollkommen durchgebildetes, konsequentes und abgeschlossenes System der Lehre, in dem das Gemüt behaglich ausruhen kann — bloß in der Kirche zu finden ist, gegen deren Autorität ja gerade Luther, als ein neuer Vater, Prophet und Apostel sein Privaturteil erhoben hat, ohne jedoch seine göttliche Sendung, wie man in einem so unermeßlich wichtigen Falle erwarten sollte, und wie er selbst von den Zwickauer Propheten und anabaptistischen Schwärmern verlangte, durch Wunder und Weissagung zu beglaubigen."

Kluft unsrer Ansichten über diese ernsten Fragen entstehen sollte. — Ich weiß den redlichen Sinn der Forschung zu ehren, der dich leitet, auch wenn ich dir in deinen Gedankengängen nicht folgen darf. Wenn ich auch für mich die Ansicht hege, daß keine Pflicht für dich da ist, dich über den Katholizismus auszusprechen, wie du thust, so ist das eben meine Ansicht, und ich bin weit entfernt, ihr ein besondres Gewicht beizumessen. Mir ist das nicht genügend, daß es am Ende die deutsche Entwicklungsidee ist, die mir den Protestantismus als vernünftig rechtfertigt; denn dieselbe Theorie läßt mich den Katholizismus im 19. Jahrhundert als unvernünftig, oder auch das verwirrte Geschrei der englischen Theologen wider den Katholizismus als ganz vernünftig erkennen. Es ist das religiöse Interesse in des Wortes engem Sinne, was mich an die protestantische Kirche bindet und, wie uns, so viel mehr tausend andere, denen es zum Gewissens-Skupel werden kann, wenn sie sehen, daß protestantische Lehrer schonungslos die Fehler der protestantischen Kirche aufdecken und mit auffallender Milde die von den Vätern bis auf's Blut bekämpften Fehler der römischen Kirche beurteilen. Dein Artikel über den Casus Achilli und die September-Nummer des Kirchenfreundes haben mich in eine innere Unruhe versetzt, die ich dir nicht verbergen will. Die Frage ist nicht etwa, was dieser oder jener sagen wird, der Lärm u. s. f. sondern vielmehr frage ich mich, ob dadurch Klarheit und Sicherheit der religiösen Ueberzeugung bei vielen gefördert werden kann, und sodann — ob du auf diesem Wege wirklich für die Sache der protestantischen Kirche, der deine Person zunächst gehört, so wirken kannst in diesem Lande, wie dir die Gaben dazu verliehen sind. Ich kann an einer derartigen Behandlung der Sache kein Gutes sehen weder für die Wissenschaft als solche, noch für das praktische, christliche Leben. Kurz — ich verstehe dich nicht ganz. Allein ich schweige darum am besten aller Oeffentlichkeit gegenüber.*) Gegen dich wollte ich nichts thun, sogar wenn ich es könnte; Hand in Hand gehen kann ich auch nicht; und so denke ich, will ich schweigend dem Verlauf zusehen. Als ich deine Artikel im September-Heft gelesen hatte, trieb mich's über das Recht und die Pflicht des Schweigens in solchen ernsten Angelegenheiten nachzudenken, und ich predigte den Tag darauf über Amos 5, 13. („Darum muß der Kluge zur selbigen Zeit schweigen; denn es ist eine böse Zeit.") Ihr Leute lebet in einer andern Region, als wir Tagelöhner im Reiche Gottes. Ihr lebet über den Thälern und Klippen, an denen wir mühsam uns hin arbeiten—und der Blöcke

*) Natürlich konnte es nicht verborgen bleiben, daß W. J. Mann dieses Liebäugeln mit Rom ganz entschieden zuwider war. Peter Anstadt, der stark schwärmerisch gesinnte Redakteur des (Neu) „Lutherischen Kirchenboten," der Dr. Schaff in dieser Angelegenheit scharf angegriffen, hätte gar zu gern an Mann einen Alliierten gewonnen und bat ihn wiederholt um Artikel für sein Blatt. Aber natürlich vergebens.

viele aus dem Wege zu räumen finden. Ihr seid hoch über den Bergen in der lichten Höhe — da kommt man schneller vorwärts, als unten in der Tiefe.

Nun — Briefe sind stark und schwer; das Herz meint es gut. Ich möchte über diese ganze Frage in mir abgeschlossen haben und das ohne Wanken im Auge behalten, ohne alle Rücksicht, was allein zu bessern vermag. Und besonders wünsche ich auch, daß der Kirchenfreund nach solchen Grundsätzen geführt werde, daß er unzweideutig vor Laien und Klerus für ein entschieden antirömisches Journal gelten muß. Ich rede nicht aus mir allein heraus.“ (20. September 1852.)

— „Es ist für uns beide wichtig, zu sehen, worin wir harmonieren, worin nicht. Ich muß bei meiner Position bleiben, daß ich abgeschlossen habe über Katholizismus und Protestantismus, das heißt, ich bin darüber im reinen, daß der Protestantismus, wie er auch dermalen sein mag, eine bessere höhere Realisierung der Idee des Christentums ist, als der Katholizismus; daß sich im Protestantismus das Leben Christi reiner, von fremdartiger Zuthat befreiter darstellt, als im Katholizismus, daß dieser also nur Vorstufe ist zu jenem, daß er aber darum ein ebenso wesentliches Glied im historischen Organismus der Kirchengeschichte ist. Ich denke, wir gehen darin Hand in Hand.

Daraus ergeben sich mir gewisse Folgerungen. Die kann ich zum Teil mit den Worten bezeichnen: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich 2c.“ Also werde ich im Katholizismus durchaus keine Dinge finden, die mir lieber wären, als was mir meine protestantische Heimat gewährt, — das Ganze im Auge behalten. Ich werde mich auch nie verleiten lassen, die Krankheit der römischen Kirche für einen Splitter, die der protestantischen für einen Balken zu halten; aber ich werde nicht dabei richten, wo eine Weltgeschichte und das lebendige Wort, beide That Gottes, Jahrhunderte vor mir gerichtet haben. Ich werde mich auch nicht verleiten lassen durch den Fanatismus derer, die in der römischen Kirche nur Uebel sehen, daß ich ebenso auf der andern Seite die Fehler meiner protestantischen Mutter schonungslos aufdecken und die praktischen Folgen eines solchen Verfahrens auf die gelehrte und ungelehrte Welt vergessen könnte. Ich werde auch, weil die Welt- und Kirchengeschichte eine Seite hat, nach welcher sie Menschenthat, und auch böse That der Menschen ist, nicht aufhören, ernstlich zu protestieren gegen die Uebel, die in der katholischen Kirche das eine heilige Bild des Erlösers umstellen und entstellen, also den Weg zum Vater durch den Sohn hemmen, und ich muß es nicht als eine Sache der Wahl ansehen, ob ich die römische Kirche bekämpfen oder verteidigen will, sondern mir ist es Pflicht, sie zum Heil der Seelen zu bekämpfen, weil es mir sonst auch eine Sache der Wahl bleiben oder werden könnte, ob ich Protestant sein wolle oder nicht. Mir ist es auch, — und die Geschichte und ihre Thatsachen sind mir starke Zeugen, — eine über allen Zweifel erhabene Sache,

daß die Fehler der römischen Kirche vor dem Prüfstein einer wahrhaft göttlichen Auffassung des Werkes der Erlösung unendlich größer sind, als die der protestantischen Kirche, und ich bin überzeugt, daß nur ein einmal gefaßtes ideales Bild vom Wesen der Kirche, welches aber historisch nie real werden darf, ohne selbst die unermeßliche Lebensfülle Christi zu verkrüppeln, sonst hell denkende Protestanten verleiten kann, sich von dem Prachtbau der Peterskirche bestechen (zu lassen) und zu Zeiten die Form, aus der der Geist doch schon geflohen ist, der sie eigentlich schuf, höher anschlagen zu können, als einen Inhalt, der eben um seiner reichen Mannigfaltigkeit willen seine Lebenskraft in allerlei Formen darzustellen vermag. Ich glaube, mit Neander, an keine Form der Kirche als an die einzige, ausschließliche. Aber ich glaube an das Leben des Gottessohnes in der Kirche überall, und ich glaube, daß auch die Kirche, wo immer sie wahrhaft lebt, nur aus dem Glauben heraus wahrhaft lebt und zwar immer um so mehr, je mehr die einzelnen des Glaubens leben, an das ewige Leben glauben.

Was also Vergangenheit lehren mag, — es sei uns die Erfahrung des Einzel-Lebens und mehr die der Gesamtheit wichtig, — aber das, was sie irgend einmal recht belebte, ist nicht das Vergangene, sondern das ewig Gegenwärtige. Darum ist mir das Erlösungsbedürfnis des einzelnen Herzens immer noch das erste, und dem ist nur durch das ewig gegenwärtige Leben des Gottessohnes zu helfen. Dies Geheimnis ist in der protestantischen Kirche offenbar. Weil ich aber auch an eine innere Gesetzmäßigkeit der Geschichte glaube, darum wundere ich mich nicht, daß jetzt vieles anders ist in der Kirche, als einst, und alle Differenz von Kirchenvätern erschreckt mich umso weniger, da diese Leute unter sich selbst bei aller harmonia fidei catholicae so vielfach differierten, — auch die lieben Apostel thaten's, denn wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Darum weiß ich auch, daß es wieder anders werden wird, und das ist, was mich getrost macht im Blick auf die Zukunft. Deshalb schaue ich gar nicht rückwärts als auf das, was *mehr* das Vergangene, als das Gegenwärtige ist. Hier steht Christus, — Ihm gegenüber eine Welt mit ihren tausend Seiten und Regungen, — die ganze Welt in ihren Höhen und Tiefen, in all' ihren Lebenserweisungen, großen und kleinen, soll verklärt werden. Dem Gedanken gegenüber schrumpft jede an eine Vergangenheit sich bewußt oder unbewußt lehnende Ideal-Vorstellung von Kirche zu einer Zwangsjacke ein, und — die suche ich mehr und mehr abzuwerfen.

Wenn du das als ein Bekenntnis ansehen willst, so darfst du dir auch mit aller Vorsicht daraus ziehen, wie ich über dein Verfahren im Stillen urteile. Ich wundere mich über dich. Du meinst dem Puritanismus den Star stechen zu müssen. Laß das, Freund! Der wird auf dem Wege großer geschichtlicher Praxis schon zurecht kommen. Vergiß aber nicht, daß du dir auf diesem Wege die Wirkung

auf ein weiteres Feld auf eine bedenkliche Weise hier verderben wirst. Durch das Anfassen an der empfindlichsten Seite wirst du selten bei jemand viel Vertrauen gegen dich wecken. Wenn du der deutschen Theologie mehr Riegel im amerikanischen Protestantismus vorschiebst als öffnest, so wird der Tag kommen, wo du sehen wirst, weder der römischen, noch der protestantischen Kirche wahrhaft nützlich geworden zu sein. Wenn du dem Protestantismus seine Fehler besonders dadurch zeigen willst, daß du ihm den Katholizismus in möglichst günstigem Lichte zeigst, so wirst du diesen, wenn es sein kann, in seiner selbstgerechten Verhärtung bestärken und jenen an deiner wahren Liebe zu ihm zweifeln machen. Daß du so gerne Namen beibringst, um zu Gunsten des Christentums im Römertum zu zeugen, kann ich dir nur als Gelehrten verzeihen. Aber wenn man citieren wollte, wo wäre auf beiden Seiten ein Ende? Der puritanische Haß gegen das römische Prinzip ist ohnehin auch ein weltgeschichtliches Ding, und wenn er eine Schwachheit ist, so klebt sie großer Kraft an. Nun vollends der Kirchenfreund — ja, im Sinne dieses Briefes bleibe ich fest darauf, daß er ein antirömisches Blatt sein muß. Mir ist's genug, nicht auch zu schelten weil die Puritaner und die römischen Katholiken schelten. Das mögen sie thun auf ihre Kosten. Der Kirchenfreund muß aber unzweideutig und daher im weiten Sinne protestantisch sein. Die protestantische Kirche muß er mit ernster, ehrlicher, also nicht schmeichelnder Liebe in Freundes-Milde — und Weisheit umfassen. Die römische Kirche kann er auch lieben, aber so wie der Herr sagt: „Liebet, die euch hassen." Daß sie ihn haßt, das nur einen Augenblick vergessen zu können, würde Thorheit sein. Da muß man also der Feindin mit würdigem Ernst opponieren, protestieren — bis der Mann auf Petrus Stuhl, und die, die um ihn her sind, „dermaleinst sich bekehren." Solcher Protest ist Liebe." (1. Oktober 1852.)

Kardinal Wisemans Lectures.

„Für die Lectures des Herrn Cardinal Wiseman sage ich dir noch nachträglich und wiederholt den schönsten Dank. Wenn es je sein könnte, so haben sie mich, — was dir bei der Unparteilichkeit und Unbefangenheit deines Standpunkts nur sehr erwünscht sagen kann, — zu einem noch entschiedeneren Protestanten gemacht, als ich zuvor war. Wahrlich, ich hätte mehr erwartet. Ich las das Buch sorgfältig, mit der Feder in der Hand, und machte mir Bemerkungen, die sich zuletzt in einer Kritik generalisierten. Daß er den Protestantismus in seinen Thesen ungeschoren läßt, ist sehr weise von Seiner Eminenz. Allein daß die protestantische Antithese gegen die römische Lehre falsch ist, das ist denn doch noch in weitem Felde. Nicht leicht ist mir die erstaunliche Armut des katholischen Dogmas an wahrem Heilsgehalt so

frappant vor die Augen getreten, als in diesem Buche. Es ist dem Papsttum keine Ehre, seine Entchristlichung so an den Pranger zu stellen. Was ist denn Christus in diesem System? Kaum ein zweiter Moses, und das Christentum nichts als ein neu ediertes Gesetz, nicht aber das Leben, die neue Schöpfung, die in Christus erschienen war. Er steht in einem fernen Dunkel hinter den Wolken des Weihrauchs — unnahbar — ein jenseitiger Prophet, der nur das Primat unter den Kirchenvätern hat. — Nur in der selbst leblosen englischen Theologie und Religiosität des Legalismus und Formalismus, der „gottseligen Langeweile" kann dies Werk von Bedeutung erscheinen, nicht aber in deutschen theologisch gebildeten oder wahrhaft fromm-lebendigen Kreisen." (3. Nov. 1852.) *)

Redaktions-Wechsel.

In die Frage eines möglichen Redaktions-Wechsels des Kirchenfreundes spielte diese romanisierende Neigung, die Dr. Schaff damals zur Schau trug, entschieden mit herein. Schon im Juli 1852 war ein Plan gereift, wonach der buchhändlerische Betrieb des Blattes an die Firma Schäfer und Koradi in Philadelphia übergehen sollte. Dieselbe verlangte aber, daß W. J. Mann, wenn nicht ganz die Redaktion übernehmen, doch als Mit-Redakteur auf dem Titelblatt erscheinen sollte. Als nun die romanisierenden Neigungen Dr. Schaffs immer stärker hervortraten, fürchtete die Firma den baldigen Untergang des Journals und wollte nichts mehr damit zu thun haben, es sei denn, daß ihr eine Vertrauensbürgschaft über den Geist des Blattes für die Zukunft geboten würde. Der Frage mußte offen und ehrlich ins Auge geschaut werden, ob das segensreiche Fortbestehen des Blattes nicht durch die Redaktion von Dr. Schaff gefährdet sei. Auch diesen heikeln Punkt besprach W. J. Mann mit dem Freunde in gewohnter Offenheit. Und während er ihm auf der einen Seite zuredete, in Geduld noch ein Jahr fortzufahren und so den Kirchenfreund mehr und mehr unentbehrlich zu machen, verhehlte er ihm andrerseits seine Ueberzeugung nicht, daß an ein rechtes Einverständnis zwischen Dr. Schaff und dem bei weitem größten Teil der Leser des Kirchenfreundes zunächst nicht zu denken sei, und daß es schließlich weiser und ehrenvoller für ihn sein würde, die Arbeit an einer Zeitschrift, wie der Kirchenfreund, aufzugeben. Diesem Rate gemäß führte Dr. Schaff die Redaktion noch bis zum Ende des Jahres 1853 fort, und dann trat W. J. Mann an seine Stelle, während die Firma Schäfer und Koradi das Geschäftliche übernahm. Auch nach Dr.

*) In der Evangelical Review, Jahrgang 1853 P. P. 488 veröffentlichte Dr. Mann eine Besprechung dieser "Lectures on the Principal Doctrines and Practices of the Catholic Church etc."

Manns Rücktritt von der Redaktion führte die Firma den „Kirchenfreund" in andrem Format noch eine Reihe von Jahren fort, aber ohne selbständige Bedeutung, nur als eine Art Blumenlese von importierten theologischen Artikeln aus der alten Welt.

Fünftes Kapitel.

Freundschaft mit Dr. Philipp Schaff.

Verschiedenheit der Charaktere und Weltanschauung. — American Academy of Science, der Platz für Dr. Schaff. — Dr. Schaffs Kirchengeschichte. — Creeds of Christendom. — Dedikation des dritten Bands von Dr. Schaffs Kirchengeschichte. — Dr. Schaff the presiding genius of international theology. — Unterschied des kirchlichen Standpunktes. — Die evangelische Allianz. — Luthertum und Unionismus. — Rückblick über den Lebenslauf der Freunde. — Gedichte: Des Freundes Silberhaar. Sechzig Jahr!

Wir haben schon in den ersten Kapiteln wiederholt Gelegenheit gehabt, auf das Freundschafts-Verhältnis hinzuweisen, das in seltener Innigkeit und Dauerhaftigkeit von den Schuljahren an bis an die Schwellen der Ewigkeit Dr. Mann und Dr. Schaff verband. Wir müssen aber diesem Gegenstand noch besondere Aufmerksamkeit schenken, denn es war diese Freundschaft in so hervorragender Weise ein Stück seines Lebens, daß es zur vollen Würdigung und Kenntnis von Dr. Mann notwendig ist, einen volleren Einblick in dieses schöne Verhältnis zu gewinnen. Wir haben gesehen, wie tief dieser Freundschaftsbund selbst in den äußeren Lebensgang von Dr. Mann eingriff. Durch Dr. Schaff kam er in die neue Welt. Durch ihn fand er in dieser neuen Welt zunächst eine Stelle in der reformierten Kirche, deren Leben und Charakter ihm doch von Hause aus fremd war. Durch ihn wurde er zuerst in die umfassende litterarische Thätigkeit am Kirchenfreund hineingezogen und damit bei den theologischen und überhaupt gebildeten deutsch-amerikanischen Kreisen eingeführt. Seine theologische und kirchliche Entwicklung und Stellung hat ihn im Lauf der Jahre mehr und mehr von Dr. Schaffs kirchlicher und theologischer Richtung abgeführt. Die Gegensätze kamen immer mehr zum Bewußtsein und zur offenen Aussprache. Aber bei all dem hält das persönliche Band der Liebe und Achtung die beiden bis ans Ende fest und unzertrennlich umschlungen. Wie warm Dr. Schaff die Gaben

und Leistungen seines nur um wenige Monate jüngeren Freundes anerkannte, haben wir oben in der Geschichte des deutschen Kirchenfreundes gesehen. Auf der andern Seite hat Dr. Mann allezeit an dem gelehrteren Freund bewundernd emporgesehen, an seinen wissenschaftlichen Arbeiten den innigsten Anteil genommen und sich neidlos und herzlich des äußerlich größeren Erfolges gefreut, der dem viel mehr praktisch und findig gearteten Schweizer in Amerika zu teil ward. Das hat ihn aber nicht abgehalten, es allezeit offen und rückhaltslos auszusprechen, wo er sich seines verschiedenen Standpunktes bewußt war und dabei den Freund und sein kirchliches und litterarisches Wirken aufrichtig und gradaus zu kritisieren. Solche Kritik trat natürlich gegen das Ende ihres Lebenslaufes stärker in den Vordergrund, da Dr. Manns kirchliche Stellung mehr und mehr auf konservativ-lutherischem Bekenntnisgrund sich konsolidiert hatte, während Dr. Schaff mit dem früher von ihm so scharf bekämpften Puritanismus sich je länger, je mehr identifizierte und am Ende in einem ganz verschwommenen Unionismus sich verlor, wie er denselben in seinem letzten Manifest vor dem Religionskongreß in Chicago in unzweideutiger Weise zum Ausdruck brachte. Behält man diese divergierenden Linien im Auge, auf denen sich die kirchliche und theologische Entwicklung beider Freunde bewegte, so wird das schöne, innige, persönliche Verhältnis zwischen beiden umso seltener und bewundernswerter erscheinen.

Als Pastor W. J. Mann an der reformierten Salemsgemeinde in Philadelphia resigniert hatte, drang er in seinen Freund in Mercersburg, derselbe möchte doch einen an ihn ergehenden Ruf jener Gemeinde annehmen. „Was wäre lieblicher," schrieb er, „als wenn wir hier in Liebe und Frieden zusammenwirken könnten? Wäre uns dann nicht ein alter Lieblingswunsch erfüllt?" (23. Januar 1851.)

Zur Zeit, da Dr. Schaff um seiner theologischen Anschauungen vor der reformierten Synode verklagt und mit Absetzung bedroht wurde, nahm sein Freund in Philadelphia den innigsten Anteil an jener kritischen Lage. „Dein letzter Brief," schreibt er im Juli 1850, „hat mich wehmütig gestimmt. Ich hoffe noch immer, die Katastrophe wird ausbleiben, und doch hoffe ich mit unsicherem Glauben. Wenn jene Krisis erfolgen sollte, so werde ich selbst meine Verbindung mit der reformierten Kirche zu lösen suchen, denn wenn ein andrer Geist unsre Institute beseelen sollte, will ich nichts mehr mit dieser Kirche zu thun haben. Den Gedanken, in die Schweiz, oder überhaupt nach Europa, zu gehen, gib nur auf. Dort taugst du nicht mehr hin und wärest tausendfach beengt, oder müßtest du retrograd werden, was du nicht kannst. Nein, hier ist unser Kampfplatz. Dich ketten tausend Rücksichten an dies Land. Es ist ein Land der Zukunft. Drum, ist auch uns die Gegenwart wohl trübe, es wird und muß ja besser kommen."

Ein paar Jahre später hatte er Gelegenheit, öffentlich im Kir-

chenfreund seine Wertschätzung der Mercersburger Theologen und ihrer Stellung Ausdruck zu geben. „An den kirchlichen Anstalten der reformierten Kirche," sagt er, „wirkten besonders zwei Männer von eigentümlicher Begabung und Richtung des Geistes. Manche der von ihnen geäußerten Ansichten waren keineswegs nach Art des unter uns gewöhnlichen Landläufigen. Einzelnen erschienen ihre Gedanken von Kirche und Kirchlichem bedenklich. Diejenigen, welche die puritanische Form des Protestantismus für den Protestantismus überhaupt, den einzig möglichen, fertigen Protestantismus hielten, schrieen über Häresieen. Die Mercersburger Theologie war ein Beiwort geworden, und man wirkte sogar auf Organe andrer Denominationen, um im eigenen Felde durch Rückwirkung auf die öffentliche Meinung jenen Männern den legitimen Grund und Boden zu unterminieren. Sie selbst waren sich dessen wohlbewußt, daß sie nicht die breite Heerstraße der um uns her herrschenden, landläufigen theologischen Anschauungen in allen Stücken wandelten. In diesen Umgebungen mußte manches, was sie äußerten, als neu erscheinen. Mißverständnisse waren dabei leicht möglich, und den Angriffen mußte und konnte nur mit scharfem Gegensatz und mit klarer, entschiedener Bestimmtheit begegnet werden. Der Widerspruch selbst war heilsam und diente, Theorie und Wirklichkeit nicht zu weit zu trennen. An Sympathieen in verschiedenen Gebieten fehlte es allerdings auch nicht, und die in den letzten fünfzehn Jahren von Mercersburg ausgegangenen Schriften, welche hier zu nennen unnötig ist, haben auf Theologen und gebildete Laien an den verschiedensten Orten eingewirkt. Die reformierte Kirche aber ließ diesen Männern das protestantische Recht der Freiheit angedeihen. War doch der eine von ihnen ein Amerikaner, Dr. Nevin, aber von deutscher Gründlichkeit des Wissens und Tiefe des Denkens; der andere für den Dienst in der neuen aus der alten Welt herübergerufen, ein deutscher, aber voll amerikanischer Lebendigkeit und Energie. Die wissenschaftliche Befähigung beider war allgemein anerkannt, und eine Vergleichung in dieser Hinsicht zwischen ihnen und ihren Gegnern mußte ganz geeignet sein, das Urteil betreffend die intellektuelle und theologische Kapacität zu Gunsten der ersteren für immer festzustellen. Von größerer Bedeutung war das Zutrauen, das ihr Charakter genoß. Willig trugen sie manches Unangenehme, das ihre eigentümliche Stellung mit sich brachte, und ihre Anhänglichkeit an die Kirche, in deren Dienst sie beide standen, hat ernste Proben bestanden. So wirkten sie, wie sie beide zuvor an andern Orten auf ehrenvollen Posten gestanden hatten, nun zunächst auf die um sie versammelten, studierenden jungen Männer, die ihnen mit dankbarer Liebe zugethan sind. So wirkten sie als Schriftsteller auf die Kirche im ganzen und auf weitere Kreise anregend, und sie fanden Verständnis und, unter den Angeregten manche, die ihnen mitarbeitend zur

Seite standen und in dieselben Anschauungen von Kirche und kirchlichem Leben eingehend, der Theorie die Praxis zu adaptieren bemüht waren." (Kirchenfreund 1858 S. 124.)

Was ihm persönlich die Gegenwart des Freundes und der Gedankenaustausch mit ihm war, spricht sich in folgenden Zeilen aus:

18. Januar 1851.

„— Komm nur bald wieder und bleibe uns länger! Auch ich bedarf der Anregung des Geistes durch das Wehen des Geistes der Freundschaft und Liebe. Die Welt und ihr Kampf wirken erregend; wo die Liebe, die Treue, die Wahrheit herrscht, ist freie Entfaltung und Entwicklung des Innern ohne Zwang und Beengung. Uns fehlt hier zu sehr die Ausbildung der ästhetischen Seite am Leben im weitern Sinn des Worts. Der unmittelbare Zweck schwingt stets wie ein Tyrann die Rute über uns, und beinahe vergißt man, daß die Seele denn doch eigentlich um der Seligkeit willen geschaffen ist. —"

Verschiedenheit der Charaktere und Weltanschauung.

Das eigenste Wesen des Freundes und die Aehnlichkeit und Differenz in ihren beiderseitigen Charakteren und Weltanschauungen sucht er in dieser Weise zu definieren: „Ich glaube," schreibt er im Mai 1857, „daß der Puritaner und der Kirchenmann der Januskopf deines eigenen Wesens sind, und du von beiden stark infiziert wirst, wie ich willig bin, das von mir selbst *) zu bekennen."

„Es ist eine seltsame Differenz der Geister neben wesentlicher Harmonie im Geist. Wir kommen ziemlich auf verwandte Resultate hinaus in unsrer Weltbetrachtung, aber wir gehen durch sehr verschiedene Gedankenpfade. Dir hat so vieles Gewicht, was für mich rein verloren ist, und du ziehst Parallelen und machst Analogien und findest Beziehungen heraus, die mir keine Beweiskraft haben. Du divinierst aus der Vergangenheit und baust aus ihr auf. Ich wende das Gesicht einer Zukunft zu, für die ich Hoffnungen habe, zu denen du dich weder durch Vergangenheit noch Gegenwart berechtigt glaubst. Dir ist das Christentum viel wert als Kirche, als Institut, mir nur als göttliches Prinzip wahrer Humanität, was auch die Form seiner Existenz sei. Es ist eine konfuse Welt!" (23. September 1858.)

Den sonderlichen Beruf des Freundes für eine akademische Thätigkeit hat Dr. Mann immer mit warmen Worten gepriesen: Fern dem Holz- und Wassertragen pastoraler Arbeit unter den deutschen Landsleuten solle Dr. Schaff in den freieren Regionen des theologi-

*) Bei Dr. Mann war freilich das, was er an dem Freunde Puritanismus nennt, mehr der gemütlichere Subjektivismus der schwäbischen, pietistisch angehauchten Religiosität.

schen Wissens sich bewegen. „Du hast das Zeug zu litterarischer Fruchtbarkeit und erfüllst deine Mittler-Mission zwischen zwei Welten, nicht der oberen und unteren, aber der alten und neuen, aufs beste.“ (5. November 1874.)

Welche hohe Stellung er dabei dem Freunde in diesem Abendlande zugedacht, ergibt sich aus einem Projekt, das ihn, freilich bloß als Theorie, vielfach beschäftigte, nämlich eine

American Academy of Science.

Darüber schreibt er dem Freunde unterm 19. Januar 1866: — “I may here mention a thing which sometimes crosses my mind and which, perhaps, somebody better calculated than your poor friend might with advantage bring up before the public of America. This is the foundation of an American Academy of Science in the broadest sense of the word, after the plan of similar great institutions of Europe, adapted to this country. It can be done here and all the great scientific sections could be represented, History and Church History as well as others; and there scientific minds should find a literary home and a life free of other engagements. There would be a place as you ought to have it. I say, such a thing on the grandest scale ought to be done and can be done by united efforts in this great country.”

Welchen Anteil er an Dr. Schaffs litterarischen Arbeiten nahm und wie er sich dem Freund gegenüber darüber aussprach, mögen folgende wenige Auszüge beleuchten:

Dr. Schaff's Kirchengeschichte.

“Your Church History offers me from day to day new and increasing interest. The most solid information on a subject, generally suspected of tedious dryness, you have blended with the most attractive beauty of style and it may be read with the interest of an exciting novel. I feel that you labor not in the service of a party-man or of the accumulator of learned but dead lumber. Your position is that of the true historian, mastering the facts and being in deep sympathy with the genius of the ages his spiritual pencil delineates. Your references have lead me to *Gibbon*, whose diligence and learning we cannot but admire, whilst we deplore his blindness, which prevented him from seeing and understanding the rising power behind the declining one. Rome had to decline, that a world, a christian world, could rise. What a pity that

a man like Gibbon looked upon the progress of the world as a Cynic, having faith in nothing and believing hardly in anything else but the baseness of the human heart without a true conception of sin. For the greatness of an Augustin Gibbon seems to have no eye at all. But he has no eye for the ideal which in history is blended with the real."

Dr. Schaff's Creeds of Christendom.

Juni 19., 1874.

„Du bist in deiner Sammlung symbolischer Bücher unter die Hecken und Dornen geraten. Dein Werk wird aber zum Verdienstlichsten gehören, was du geleistet, weil es Tausenden von einer Lücke sagt, deren Existenz in ihrem theologischen Wissen sie kaum bemerkten, und die es annähernd zugleich auffüllt. Du förderst das gegenseitige tiefere Verständnis zwischen den Denominationen, und das ist der rechte Weg eben durchs Bewußtsein der Gegensätze sie sich näher zu bringen. Ich möchte wissen, wie weit du gehst im Kommentar der einzelnen Konfessionen, wie weit du in das Dogmatische und Religionsphilosophische hineinstreifst. Denn eine solche Lektüre möchte doch für die meisten Leser erst den Kern hinter all den Schalen doktrineller Formulierung aufdecken können und ihnen anzeigen, daß nichts weniger, als die Totalanschauung vom Christentum dahinter steckt."

Aufs tiefste bewegte ihn die Dedikation des dritten Bandes der Schaff'schen Kirchengeschichte, worin der Verfasser seinen Jugendfreunden Gustav Schwab, in New York, und Dr. Mann ein Denkmal ihrer gegenseitigen Liebe und Freundschaft gesetzt hat.

Dedikation des dritten Bandes von Dr. Schaffs Kirchengeschichte.

Januar 10., 1884.

„Schön, sehr schön und ungemein freundlich sind die Worte deiner Dedikation und ein neben dem Denkmal deiner hohen wissenschaftlichen Begabung und deines tiefsinnigen Erfassens und Mitlebens des Lebens der Kirche stehendes Zeugnis eines den Wert der Freundschaft erkennenden, liebevollen Gemüts. Bei allem Dank, den ich dir darbringe, fühle ich mich gewissermaßen beschämt bei dem Gedanken, daß auch mein Name auf diese Weise vor ein Publikum gebracht wird, dem er total fremd und interesselos ist, und daß demselben Dinge mitgeteilt werden, denen es mit einem Anteil kaum entgegenzukommen vermag. Freilich — das ist deine Sache, und mir steht darüber kein Urteil zu, sondern nur der herzliche Dank meinesteils für dies so edle Bekenntnis zu einer Freundschaft, die mir im Lauf so vieler Jahre unendlich mehr Gewinn und Ehre gebracht hat, als dir."

Dr. Schaff "the presiding genius of international Theology".

„Gesetzten Falls, es wäre so, wie du in deinem letzten Schreiben sagst, daß du kein Genie seiest, so bist du jedenfalls the presiding genius of international theology.

Indessen ist die Frage, ob du ein Genie seiest, damit nicht abgemacht. Wenn das Wort nur auf originell erfindende und phantasievolle, schöpferische, individuelle Geisteskraft — und Thätigkeit angewendet werden soll, so bist du kein Genie. Aber damit wäre die Grenze wohl zu enge gezogen. Es gibt auch ein geniales Assimilieren und Beherrschen wissenschaftlichen Materials. Und das kann sich in solchem Umfang und solcher Tiefe finden, daß es phänomenal auftritt und über die Grenzen dessen, was man Talent nennt, sich weit hinaus erstreckt. Das aber findet gerade bei dir in ganz eminentem Grade statt. Und in so fern nenne ich dich ein Gelehrten-Genie. Hättest du so viel Phantasie und schöpferisch thätige Kraft, als du Gedächtnis und kritische und ordnende Verarbeitungskraft hast, so hättest du heutzutage nicht einen deinesgleichen. Und ob du jetzt überhaupt einen hast, ist sehr zu bezweifeln." (3. Oktober 1882.)

Unterschied des kirchlichen Standpunktes.

Dezember 5., 1884.

„Mit warmem Interesse habe ich deinen sehr schönen Vortrag The Discord and Concord of Christendom gelesen. Ich bin weit entfernt, dich einen Schwärmer zu nennen. Luther freilich hätte dich unter die Schwarmgeister versetzt. Du gibst das Bild der Kirche, wie es sich in deiner Seele spiegelt. Das ist ein sonnenbeschienenes Lichtbild, auf dem tief-dunkle Seiten hübsch ordentlich vor der Lichtfülle verschwinden. Oder wenn Schatten doch sich eindrängen, so müssen sie dekorative Wirkung thun. Du kommst leicht über Widersprüche hinweg, die andern viel zu schaffen machen. Du freust dich des Denominationalismus, aber hassest einen entschiedenen Konfessionalismus. Du weißt recht wohl, daß, wenn das, was die eine Konfession zur Konfession macht, wahr ist, die gegenteilige Lehre der andern Konfession nicht auch wahr sein kann. Du erwartest aber, daß der Gläubige der einen Seite dem Gegner die Hand reiche, obwohl er ehrlich von ihm denkt, daß er ein Verfälscher der evangelischen Wahrheit ist, und auch ein Paulus sagt: „Wer euch Galatern ein andres Evangelium predigt, als ich euch verkündigt habe, und ob's ein Engel vom Himmel wäre, der sei verflucht!" Das ist jedenfalls nicht im Allianzstyl geredet.

Ich bin weit entfernt, jemand, der sich über konfessionelle Lehrunterschiede leicht hinweg setzt, darum nicht als Bruder anzuer-

kennen, so lange er Christum als Sohn Gottes bekennt. Daß aber, was bei dem einzelnen nicht grundstürzend sein mag, in irgend einer Weise von einer Gemeinsamkeit soll direkt oder indirekt als Grundsatz anerkannt werden, das führt auf eine schiefe Ebene. Alle Verschwommenheit in Glaubenssachen ist bedenklich. Die Konfessionsscheu der Quäker hat zum krassesten Rationalismus geführt. Freilich siehst du selbst im Denominationalismus etwas, das in sich gerechtfertigt ist. Nur muß man damit nicht Ernst machen wollen. Aber man kann sich doch nicht als Denominationsmensch treu zur Konfession halten, wenn man sie als Allianzmensch in die Tasche stecken soll. Das ist ein zweideutiges Spiel, das sich immer jedem bedenklich erweisen wird, dem es mit seiner Konfession ein redlicher Ernst ist. Sich aber über die historisch gegebenen Konfessionen hinaufstellen wollen, öffnet dem Subjektivismus die Thore und macht das Bekenntnis zur jeweiligen Geschmackssache.

Ueber das alles kommst du, glücklicher Mann, natürlich mit einem Sprunge hinaus. Im Schlafe fällt mir nicht ein, zu denken, daß ich dir irgend etwas Neues suggerieren könnte. Nur will ich andeuten, daß ich mir bewußt bin, einer Sache, die du mit so viel Talent und Wärme vertrittst, nicht mit unchristlicher Gedankenlosigkeit gegenüber zu stehen.“

Die evangelische Allianz.

Diese Differenz der kirchlichen Anschauungen trat mit besonderer Schärfe hervor in der Art und Weise, wie sich die beiden Freunde zu der evangelischen Allianz und ihren Bestrebungen stellten. Dr. Schaff war einer der eifrigsten Förderer und Fürsprecher dieser Sache. Er war einer der Gründer und Ehrensekretär des amerikanischen Zweiges. Wieder und wieder durchschiffte er den Ozean in Sachen der Allianz. Auch in seiner Korrespondenz mit dem Philadelphier Freunde bildete sie naturgemäß das Thema. Aber Dr. Mann stand der ganzen Bewegung außerordentlich kühl und ablehnend gegenüber. Schon im Kirchenfreund des Jahres 1858 beschäftigte er sich eingehender mit der evangelischen Allianz, die im September 1857 ihre Generalversammlung in Berlin gehalten hatte. Er findet die Basis, auf der die Allianz ruhe, in dem „Toleranzprinzip, daß die einzelnen Glieder der protestantischen Familie sich gegenseitig achten und lieben, also unter sich, gegeneinander im vollen Sinne des Wortes tolerant seien.“ „Dieser schöne Gedanke ist ganz unverfänglich“, solange es sich nur nicht um die praktischen Konsequenzen handelt. Denn bei all jener gegenseitigen Achtung ist's dem König von Preußen doch nicht lieb, wenn die Baptisten sich in der evangelischen Kirche Preußes ansiedeln und einnisten, und wäre es ihm ebenso wenig lieb, wenn die Methodisten oder Kongregationalisten und, wer weiß, welche andere noch

sich in Preußen eindrängen wollten. Und gerade so denken die meisten oder alle der an der Allianz beteiligten preußischen Staatspastoren und, wie die preußischen, so ihrs Teiles die württembergischen und badischen u. s. f. Also an die Realität der wirklichen Zustände dürfen die Gedanken der Allianz nicht heran. Die Prämissen gibt man zu, aber nicht die Konsequenzen.

Das Christentum ist Lehre, und solche ganz einfach Assertion, Behauptung. Als solches schließt es schlechthin jede ihm widersprechende Behauptung aus. Lehrsätze können nie tolerant oder intolerant sein, selbst wenn sie Toleranz oder Intoleranz lehren. Sofern ich mich mit der christlichen Lehre indentifiziere, leugne ich eben damit unbedingt jede ihr zuwiderlaufende Ansicht oder Behauptung. Die Wahrheit kann nur eine sein. Bei diesem Entweder—Oder kann man von Toleranz gar nicht reden. Ueberhaupt gibt es eigentlich gegenüber von Meinungen, Ansichten, Prinzipien gar keine Toleranz. Ich kann mich dagegen indifferent verhalten, mich um sie und ihre Unwahrheit gar nicht kümmern; oder ich kann mich dazu neutral verhalten, mich zu einem Urteil unbefähigt erklären; oder ich kann sie affirmieren oder negieren. Dagegen tolerant kann ich nur gegen Personen sein, und zwar eben, weil ich die von ihnen vertretenen Grundsätze für unwahr halte. Wozu denn sonst Toleranz? Ich unterscheide die Lehre und ihren Träger. Die Grundsätze, die ich als falsch erkenne, negiere ich eben damit; ich kann ihnen durchaus kein Recht, keine Anerkennung gestatten. Ich habe selbst die Pflicht, das Falsche zu bekämpfen und für die Wahrheit zu zeugen, die Pflicht der Wahrhaftigkeit gerade auch gegen den Nächsten. — Die Allianz ist ein Zeichen der Zeit, wenn wir ihr auch keine bedeutende Einwirkung auf unsre Zeit zugestehen. Daß sich eine neue Lebensgestalt daraus bilden werde, daß die einen von den andern nach nationaler oder religiöser oder kirchlicher Seite hin viel lernen werden, daß ein Zusammenwirken verschiedenartiger Gaben, um an Krummachers oratorische Leuchtkugeln zu erinnern, daraus sich ergeben könne, daran denken wir keineswegs. Das gegenseitige Gewährenlassen hat schon auf der Versammlung zu Berlin seine Schwierigkeiten gehabt. Es hat sie noch viel mehr in der kirchlichen Praxis, geschweige, daß aus dem Chemismus der differierenden Ingredienzien ein neues, höheres Produkt sich ergeben würde."

Einige weitere Gedanken aus Briefen, über dieses Thema reihen wir noch an:

January 20th, 1862.

— I read the reports on the Evangelical Alliance at Geneva. My impression was not as favorable as yours. I found a great deal of genuine continental pathetic sentimentalism of no practical use whatever. What good will such a learned

exposition of the rights of individualism etc. do us in the question between Church and Sects? And then I feel as if some elements of the "mutual admiration society" were in it. It is speechifying but no field for action. Of course the good intentions I don't doubt.

Of course my judgement will go for nothing, but let those good souls Kapff, Tholuck et id omne genus at home. Let a fish be in his element, if you want to see his bright colors. Take him out of it and he will be dead, ugly and of a bad smell. All these mixings up of Nationalities and Churches etc. are historical vehemencies and unreal abstractions, keine echten, hiſtoriſchen Geburten. Es iſt das hohle, moderne Aequaliſations-Streben des ſozial zerbröckelten demokratiſchen Proletariats auf das religiöſe Gebiet angewendet, und iſt keine Kraft drin. Was ſich nicht ineinander lebt, gehört nicht zuſammen.

But I know I am a Heretic against the religious Socialism, the Diana of the times. There will certainly be Germans, who will sympathize with the Alliance. But whether they will represent the German Church is another question. (14. December 1868.)

„— Du hoffſt, die evangeliſche Allianz werde beſonders durch ihre Verſammlung auf dem Boden der neuen Welt und ihrer Weltſtadt mir auch noch Intereſſe abgewinnen. Man iſt immer in ſchlimmer Lage, wenn man lieben ſollte, vielleicht auch wollte, und — nicht kann. So wie ich die Sache anſehe, dieſer Scheinbund der innerlich tief und entſchieden in den wichtigſten kirchlichen Fragen getrennten und um derſelben willen auf dem praktiſchen Boden ſich Ausweichenden, ſogar bitter Bekämpfenden, erſcheint mir innerlich ſo unreell, daß ich heucheln müßte, wollte ich ihm das Wort reden. Ich kann ihm darum weder nach der religiöſen, noch nach der kirchengeſchichtlichen Seite eine Bedeutung zuerkennen. Man will damit eben dem Proteſtantismus Züge ins Geſicht ſetzen, gegen die er ſich gewaltig und bedeutungsvoll genug von Anfang an geſträubt hat. — In jungen Jahren hab' ich unter den Einflüſſen des heimatlichen Pietismus anders in die Welt und Kirche geblickt und bin glücklicher geweſen. Aber das Leben ſelbſt und bereicherte Erfahrung hat mich in meinen Anſchauungen zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Mir graut beim Gedanken, daß die römiſche Kirche im Genuß der in ihrem Sozialſyſtem liegenden Stärke ſich mächtig erhebt, vielleicht bald auf Trümmern des nicht nur ſozial, ſondern vielfach auch religiös zerfallenen Proteſtantismus. Ich ſehe den Konflikt, die impending crisis in Amerika kommen, und ſie mag furchtbar werden. Vielleicht dann wird in der Not die Allianz unter uns eine Tugend. Aber, als endant zum ökumeniſchen Konzil muß ich ihr *ein* anderes Leben, innere

Wahrheit und damit geistige Macht wünschen, die ich dran vermisse. Aber—ehrenwert bleibt mir der Gedanke, ehrwürdig sind mir die Männer, die ihn repräsentieren. Ich gebe ihnen, so wenig an mir liegt, herzlichsten Willkomm und bitte dich, den lieben Prälaten v. Kapff, wenn er hierher kommt, in unsrer Stadt als Gast in mein Haus einzuladen. Was mich betrifft, so ist ihm und andern ähnlichen Männern meine Kanzel offen, und ich bitte um den Segen Gottes für ihr Zusammenkommen." (27. Juli 1869.)

Luthertum und Unionismus.

In den letzten Lebensjahren hat sich, wie oben angedeutet, die theologische Differenz zwischen den Freunden mehr und mehr zugespitzt, je mehr Dr. Manns eigene Stellung auf dem Grund des lutherischen Bekenntnisses sich klärte und festigte. Wie entschieden er da dem Freund entgegentreten konnte, sehen wir an Auszügen, wie die folgenden:

Dezbr. 20., 1869.

„Die lutherische Kirche hat nun einmal den Accent auf Lehre und Lehrunterschiede fallen lassen, wie englische Kirchenparteien ihn auf Verfassungsfragen fallen ließen. Daß das auch seine innere Berechtigung hat, weißt du am allerbesten. Darum ist dann ein aus dieser Grundanschauung hervorgehendes Verhalten zu Allianz-, Unions- und allen verwandten Fragen nicht engherzig als Engherzigkeit zu verdammen. Das wie viel und wie enge in Bekenntnisfragen ist ohnehin keines der leichtesten Probleme.

— Du bist ein großer Bewunderer der Persönlichkeit Luthers, dieser Heldengestalt in den Kriegen des Herrn, aber du bist ein Gegner des Luthertums. Dich einen Ketzer zu nennen, das fällt mir allerdings nicht ein. Aber daß du mit der Gottmenschheit Christi den Ernst deinen theologischen Anschauungen nicht machst, den rechte Lutheraner machen, das glaube ich. Und doch hat niemand mehr Verständnis gerade für diese Seite der lutherischen Lehre, die doch nur eine Konsequenz aus von dir selbst zugegebenen Prämissen ist."

12., März 1887.

„— Ich halte dich allerdings für einen Gegner des Luthertums aber für keinen Feind der Lutheraner. Und mich selbst bekenne ich völlig als Feind des Zwinglianismus und Calvinismus, aber freue mich über Tausende von Zwinglianern und Calvinisten, die den Herrn Jesum lieb haben, und unter sie rechne ich dich.

Entweder das eine oder das andere muß richtig und wahr sein, nicht beides. Ich kann nicht ein Lutheraner und zugleich auch ein Zwinglianer sein. Indem ich das eine bin, bin ich der Natur der Sache nach gegen das andere. Ich werde, wo es sich um Prinzipien handelt, mich auch demgemäß aussprechen und die Kirchenmischerei für

ein Unding halten. Viele mögen gewisse dogmatische Fragen für nebensächlich halten und die kirchliche Einheit für höher. Ich habe nie bemerkt, daß diejenigen, die gewisse Dogmen für nebensächlich ausgeben, darum um der kirchlichen Einheit willen die Ansicht anders Denkender angenommen hätten. Da zeigt sich, daß sie auch in „Nebensachen" doch bei ihrer Meinung bleiben.

Ich freue mich mancher Symptome, die eine gewisse Annäherung und Anerkennung zwischen verschiedenen kirchlichen Körpern andeuten, wie das mehr und mehr steigende Interesse an liturgischen Formen für den öffentlichen Gottesdienst, die Höflichkeitsbezeugungen zwischen Episkopalen und Presbyterianern u. s. f., die wachsende Achtung vor der Einrichtung des Kirchenjahres u. s. w. Das sind scheinbar kleine Dinge, aber doch symptomatisch und darum interessant. Natürlich — eines Sinnes wird in dogmatischen Fragen die Christenheit nie werden. Auch das, daß etliche römisch-katholische Priester in unserm Lande es wagen, mit persönlichen Ansichten über bedenkliche Fragen aufzutreten, ist mir, so gering es scheint, überraschend. Man bekommt vielleicht mehr davon zu sehen im Laufe der Zeit. Amerika ist ein Land, gefährlich für alle europäisch-traditionellen Ansichten und verdaut viel in seinem Straußen-Magen. Gegen den Geist der Freiheit, die herrschende Macht der öffentlichen Meinung, das Recht selbständigen Urteils, die philanthropische Strömung und anderes, wird sich die römische Laienwelt nicht immer verschließen; und das kann nicht für immer ohne Rückwirkung auf den Klerus bleiben. Die jetzige retrograde ultramontane Bewegung bringt den mittelalterlichen, naiven Katholizismus nicht mehr zurück.

Als Kirchengeschichts-Schreiber nimmst du gewiß den rechten Standpunkt ein. Auf diesen Standpunkt konnte dich nur deine evangelische Stellung heben. Deswegen wird jede römische Geschichtsschreibung ungerecht nach unsrem Urteil ausfallen. Aber — welch' enormen Erfolg hat der schlaue Janssen mit seinen Geschichtsfälschungen."

Der letzte längere Brief, den Dr. Mann, kurz vor seinem Tode dem Freunde zusandte, legt in ergreifender Weise ein Bekenntnis seines Standpunkts dar mit einer Verwahrung gegen die Position von Dr. Schaff. Derselbe hatte unterm 7. April 1892 dem Philadelphier Freund die Frage vorgelegt: "What right had the sixteenth and seventeenth Century to prescribe to future generations all theological thinking? We are as near to Christ and to the Bible as the framers of the confessions of faith." Dazu sagt Dr. Mann: „In der Luft, die dieser Brief atmet, kann ich nicht leben", und gibt dem Freunde seine Frage zurück mit den Worten: "What right had the framers of the American Constitution to lay down a basis for the administrative side of the life of this nation?" —

Aber lassen wir dieses Kapitel lieber ausklingen in den begeister-

ten, schwungvollen Worten, mit denen Dr. Mann wieder und wieder das Glück und den Schatz dieser Lebens-Freundschaft pries und selbst als Dichter besang.

Rükblick über den Lebenslauf der Freunde.

"Horribile dictu et creditu" (schrecklich zu sagen und zu glauben) schreibt er am 20. Januar 1868, „daß wir den 50 Jahren schon so nahe sind, und der rasche Strom der Zeiten uns diesem unwirtlichen und sandigen, polarischen Ufer so schnell zutreibt. Ist's möglich, daß uns der ganze lange Weg von den Schulbänken bis an diese Sandbank so unbedeutend in solcher „unmalerischen Verkürzung" erscheinen soll? Und doch — haben wir Ursache zu klagen? Ist's uns nicht gut gegangen? Haben wir uns nicht ordentlich durchgeschlagen? Hat dir dein Genius nicht einen vollen Pokal der Ehre und des Ruhmes gereicht? Und ist mir in enger beschränktem Kreise nicht auch das Loos vielfach lieblich gefallen?

Aber allerdings — das Schönste liegt hinter uns. Doch nicht das Beste. Das liegt jenseit des irdischen Horizontes und ist doch auch wieder das Allerschönste. Aber der Zauber, der den jugendlichen Blick in Welt und Leben beherrscht, ist entschwunden. Einst lag es, wie ein wundervolles Panorama lieblich und lockend vor uns. Aber — wir sind hineingetreten in die Thäler, über die Felsen gestiegen, und haben uns die Füße manchmal verwundet. Doch — das heilt bald wieder, und die Erinnerung ist ebenso verklärend als die Hoffnung, und hat ein πλήρωμα in sich, das dieser fehlt. Jetzt aber, — werden wir auch je alt werden? Ich meine nicht an Jahren, nein an „jener Jugend, die uns nie verblüht"? Du gewiß nicht, und wenn ich von mir reden darf, — mir ist's zu Mute, als wäre ich jünger, als vor 20 Jahren.

Des Freundes Silberhaar.

Laß des Schnee'es Silberflocken
Gern um deinen Scheitel zieh'n,
Wenn mit hellen Ruhmesglocken
Fünfzig deiner Jahre flieh'n;
Nur um mächt'ge Felsenspitzen,
Ragend in des Aethers Blau,
Steigt, hoch über Adlersitzen,
Der kristall'nen Kränze Bau.

Hängend um die lichten Zinnen
In der Sonne klarem Schein,
Wo des Goldes Adern rinnen
In der Berge tiefstem Schrein,
Wo geheimnisvolle Schätze
Stehn im dunkeln Felsenhaus,
Breitet seine Silbernetze
Alpenschnee als Mantel aus.

Und so schweben, freundlich spielend,
Weiße Löckchen, schneeverwandt,
Um dein Haupt; die Stirne kühlend,
Drin so mancher Geist gebannt,
Drin der Kirche hehre Größen,
Rom und Zion, Papst und Fürst,
Warten, bis du sie erlösen
Aus dem Geisterkerker wirst.

Aus des Schnee'es reichen Falten,
Bei der Sonne mildem Strahl,
Springen stürzend, unverhalten,
Quellen vom Gebirg ins Thal;
Leben frisch, und wecken Leben,
Tragen Himmelskräfte viel;
Wie sie nehmen, wie sie geben,
Eilend zu dem fernen Ziel.

So auch um dein Haupt, das helle,
Glänzt ein Heil'genschein gar licht,
D'raus wohl manche frische Quelle
Regen Lebens uns noch bricht.
Laß sie fließen, laß sie rinnen,
Nimm und gib, wie Gott dir's gibt;
Wer der Menschen ird'sches Sinnen
Aufwärts lenkt, hat sie geliebt.

Und so laß im Erdengrunde
Fest auf ewgem Grund uns stehn,
Daß wir, auch aus trübster Stunde
Noch den Himmel offen sehn;
Mögen unten Stürme toben,
Mögen Blitze schlagen ein,
Soll das Haupt doch hoch erhoben
Und das Herz im Himmel sein!

Sechzig Jahr!

26. Januar 1879.

Sechzig Jahre dahin — weitaus des Weges längere Hälfte;
Hinter uns ferne im rosigen Dufte der Kindheit Lachen und Weinen,
Und des ganzen holden Kleinlebens Spiele und Sorgen;
Hinter uns längst der rascheren Jugend Streben und Irren,
Und des erwachenden Geistes erster Flügelschlag,
Und die erste, selige Lust, zu erkennen die Regel der Dinge,
Das, was in der Jahrtausende Flucht überdauert den Wechsel,
Und aus der bunten Erscheinungen Vielgestalt,
Als aus rauhem Gestein, hervorblitzt mit Demantgefunkel.

Seid mir willkommen, dankend begrüßt, ihr edeln Geister,
Der Weltgeschichte Adel, ihr gottbegnadeten Meister,
Die ihr auf der Menschheit dornigem Ackerfeld
Samen ausstreutet, der blüht der sammelnden Nachwelt;
Ihr Männer aus Hellas, ihr Streiter, Dichter und Denker,
Die ihr das Irdisch-Gemeine getaucht ins Gold der ewigen Wahrheit,
Und von dem Vielen den Geist hinlenkt auf das Große und Schöne:
Homer, du Liebling, voll Einfalt, ein tiefer Kenner der Menschen,
Der du so kindlich in ewiger Wahrheit uns malest die Welt und die Herzen;
Plato, du mit dem Tiefblick in der Ideen unsichtbare Welt,
Und mit der Sehnsucht, hinter dem All und dem Nichts das Eine,
den Einen zu finden.
Und ihr alle, deren Schläfe schmücket der Lorbeer, unsterbliche Namen,
Ihr seid uns Führer geworden, den Geist aus Banden zu lösen.
Ihr auch, Roms stolze Heldengestalten,
Die ihr uns mahnt, daß es gilt dem Manne, Thaten zu thun,
Und mutig zu stehen im Kampfe des Lebens.

Da ruft uns, o Freund, vom fernen Lande des Morgens,
Der dort in blutiger Dornenkrone, schwebend am Kreuze,
An Sich zog mit magnetischen Kräften die Welt, die Ihm fluchte,
Dem sie bot Speichel, Geißel, Verachtung und Marter,
Daß sie, geheilt von der Sünde umnachtendem Wahnsinn,
Dereinst es Ihm dankend, anbetend abbitte.

Und mit Seinem Szepter berührt' Er uns beide,
Und wir folgten dem Winke, dem Rufe des Herrschers,
Daß wir, als berufen, Ihm andere rufen.
Uns führte Sein Stern fernhin vom Lande der Heimat,
Wo einst die Wiege uns stand, und der Jugend Traumwelt uns lachte,
Weit über die Meere hin, der Sonne nach, zum Lande des Abends,
Auch unsres teils einer neuen Welt zu bringen die alte Botschaft des Heils,
Uns ist in Liebe der Arbeit die Fremde zur Heimat geworden.

Hat uns der gütige Gott nicht freundlich geleitet?
Siehe, dir gab Er den Geist des ernsten Forschens und Sammelns,

Der herrlichsten Kenntnisse Schatz in reichgefülleten Scheunen,
Und von allem, was in der Jahrtausende Ringen
Die Edelsten Gutes gedacht, reichst du uns wählend das Beste;
Zu der Kirche lebendigem Grundstein, durch des Baues heilige Hallen,
Führst du uns an sicherer Hand, und wahrlich,
Dir ist das heilige Buch zum Buche der Bücher geworden,
Und was der deutschen Heimat sinnende Geister
Mit der Ameise Fleiß erforschen, enträtseln, erringen,
Du machst's, mit ernst sichtendem Sinn, der Welt zum Gemeingut,
Und wie du zu Haus bist in Einst und in Jetzt, in Altem und Neuem,
So ward dir Europa nur zur Brücke zwischen Osten und Westen.

Mich aber, den zu kleinerer Arbeit der Meister berufen,
Stellt' Er als Hirte an, zu weiden die Herde.
Mir gab Er ein Wort, Sein Wort, von Sabbat zu Sabbat,
Meine Seele zu zünden am ewigen Licht, und in anderer Seelen
Funken zu werfen, und mit den Strahlen der himmlischen Sonne
Zu bannen die Nacht, und Herzen zu binden ans Herze dort oben.
Bald drei Jahrzehnte trag' ich des Amtes Würde und Bürde,
Fröhlich gewiß, daß Besseres niemand kann leisten,
Als mit des Wortes freundlichem Schein die Irrenden weisen
Aus der Wildnis der Welt den Weg in die ewige Heimat.

Sechzig Jahre und doch noch so jung! So ist uns beiden
Zu Mute, und mild berührte uns der Kampf um das Dasein.
Hat der Zeitstrom uns auch mit schäumenden Wogen machmal gefaßt,
So hat er uns geglättet wie Steine, rollend im Bache.
Frisch noch stehen wir da, aus seinen Wassern nährend die Wurzeln,
Aber sonnend das Haupt im Glanz des ewigen Lichtes;
Bei seinem Feigenbaum jeder und unter dem Weinstock
Des eigenen Hauses täglich sich freuend und Gutes genießend.

Frisch auf denn, entgegen den kommenden Tagen!
Nicht wünsch' ich zurück, was dahin — es tauchen von ferne
Auf die Ufer des Jenseits und rücken näher und näher.
Schwellet, ihr Segel, du Schifflein, mit sicherem Gange
Richte den Lauf nach dem ewigen Port und meide die Klippen,
Die auf dem tückischen Meere der Welt uns droh'n bis zum Ziele,
Und wer von uns beiden zuerst wirft den Anker
Und wandelt durchs Perlenthor und stehet am Throne,
Freundlich gedenke er dann und wartend und betend des andern!

Sechstes Kapitel.

Die alte und die neue Welt.

Amerikogermanische Theologie. — Universitätsbildung in Deutschland und Amerika. — Amerikanischer und deutscher Ideengang. — Wirrwarr in Deutschland. — Amerika und die Deutschen. — Knownothings und Nativismus. — Rom in Amerika. — Ueber Verschmelzung nationaler Eigentümlichkeiten. — Deutsche Kirchen-Misère. — Das Staatskirchentum der alten Welt. — Mangel an Kirchensinn in deutschen Gemeinden. — Rußland und Amerika. — Heine. Humboldt. Uhland. — Kirche und Staat in Amerika. — Einfluß der Frei-Kirche in Amerika. — Amerika und seine Zukunft. — Beim Ausbruch des Sezessionskrieges. — Amerikanische Zustände. — Hoffnung für die Union. — Abraham Lincoln. — Kriegs-Medaillon. — Sieg der Union. — Richmonds Fall. — Der Kampf zwischen Preußen und Oesterreich. — Neger-Stimmrecht. — Hoffnung für die römische Kirche in Amerika. — Nüchterne Amerikaner. — Weltverarmung. — Die soziale Frage. — Bismarck, Kulturkampf etc. — Altkatholiken. — Positive Philosophen. — Der Umsturz-Charakter der Gegenwart. — Rückblick.

Schon oben (Kapitel III) hatten wir Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie rasch W. J. Mann sich in der neuen Welt einlebte, die ihm in Gottes Vorsehung zum eigentlichen Wirkungskreis seines Lebens bestimmt war. Seine Liebe zur neuen amerikanischen Heimat und sein Interesse an diesem Lande und Volke, an seiner weltgeschichtlichen Stellung und sein fester Glaube an seine große Zukunft hatten bald tiefe Wurzeln bei ihm geschlagen. Aber bei all seiner Begeisterung blieb er allezeit ein nüchterner Kritiker. Er sah die guten und die schlimmen Seiten und wog sein Für und Wider mit einem durch tüchtige philosophische und weltgeschichtliche Studien geschärften und gereiften Urteil sorgfältig ab. Da traf seine kritische Sonde heute die Uebelstände der alten, morgen die der neuen Welt mit unbarmherziger Schärfe. Zieht man die Summa seiner Urteile nach beiden Seiten hin, so kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß er einer vorwiegend pessimistischen Weltanschauung huldigte. Ihr gegenüber aber tauchte immer wieder ein Optimismus auf in Gestalt einer unbestimmten und doch unerschütterlichen Hoffnung: „Es muß doch besser werden!“ Man möchte versucht sein, dieselbe als eine Schwär-

merei, als eine Art Chiliasmus zu bezeichnen, weil sie von allen gegebenen Mitteln und Kräften ganz und gar absah und die große Wende der Dinge nur von einem direkten göttlichen Dreingreifen, einem undefinierbaren „Neuen" in Kirchen- und Weltgeschichte erwartete. Aber immer gehörte die Besprechung der Weltlage, die Vergleichung der alten und neuen Welt, die Verurteilung des Abgelebten, der hoffnungsvolle Ausblick in das Bessere, das da kommen sollte, zum Interessantesten und Belehrendsten, was man im Gespräch von ihm zu hören und in den Produkten seinen Feder zu lesen bekam. Wir stellen darum unter der Ueberschrift dieses Kapitels eine Blumenlese charakteristischer Aussprüche zusammen, die teils Freundesbriefen, teils Artikeln im Kirchenfreunde entnommen sind. Im letzteren schöpfen wir besonders aus der „Rundschau," mit der er, seit er selbst Redakteur des Blattes geworden, jeden neuen Jahrgang eröffnete, etwa in der Weise des „Vorwortes" der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, aber weniger theologisch und erbaulich, mehr historisch und philosophisch gehalten. Da sich im Lauf der Jahre natürlich in manchem Punkte seine Ansichten modifizierten, geben wir die Auszüge so viel als möglich nach der Zeitfolge geordnet.

„Amerikogermanische Theologie."

Ueber Dr. Schaffs Kirchengeschichte und ihre Bedeutung für Amerika sagt er in einem Brief an den Freund vom 2. April 1850:

„Recht interessant war mir die Notiz, daß in England ein Interesse für die amerikogermanische Theologie erwacht. Die Wissenschaft eilt der Geschichte voran, und wenn eine stärkere Verbindung der Wissenschaft in den bedeutendsten protestantischen Ländern wieder angeknüpft wird, wie eine solche früher stattfand, so wird das die bedeutendsten Folgen haben. Deutschland kommt dann zu seinem Rechte. Die neueren deutschen Exegeten thun viel in dieser Hinsicht, sie retten das deutsche Wissen vor dem Vorwurf rein theoretischer oder gar metaphysischer Richtung. Sie sind aber selbst Früchte vom Baume einer lebensvolleren Auffassung des Reiches Gottes.

Ich denke viel an deine Kirchengeschichte. Sie kann großen Segen stiften, wenn sie den Bedürfnissen dieses großen Landes sich anschmiegt. Ihr baldiges, wenigstens teilweises Erscheinen liegt mir sehr am Herzen. Neander hat nicht für Amerika geschrieben, Hase auch nicht; dieser geistreich witzig, aber nicht geistgesalbt, jener gesalbt, aber endlos breit. Schreibst du dein Werk in belebter Darstellung, klar, eindringlich, so muß es eine bedeutende Wirkung thun."

Die Frage, ob des Freundes Werk in deutscher, oder englischer Sprache erscheinen solle, beantwortet er dahin: „Die Frage hat mich beschäftigt, ob du durch eine deutsche Herausgabe wirklich das Interesse der Sache förderst. Du rechnest wohl auf einen Absatz des

Werkes auch in Deutschland. Das ist nicht mehr denn billig, und insofern ist es mir erwünscht. Aber ob nicht die Herausgabe des Werkes in Deutsch hier gerade ein Hindernis für die Verbreitung desselben wird? Was Deutsch hier ediert wird, scheint nun eben einmal ignoriert werden zu sollen. Wollte Gott, daß deine Kirchengeschichte ein besseres Schicksal erfahre!"

Universitätsbildung in Deutschland und Amerika.

7. Aug. 1850.

„Es ist ein furchtbarer Widerspruch, ein durch und durch untheologisches Herz durch ein bloß intellektuelles Interesse am theologischen Stoffe für den Kirchendienst vorbereiten zu wollen. Das ist die Frucht der Staatskirche. Eine eigentlich deutsche Universität ist auch die Frucht der deutschen Staatskirche. Ich habe meine Bedenken, ob nur etwas Analoges sich hier organisieren ließe. Man möchte die Kapitalien und die Hilfsmittel aufbringen, aber keine proportionale Studentenzahl, und dies ist nötig, oder das Ganze hat keine imponierende Seite. Zudem ruht der Einfluß der Universitäts-Vorträge in Deutschland wesentlich auf der klassischen Vorbildung der Schüler, und diese auf dem strengen Maturitäts-Examen. Das Abhandensein jedes denominationellen Gefühls wirkt auf den Forschungs-Geist der Lehrer, wie der Studenten, und für die Moralität sorgt bei aller — Freiheit der deutschen Gelehrten-Republik die deutsche Polizei besser, als die so wesentlich auf den äußern Schein berechnete amerikanische Tugendschule. Leget die Universität in eine große Stadt, so wird die Moralität schlechter als irgendwo in Deutschland, das sagen Amerikaner selbst. Leget sie aufs Land und lasset sie Hunderte von Studenten haben, so ziehen die Laster großer Städte bald nach. Eine theologische Fakultät ohne ihre praktische Zuspitzung in einem denominationellen Zweck ist dem Amerikaner aber an sich ein Unding. Ich weiß nicht, ob ich falsch kalkuliere. Mir fehlt am amerikanischen Charakter der Hauptfaktor für ähnliche Unternehmungen, die Freude am Wissen um sein selbst willen. Der Amerikaner ist und bleibt Materialist. Er ist bei allem Schein der Bildung nur stets wieder auf das Sinnliche bezogen. All sein Wissen und Streben geht am Ende auf eine Philosophie des zeitlichen Komforts hinaus. Höher trägt ihn der Flug der Begeisterung nie. Es ist ein derber Realismus, dem die gemeine Wirklichkeit die Idealwelt ist, und für mehr hat er keinen Gefühlsnerv."

Amerikanischer und deutscher Ideengang.

17. Juli 1851.

„Dem Amerikaner ist nichts überraschender, als daß ein Fremder sich so ganz auf seinen Standpunkt soll stellen können. Es ist der einzige Weg, auf welchem wir uns sein Vertrauen gewinnen können.

Er ist entwaffnet, wenn er sieht, der Fremde kennt seinen Gedankengang durch und durch und sieht doch dabei noch weiter. Wir sind den Amerikanern mit unseren Ideen zu barock, zu überraschend. Sein sich an Realitäten und Einzelnheiten haltender Verstand kommt unsern Sprüngen mit seinem langsamen Schritt nicht nach, und daher das Mißtrauen. Wir haben mit großer Vorsicht zu arbeiten, weil unser deutsches Wesen allerdings seine Blößen darbietet, und die Rücksicht auf praktische Bedürfnisse soll uns ja auch nicht ferne liegen. — Der Einfluß der deutschen Litteratur in England ist mir nicht unbekannt. Der englische Geist ist aber eigentlich nicht zum idealistisch-pantheistischen Unglauben geschaffen, sondern zu dem des vorigen Jahrhunderts. Ausnahmen finden statt und werden dort und hier (Emerson u. s. f.) nicht begriffen."

Wirrwarr in Deutschland.

19. August '52.

„Wenn man die gegenwärtig in Deutschland heraustretenden Stimmen über Kirche und Staat, Kirche und Kirchenamt u. s. w. liest, so bekommt man zuletzt einen wehmütigen Eindruck von diesem Wirrwarr in der Geisterwelt. Hengstenberg macht die ganze Bibel fürwahr zu einem „Buch der Könige". Juristen und Kriegsknechte sprechen im Namen Jesu ein Anathema über jeden Gedanken, der in der Revolution eine Wahrheit, eine Not der Zeit und ein geschichtliches Recht ahnen mag. Ein Fortschritt auf politischem Gebiete ist so auch durch die Tendenz des religiösen Geistes gerade vieler Einflußreichen gehemmt, und diese retrograde Bewegung wird wissenschaftlich von Theologen gerechtfertigt. Die protestantische Kirche und Wissenschaft wird so auf dem Felde der Politik plötzlich römisch-stabil und wird dafür früher oder später mit herbem Schmerz zu büßen haben. Wie so das Bewegen der Staatsmaschine keine nationale Sache ist, sondern das Produkt der Kabinetts-Ordre, so wird auch, trotz innerer Mission, das kirchliche Leben nicht ein volkstümliches werden, und die Lektion der letzten Jahre gegen den Bureaukratismus in Kirche und Staat wird bald wieder vergessen sein. Die in die Kirche durch den Anstoß staatlicher Bewegungen gekommene Lebendigkeit hat neben dem erfreulichen Guten, das sie veranlaßte, auch die Unfähigkeit der Kirche, sich zu zentralisieren und zur Selbständigkeit zu gelangen, offen gezeigt, und der Riß zwischen den verschiedenen Richtungen ist schroffer als je. Die Union wird mehr und mehr erkannt als eine Lüge; der Konfessionalismus erhebt sein Haupt, und das Dogma ist viel gewaltiger als Bibel, Wahrheit und Liebe. Liest man die Vorschläge für Organisierung des Verhältnisses von Kirche und Staat, so muß man staunen über die Unklarheit, mit der Neues und Altes in einen Schlauch laufen kann, wie noch in neuester Zeit

Rudelbach in einem gedankenreichen Artikel sich für Trennung von Kirche und Staat ausspricht, aber doch die öffentliche Schule unter Leitung der Kirche gestellt haben will. Wie will der Mann das durchführen? Welche Kirche hat dann diese Schule zu leiten?''

Amerika und die Deutschen.

,,Daß das deutsche Element für die Geschichte unsrer Republik von Anfang an nicht gleichgültig gewesen ist, das weiß jeder, der mit derselben etwas besser vertraut ist. Die Deutschen haben immer für einen der solidesten Teile der ganzen Einwanderung innerhalb der Grenzen Nordamerikas gegolten. Sie galten für geschickte Agrikulturisten, für fleißige Handwerksleute, für stille, ruhige Bürger, für gesunde Demokraten der größten Mehrheit nach; sie gingen in bedeutsamen Neuerungen in der großen politischen Staatsmaschine oder auch in sittlich religiösen und kirchlichen Dingen nicht gerade voran und hatten auch oft ihre guten Gründe, nicht alles, was in Neuheit glänzte, für Gold zu halten. Aber wenn Amerika auf der Bahn seines Glückes und Ruhmes nicht schneller vorwärts kam, so waren die Deutschen daran wahrlich nicht Schuld. Sie waren ein Segen für das Land und haben auch dafür gegolten. Es verdankt ihnen einen nicht unbedeutenden Teil seines Glückes und Wohlstandes. Zwar machten sie nicht eben viel Lärm von sich, sie waren weder so vorlaut, noch so schlau, noch so raffiniert wie die Vollblut-Yankees, aber es schlug ein ehrliches Herz unter dem rauhen Brusttuch, und die Hunderte von Quadratmeilen, die deutscher Fleiß aus Wildnis in fruchtbare Fluren und prangende Gärten umgewandelt hat, reden laut genug, wenn anglosächsischer Stolz oder keltischer Neid dem deutschen Verdienst nur spärliches Lob zollen sollte. — — —

Wer freilich puritanische Frömmigkeit zum Prüfsteine alles religiösen Lebens machen will, der wird am Ende beinahe alle deutsche Religiösität sehr gering anschlagen. Aber Gott ist größer in seinem Urteil als wir, und Er hat nun eben einmal nicht lauter Puritaner im Himmel haben wollen. Luther war kein Puritaner, und wenn wir Deutsche puritanisiert gesehen haben, so schienen sie uns immer in Steifleinwand zu gehen. Gleichwohl gestehen wir gerne, daß wir dem deutschen religiösen Geiste etwas mehr puritanischer Ingredienz anwünschen. Nicht daß der Deutsche das Glaubensbekenntnis seiner Väter irgend gegen puritanische Flachheit und rationalisierende Verwässerung austauschen sollte; aber wir wünschen ihm etwas von der thatkräftigen Liebe zu seinem Bekenntnis, etwas von dem Eifer für die Rechte der Kirche, für die Ausbreitung des Reiches Gottes, etwas von dem Ernst der Gesinnung und der Selbstzucht, welche sich da finden, wo puritanische Grundsätze im Glauben und Leben mehr oder weniger zu Geltung gekommen sind.

Man mag ja wohl mit Recht darüber klagen, daß auch da, wo sich die Deutschen in großen Massen zusammenfinden, wie in unsern großen Städten, die Zahl ihrer kirchlichen Gemeinden verhältnismäßig eine nur sehr geringe ist, und daß es immer mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, neue Gemeinden unter ihnen zu gründen. Sind nun freilich auch viele Deutsche rein ohne alles religiöse und kirchliche Interesse, so sollte doch die Menge der Gläubigen unter ihnen viel mehr von reger Teilnahme für die Förderung des kirchlichen Lebens beseelt sein. Es ist wahr, wir haben in unsern großen Städten schöne, große deutsche Gemeinden; aber wie viel mehr sollten, könnten wir haben! Auch bei den Deutschen, denen die Religion noch gar nicht abhanden gekommen ist, fehlt es eben doch gar sehr an der rechten Kirchenarbeit zum Dienst für die Sache Gottes. Wenn die Leute recht wollten, wie manche Gemeinde könnte gegründet, wie manche Kirche und Schule erhalten werden!

Es läßt sich freilich vieles denken, woraus sich dieser Mangel an Aktivität im Interesse der Kirche erklärt. Gewiß einen Teil davon muß man auf Rechnung der Verhältnisse schreiben, in denen sich der eingewanderte Deutsche gewöhnlich befindet. Er hat meistens zu kämpfen für seine Existenz und kann so leicht keine größeren Opfer für Gemeindezwecke bringen. Auch ist der Aufenthalt vieler Einwanderer besonders in den großen Städten sehr ungewiß; sie bilden großenteils eine fluktuierende Bevölkerung, wodurch natürlich die Bildung neuer Gemeinden sehr erschwert wird. Die deutschen Kirchen sind auch gar nicht so organisiert, daß von einer Centralleitung für die lokalen kirchlichen Bedürfnisse gesorgt, der Bau von Kirchen und Schulen veranlaßt würde, wie dies in der römisch-katholischen Kirche der Fall ist. Am meisten aber mögen wir in dieser Lässigkeit der Deutschen, die das Wachstum und die Förderung der Kirche sich so wenig zum Zweck und zur Aufgabe setzt, eine schlimme Nachwirkung der politisch kirchlichen Verhältnisse des alten Vaterlandes sehen. Dort war bekanntlich und ist größtenteils noch das Volk wie politisch, so auch kirchlich bevormundet. Der Staat hat alles absorbiert; er hat die Sorge für die Kirche auf sich genommen; er leitet die Gemeinde, er sorgt für Prediger-Bildungs-Anstalten, er schreibt Kirchengebetbücher vor, er setzt Prediger ein, er baut die Kirchen, er erhält den ganzen Gottesdienst. Die einfache Folge ist, daß dadurch die Kirchenglieder gleichgültig gegen die Kirche überhaupt werden. Man hat ihnen alle unmittelbare Sorge für dieselbe aus den Händen genommen; sie sind also thatlose müßige Zuschauer bei den vom Staatsbeamtentum regierten kirchlichen Maschinen. Sie mögen zur Kirche gehen oder nicht, sie bezahlen ja doch ihre allgemeinen Steuern, und davon wird auch die Kirche erhalten; dessen zu geschweigen, wie schlimm der Taufzwang und Aehnliches auf die Gemüter gerade auch der religiös Angeregten wirken muß. Während nun auf der einen Seite die Existenz der einzelnen Gemein-

den allerdings durch den Staat gesichert ist, muß auf der andern Seite doch die Teilnahme am Zustand der Gemeinde und Kirche bei den einzelnen umso mehr abnehmen, je weniger ihnen die Ausübung ihrer gliedlichen Rechte gestattet ist. Nicht das, was dem Menschen wie umsonst angeboten wird, was er ohne eigenes Sorgen in seinen Besitz bekommen kann, wird ihm recht wert und teuer, sondern eben das liebt er am meisten, daran hängt er, wofür er gekämpft, gearbeitet, sich bemüht hat. Er hat ein Stück von seinem Leben daran hingegeben, und er kann darum nicht lassen, es zu lieben. Hier liegt eine Hauptursache, warum in Deutschland das kirchliche Leben so tief heruntergesunken ist. Das Staatskirchentum hat als eine Monstrosität von Kirchentum eben den Fluch auf sich, daß es die Kirche ihren eigenen Kindern entfremdet. Das hat die Geschichte Deutschlands aufs evidenteste an den Tag gelegt. Und wir haben die leidige Nachwirkung davon in der neuen Welt. Daher können so viele Tausende unsrer deutschen Landsleute unter uns, auch wenn sie nicht gerade irreligiös sein wollen, doch so unbekümmert um eine ordentliche, regelmäßige Befriedigung kirchlicher und religiöser Bedürfnisse jahrelang dahin gehen. Die Kirche ist ihnen nie nahe gekommen; sie blieb ihnen im Kreis ihrer Sorgen stets etwas Fremdes, und sie wurden ihr und damit der Erkenntnis ihrer Segnungen vielfach entfremdet.

Allerdings ist daraus unter Einwirkung vieler anderer Ursachen bei einer großen Anzahl unsrer deutschen Landsleute eine totale Erstorbenheit für Kirche und Religion hervorgegangen. Ist das deutsche Herz aus diesem Seelenschlaf einmal recht aufgeweckt worden, und ist es warm für das Reich Gottes, dann thut auch der Deutsche für die Kirche und ihre Zwecke, was er nur thun kann. Man bedenke nur, wie rühmliche Opfer so manche kleine altlutherische Gemeinden oder die deutschen Glieder der Methodisten und Baptisten u. a. für ihre kirchlichen Zwecke bringen. Aber freilich, es gibt der Deutschen unendlich mehr, welche der Kirche auch die kleinste Gabe vorenthalten, weil ihnen Religion und Kirche überhaupt etwas aus ihrem Gesichtskreis Entschwundenes und für ihr Leben Entbehrliches geworden ist. Sie sind schon in Deutschland nicht in die Kirche gegangen und gehen auch hier nicht darein, selbst wenn man ihnen die Kirche hart neben ihr Haus hinbaut. Ohne offene Feinde der Kirche zu sein, scheinen sie das Gefühl für die von der Kirche auf jeden einzelnen ausgehende Kraft und die Erkenntnis des moralischen Einflusses der Kirche auf das gesamte soziale Leben verloren zu haben. Es ist, als ob gar kein Rest von religiöser Anlage mehr in ihnen vorhanden wäre. Und allerdings ist auch die Gesittung bei sehr vielen derselben tief heruntergekommen. Sie sind durchaus irdisch gesinnte Menschen, die in Amerika die Gelegenheit benützen, sich irdische Schätze zu erwerben und angenehme Fleischestage zu erleben. Sie wollen gut leben, d. h. essen und trinken und sich's bequem machen. Sie haben gar den

Bildungsfond nicht, um auf irgend eine geistige Weise durch litterarischen oder Kunstgenuß oder höheren Naturgenuß ihr Leben auch etwas zu veredeln. Sie sind Materialisten im gröbsten Sinne des Wortes. Und das ist leider der Zustand, in welchem sich auch ein großer Teil der in Amerika geborenen Deutschen auf dem Lande befindet. Sie sind zwar nach altem Brauch meistens noch Glieder irgend einer Kirche und Gemeinde. Aber es darf sie ja nicht viel kosten; der Pfarrer ist ihr gemieteter Knecht, den sie zum Predigen u. s. f. anstellen, und sie behandeln ihn dann auch meistens so knauserig als nur möglich, was viele Prediger veranlaßt, mehr Gemeinden anzunehmen, als sie gehörig versehen können. — —

Bis in die neueste Zeit tragen sich vortreffliche Männer mit dem Gedanken auf unsrem unermeßlichen Gebiet ein Neu-Deutschland, oder gar ein Neu-Bayern, Neu-Württemberg u. s. f. zu gründen. Wir müssen das Wohlmeinen dieser Absichten ehren. Warum soll der Deutsche seine Sprache, Sitte, Religion so bald aufgeben, wenn er in das Land der Fremdlingschaft zieht? Entehrt er sich nicht gerade dadurch am meisten, daß er das eigene Gut so schnell gegen ein zweifelhaftes Fremdes austauscht? Wird er nicht durch diesen Mangel an Selbständigkeit und Resistenzfähigkeit gegen Fremdes recht zum unseligen Mitteldinge, zu einer charakterlosen Halbheit, zum unangenehmsten Mischmasch seines ganzen Wesens? Bringt ihm nicht gerade diese Biegsamkeit, die sich in allen beliebigen Formen drücken läßt, die meiste Schmach vor den Fremden selbst, deren Affe er wird? Wir fühlen das richtige an dem alle. Aber jetzt hier in Nordamerika ein rein deutsches Gebiet verwirklichen zu wollen, das müssen wir für eine gänzlich verfehlte Idee ansehen im Kleinen nicht weniger als im Großen. Wir würden uns davon überhaupt weder leiblichen noch geistigen Gewinn versprechen, wenn das deutsche Element auf Isolierung in der neuen Welt hinstreben würde. — Es ist etwas Krankhaftes, Sieches, in die Länge nicht Haltbares, was bei diesem politischen und sozialen Schismatismus herauskommt. Ist die amerikanische Welt eine Fortsetzung der alten, so ist sie doch zugleich eine neue, die sich durch den Prozeß der Geschichte, durch eine großartige Verschmelzung tauglicher Elemente zu einer neuen Eigentümlichkeit realisiert. Wir müssen dem völlig beistimmen, was Dr. Schaff hierüber in seiner ersten Rede vor dem evangelischen Verein in Berlin über diese Frage gesagt hat.*) Man muß an eine providentielle Fügung auch

*) „Ohne alle Frage hat der Deutsche eine große Aufgabe in der neuen Welt zu lösen, obwohl er noch kaum zum Bewußtsein derselben gekommen ist. Er wird sie aber nicht genügend und allseitig erfüllen, wenn er sich schroff und steif gegen die Anglo-Amerikaner abschließt und darauf ausgeht, einen Staat im Staate zu bilden; vielmehr soll er sich vermöge seins angebornen Kosmopolitismus und Universalismus des Anglo-Amerikanischen Wesens kühn und energisch bemeistern, sich die Vorzüge desselben aneignen,

hierin glauben; ihren Fingerzeigen entgegenarbeiten zu wollen, das wird keinen Segen bringen. Man versteht die Mission des deutschen Geistes schlecht, wenn man glaubt, derselbe müsse sich auch in äußerer Reichsherrlichkeit offenbaren. Und man kennt Amerika nicht, wenn man auch nur im kleinen Versuche machen will, die Deutschen hier etwas für sich werden zu lassen. Deutschland kann in der neueren Geschichte politisch nicht tonangebend werden; das war es im Mittelalter. Seine Wirkung geht in die Tiefe der Geistesbildung. Auch das griechische Volk wurde als politischer Körper ein nichts, aber von den Palmwäldern Ostindiens bis zu den rauhen Klippen Albions waren die Griechen die Träger der höchsten Bildung, die Lehrer der Völker. Was Homer und Sophokles, Sokrates und Plato und Aristoteles über die Geister vermochten und noch vermögen, ist unendlich mehr, als Alexanders Mut und Cäsars Glück je wirken konnten. So bleibt auch der deutschen Gemütstiefe und Geistesbildung ihre universal-historische Wirkung unbenommen, unbestritten. Nicht in blindem, versteinertem Konservatismus, der um die Rettung der Schale mehr sich bekümmert, als um den Kern, und mehr auf die Form, als auf den Geist sieht; nicht in fanatischer Opposition gegen alle Umgebung und eitler Selbstverliebtheit und in Absonderung von einer Welt, die er sauerteigartig durchdringen soll, wird der Deutsche auch in Amerika für sich gewinnen oder andern Frucht schaffen, sondern er wird in steter Berührung mit ihnen, durch sie in so manchem Stücke gefördert, sie durch die Elemente seines Geistes, seiner Bildung fördernd, eine Be-

---

und dann mit dem Hauche des eigenen Geistes und Lebens durchdringen und soviel als möglich germanisieren. Auf diesem Wege eröffnet sich ihm ein reicher und großer Wirkungskreis, während er durch selbstsüchtige Abschließung sich alles Einflusses auf die Zentralströmung des amerikanischen Lebens beraubt. Hat der Deutsche überhaupt die Aufgabe, den Ideengehalt und das Herzblut für die neuere Welt- und Kirchengeschichte zu bereiten, so hat er sie auch in Amerika. Da mögen dann die Einseitigkeiten und Schwächen, kurz der ganze Zopf des deutschen Michel untergehen, wenn nur seine Vorzüge, seine Geistes- und Gemütstiefe bleiben und durch Aneignung der unleugbaren Energie und praktischen Tüchtigkeit des Anglo-Amerikaners bereichert werden. Die Deutschen und Engländer können sich ohnedies viel leichter vermischen, als andere Nationen. Sie sind ja beide wesentlich germanisch oder teutonisch; beiden ist gemeinsam eine gewisse Einfachheit, Ehrlichkeit und Biederkeit des Charakters eine tiefgewurzelte Achtung vor dem Weibe, Liebe zur Häuslichkeit, zum Familienleben, vor allem der sittliche Ernst und religiöse Sinn, und selbst das kirchliche Leben hat sich bei ihnen ähnlich gestaltet, da beide die Hauptträger der Ideen und Institutionen des evangelischen Protestantismus sind, dessen theoretische und praktische Weltmission in ihren Händen liegt. Ihre Aufgabe kann also da, wo sie durch die Vorsehung in praktische Berührung mit einander gebracht werden und in allen Verhältnissen des geselligen Lebens sich begegnen, unmöglich die sein, sich zu hassen und zu bekämpfen, sondern sich zu achten, lieben, von einander zu lernen und gegenseitig sich zu ergänzen.“ (Kirchenfreund, 1854 S. 322.)

deutung gewinnen, deren Größe eine fernere Zukunft erst zu enthüllen vermag. So lernt man denken, wenn man jahrelang die rasche Entwicklung der neuen Welt selbst beobachtet hat.“ (Der deutsche Kirchenfreund, 1854 p. 260.)

Knownothings und Nativismus.

„Bekanntlich hat Calhoun es gesagt: wir Amerikaner sind keine Nation, sondern eine Union. Das ist völlige Wahrheit. Zur Nationalität gehört mehr als eine Summe von Gesetzen und Formen, welche das gesellige Leben von vielen Millionen äußerlich regeln und dabei jedem soviel Freiheit als möglich lassen wollen. Sollte die Sprache das Zeichen des nationalen Naturells sein, so teilen wir sie mit den Engländern. Waren wir aber nur „Engländer in Amerika,“ — wahrlich wir wären etwas ganz anderes, als was wir sind. Was wir eigentlich sind, ist schwer zu sagen; wir sind ja doch ganz andere Leute im Süden und andere im Nordosten und wieder andere Leute im fernen Westen. Und da hilft nun doch nichts, wir haben noch keine besondere amerikanische Nationalität geschaffen, sie ist nur erst im Werden begriffen. An ihr aber wirken Engländer, Schotten, Irländer, Deutsche und anderer Stammbäume hierher versetzte Ableger mit; aber das Facit ist noch nicht anzugeben; es ist alles noch in der Retorte beieinander. Der Prozeß der Selbsterhitzung in der gährenden Masse scheint dermalen rasch vorwärts zu gehen, was aber als letztes feinstes Sublimat für die Zukunft, als weltgeschichtlicher Niederschlag resultieren werde, das läßt sich voraus nicht wissen. Amerika ist der Versuch, eine neue Welt aus der Zersetzung der alten darzustellen.

Diejenigen, welche die Agitation gegen die Fremden und gegen ihre bisherigen Berechtigungen in diesem Lande leiten und fördern, scheinen den Prozeß der wahren Nationalisierung Amerikas ernstlich beschleunigen zu wollen. Als ob Amerika zu einer Nation sich schaffen könnte auf diesem Wege! Aller Haß gegen alles Fremde schafft noch lange nicht die wahre Liebe zum eigenen. Wir haben in Amerika mehr Stolz auf Amerika, als wir bei irgend einem Volk Stolz auf seine Größe finden. Aber jene gemütvolle Liebe, die an das Land der Väter bindet und es mit all' seinem Elend, mit all' seiner Armut und seinen Fehlern dem Herzen teuer macht, die müssen wir hier gar nicht suchen. Der Amerikaner denkt zurück mit gerechtem Selbstgefühl an seinen Freiheitskampf, an die Geburtsstunde seiner Geschichte. Aber, er mag es gerne hören oder nicht, es sind ja doch, die damals kämpften, großenteils Fremde gegen Fremde gewesen. Fremde saßen mit im Rate, der die Grundlinien des Baues einer neuen Welt zeichnete. Fremde haben geholfen, Amerika zu dem zu machen, was es ist, die

einen in höherer, die andern in niedrigerer Stellung, alle unentbehrlich an ihrem Platze. — —

Faßt man den bisherigen Gang der Geschichte Amerikas ins Auge, so darf man unsre Naturalisationsgesetze als wichtigen Faktor nicht aus den Augen lassen. Sie waren wie eine Ahnung der Großartigkeit des Landes und seiner Zukunft aus dem Geiste tiefblickender Staatsmänner entsprossen. Man wäre wahnsinnig, wenn man behaupten wollte, Amerika wäre ohne die Einwanderung geworden, was es ist. Aber die Einwanderung allein thut's nicht. Sie für sich konnte mehr ein Uebel als ein Segen werden. Sie wurde ein Segen eben durch die weisen Maßregeln unsrer Gesetze. Sie waren dazu geeignet, in dem Fremden ein wahres Interesse für das Wohl, den Fortschritt, die Ehre seines Adoptivlandes zu erzeugen. Unter ihrem Schutze fühlte er sich unwillkürlich hineingezogen in das Interesse des Volkes, das ihm Rechte gab, die ihm dasselbe für immer teuer machen mußten. Nehmet dem Fremden diese Rechte, und ihr degradiert ihn, und er wird darnach handeln. Er wird, den allgemeinen Interessen entzogen, sich nur umso berechtigter ansehen, der gemeinsten Selbstsucht zu fröhnen, und mehr als je zuvor wird er hemmend dem Fortschritt zum Bessern im Wege stehen. Dann wird er, was ihm Europa war, immer weniger vergessen. Er wird zäher wie mit Erbitterung an alten Vorstellungen, Grundsätzen hängen. Er wird nationale Vorurteile weniger leicht ablegen, und es wird eben dann das Gelüste in den Fremden rege werden, etwas für sich sein zu wollen.

So lange der Geist der neuen Welt stark genug ist, die von Europa herübergeworfenen fremdartigen Elemente gänzlich mit sich zu amalgamieren, ihr Gutes sich anzueignen, ihr Böses zu neutralisieren, so lange hat Amerika von Einwanderung im ganzen nichts zu fürchten. Ist aber Amerika an sich so unselbständig geworden, daß es fremdartigen Einfluß nur durch Ausschluß der Fremden von bürgerlichen Rechten begegnen kann, dann hätte das Leben der großen Republik seine eigentümlichste Kraft, seine weltgeschichtlich großartigste Seite verloren, und diese nach kurzer Jugendblüte so schnell anbrechende Altersschwäche würde andeuten, daß von innen her viel mehr als von außen zu fürchten ist.

Die Sache hat indessen noch andere Gesichtspunkte. Man kann fragen, was denn eigentlich der Grund sei, um welches willen Ausländern ihre bisherigen Rechte im Lande sollen entzogen werden. Die Antwort, weil sie nicht auf amerikanischem Grund und Boden geboren seien, lassen wir auf der Seite. Wir können uns als etwaigen Vorwand nur das denken, daß der Amerikaner allein das rechte Herz, den rechten Verstand für amerikanisches Bürgertum haben könne. Bringt das die Geburt auf der westlichen Hemisphäre an sich mit? Das mag jemand in einem Augenblick der Gedankenlosigkeit behaupten, aber

nicht länger. Der bloße amerikanische Geburtsadel wird die gemeinsten Subjekte nicht in die Länge zur Wahl der ersten Beamten befähigen, wenn der Gebildete sich nicht seiner selbst und ihrer und das vor aller Welt schämen soll. Für den Erzogenen und Fähigen ist es der Natur der Sache nach stets eine Anomalie, daß der Unerzogene und Unfähige per se sein und haben soll, was jener nur auf dem Wege der geistigen Selbstkultur errungen hat, und was sich durch gar nichts anderes ersetzen läßt. — Was Amerika braucht, ist Intelligenz und Sittlichkeit seiner Bewohner. Die ersten Qualitäten eines echten Republikaners kommen nicht mit den bloßen Jahren, weder bei hier, noch bei anderswo Geborenen.

Es ist wahr, daß gegenwärtig eine sehr große Unzufriedenheit über die Zustände der Oeffentlichkeit unter uns herrscht. Das Volk hat großenteils sein Vertrauen zu denen verloren, in deren Händen die gesetzgebende Gewalt liegt. Nun wirft sich alles mit Eifer darauf, den Einfluß der Fremden zu bekämpfen. Als ob sie an all' den großen vorhandenen Uebeln schuldig wären. Wir selbst bedauern aufrichtig, daß so viele von ihnen gottesvergessene Freigeister sind, die im Nebel unpraktischer Schwärmereien von Menschenwohl und Staatenglück hinter Irrlichtern herlaufen; und daß viele andere das Herz und den Verstand in Rom und nur den Magen in Amerika haben, bedauern wir nicht weniger. Wir würden auch das besonders für die größte Wohlthat des Landes ansehen, wenn gar kein Fremder unter uns sich ansiedeln könnte, er habe denn einen sicheren Erweis und ein Attestat seiner vorherigen bürgerlichen Ehrenhaftigkeit mitgebracht. Es ist allen wackern Europäern ebenso sehr leid, daß schlechte Menschen aus Europa hier eine Zufluchtsstätte finden, als es Amerikanern leid sein mag, daß amerikanische Betrüger — und zum Teil im großen Stil — sich in Europa sicher wissen. Und gegen solche Uebel sollten sich, wie uns scheint, die nötigen Hilfsmittel schon finden lassen. Aber darin liegt der rechte Grund der inneren Zerfallenheit des Landes gar nicht. An der furchtbaren Korruption, welche alle Verhältnisse in unsrer Zeit zu durchdringen droht, sind die Ausländer wahrlich nicht schuldig. Und das ist ein Jammerzustand, der die vielgepriesene republikanische Sittenstrenge zum Spotte macht. Uns ist kein Land bekannt, dessen Volk seinen Beamten, Repräsentanten, Gesetzgebern, Richtern mehr Ehrlosigkeit und Gemeinheit und Bestechlichkeit und Selbstsucht zutraut, als die Amerikaner. Und da will man noch von Patriotismus reden und meint mit Fremdenhaß die eigene Schuld gesühnt zu haben. In dieser großartigen, gerade auf die öffentlichen Verhältnisse ihren Einfluß äußernden Immoralität liegt das bedenklichste Zeitzeichen. Diese Uebel, denen durch äußerliche Maßregeln gar nicht zu begegnen ist, welche der vielgepriesenen amerikanischen Frömmigkeit Hohn sprechen, müssen unsere und jede Republik dem unvermeidlichen Untergang zuführen, und durch

sie muß eben die republikanische Staatsform am Ende selbst zum Uebel werden.

Man würde aber ein großes Unrecht begehen, wenn man nach dieser Seite des öffentlichen Lebens Amerika überhaupt beurteilen wollte. Dann wäre sein Volk eine demoralisierte Masse. Als Volk (aber) braucht sich Amerika vor keiner Vergleichung mit irgend einem Volk der Welt zu fürchten. Der Staat im amtlichen Sinne des Wortes ist bei uns unendlich mehr korrumpiert, als die Gesellschaft. Ein amerikanisches Blatt hat vor kurzem ganz richtig gesagt, daß man zweierlei Amerika unterscheiden müsse, nämlich jenes der Plymouth-Pilger, der Penn, Adams, Franklin, Washington und Jefferson, Kalb und Steuben, der fleißigen und kühnen Seefahrer; des andern ist ihm das Amerika der Loafers und Rowdies in den Hallen des Kongresses und sonst; das Land der Lynchers und Mobs, das Land der Aemterjäger und politischen Drahtzieher, der „Lobby-Gesetzgebung und des Logrollens," der unerhörtesten, großartigsten Betrügereien u. s. f.

Die Farben in diesem Bilde sind stark aufgetragen, aber die Geschichte selbst hat die Palette dazu gehalten. Das Wahre aber ist, daß es allerdings zweierlei Amerika gibt. Im gegenwärtigen Augenblick hat sich der Unwille dem fremden Elemente zugewendet. Es ist zum Sündenbock geworden. Laßt den Einfluß der Eingewanderten vollends öffentlich beseitigt werden, und die zwei Amerika werden genug mit sich selbst zuthun bekommen. Es gibt jetzt schon Tausende von Amerikanern, die klug genug sind, zu wissen, daß unsern riesigen Uebeln mit Nullifikation der Fremden gar nicht geholfen ist, daß die rechten Landeskinder einer strengeren Zucht und Leitung sowohl bedürfen wie die Fremden, daß sogar keine Gesetzgebung, und wäre sie noch so weise, die vorhandenen Schäden wahrhaft heilen kann. Die fehlende edle Gesinnung kann kein Gesetzkodex ersetzen. Amerika ist das gesegnetste, reichste Land unter dem Himmel. Was ein Volk von äußerlichen Glücksgütern sich wünschen mag, hat es. Aber weit gefehlt, daß es das zufriedenste, glücklichste Volk wäre. Reichtum macht nicht glücklich, und in der Freiheit bewegt sich das Volk, wie in einem Kerker. Ein Geist der innern Unbefriedigtheit tritt überall heraus; ein rastloses Streben nach Macht erhält die Nation im Fieber. Was den Amerikaner treibt, ist bei den meisten das glänzende Ziel großen Reichtums und durch ihn begründeten Einflusses. Es ist nichts da, was ihn sonst zu Thätigkeit anregen könnte. Er hat als Politiker Tausenden zu schmeicheln und auf ihrem Rücken über die Verachtung oder den Haß von Tausenden wegzusteigen. Es hat keinen Reiz, sich dem Interesse des Volkes aus wahrem Patriotismus hinzugeben, wo man vielleicht schlecht belohnt, viel verachtet und immer leidigem Parteigetriebe preisgegeben wird. Auch wissenschaftliche Tüchtigkeit, litterarischer Ruhm genießt bei uns im ganzen

geringe Achtung. Daher wirft sich dann die Menge aufs Geldmachen und sucht im Genusse des Reichtums Ersatz. Da reißt dann jener verderbliche Luxus ein, die rechte Quelle der Entsittlichung, der weitverbreiteten Unzufriedenheit, der Betrügereien im großen Maßstab, des Zerfalls des Familienlebens, tausendfacher das ganze Land involvierender Verlegenheiten. Amerika fängt an, die Fremden zu hassen, aber den Luxus, die Pest des gesunkensten Teils der europäischen Gesellschaft lernt es von Fremden.“

Rom in Amerika.

„Hier, wo der Protestantismus sich am reinsten und freiesten realisierte, wo er auch dem römischen Prinzip freie Rechte der Entfaltung gegeben hat, hier müssen beide Mächte in eine großartige Kollision kommen. Und Amerika wird durch seine Geschichte entscheidend werden für das Schicksal der Welt. Was hier siegt, wird über die Welt herrschen. — Je mehr Rom gedrückt wird, desto fester wird es seine Kräfte zusammenhalten, desto weniger wird es nachgiebig werden. Man hört es oft aussprechen*), daß dem Katholiken nicht sein Glaube, nicht seine freie Religionsübung solle angetastet werden, sondern nur sein politischer Einfluß müsse beschränkt werden weil er den Interessen seiner Kirche jedes andere Gebiet unterordne, selbst aber in allem unter der Autorität der an das Papsttum gebundenen Priesterschaft stehe. Man fürchtet also einen Mangel an wahrem Patriotismus, einen stillen Verrat an dem Heiligtum des Landes und der Freiheit. Die ganze Regierungsform der römischen Kirche scheint allerdings der Selbständigkeit der Individuen im Denken und Handeln gerade entgegen zu arbeiten. Und man kann nicht leugnen, daß dieser unfreie Zug ein Charakteristikum alles Römischen ist. Der Arbeit des selbständigen Denkens sind die römischen Christen überhoben. Wenn sie sich aber vom kirchlichen Gängelbande befreien, so ist für sie die Gefahr des entgegengesetzten Extrems umso größer, wie das die Geschichte der neuesten Zeit oft bewiesen hat. Durch die Masse ihrer völlig unselbständigen Glieder, die jeder Ideen-Einwirkung von außen unzugänglich sind, setzt die römische Kirche dem Fortschritt einen furchtbaren Damm entgegen. Sie selbst in der Repräsentation des Klerus gibt sich zu keiner ruhigen Verständigung mit dem Protestantismus her; sie ist fertig und satt, da ist nichts zu vergessen, nichts zu lernen, nichts zu ändern; es imponiert ihr nichts; sie ist eine versteinerte Geschichte, und so bietet sie dem Strom der Geschichte und des Geistes einer neuen Zeit Trotz. Hermetisch sucht sie ihre Glieder von jeder Berührung mit Andersgläubigen abzuschließen;

*) Zur Zeit der Knownothing-Bewegung, die in ihrem Kampf gegen die Fremden besonders die römisch-katholische Kirche befehdete.

Verachtung und Mitleiden zugleich flößt sie ihnen diesen gegenüber ein und erscheint ihnen als das vom Himmel zauberisch herabgelassene Heiligtum mitten in einer gemeinen und verlorenen Welt.

Gewiß ein Land, dessen freie Verfassung durch eine möglichst allgemeine Kultur der Intelligenz, durch eine große Selbständigkeit des Denkens aller Bürger getragen und erhalten werden kann, hat alle Ursache, die hemmenden Einflüsse und die selbstsüchtigen Absichten der römischen Kirche zu fürchten. Wie ein Damm legt sie sich dem Strom der Weltgeschichte entgegen. Einst vielleicht eine Wohlthat, ist sie jetzt eine Plage, ein Fluch der Menschheit geworden. Wo sie seit Jahrhunderten regierte, wo sie missionierend sich ausbreitete, da hat sie in ihrem Gefolge Rohheit und Borniertheit der Massen, Sittenlosigkeit und Erschlaffung der höheren Lebenskräfte der Menschheit. Was sie einst von belebendem, frischem Geisteshauch hatte, ist längst entflohen; die Zeiten des Mittelalters mit seiner Innigkeit und Einfalt sind fort; aber als ein schauerliches Riesen-Skelett steht sie noch da mitten unter den Lebensgeistern der neuen Zeit und bringt ihre Grabesluft mit, wohin sie gespensterartig sich wendet. Sie bietet den Tyrannen die Hand und glaubt, selbst unfrei, an keine Freiheit. Sie zürnt einer Zeit, die über sie hinausgewachsen ist, und meint, der Jahrhunderte spotten zu können. Sie leugnet der Weltgeschichte ins Gesicht ihre furchtbare Schuld an Nationen und Ländern und verflucht den Gegner, dem sie selbst viel Segen zu verdanken hat und dessen Werk und Wesen sie prüfen und würdigen sollte. Mit Blindheit geschlagen, will sie Blinden den Weg weisen und hat sich durch schwere Verstockung auch den Weg zur Rückkehr verschlossen.

Es wird leicht einzusehen sein, daß, so lange die römische Kirche überhaupt unter uns noch Fuß gefaßt hat und sich ausbreiten darf, Gesetze an sich ihrem schädlichen Wirken nicht Einhalt thun können. Daß irgend eine Art der Verfolgung uns von diesem Uebel befreien werde, wird niemand glauben. Der Einfluß des allgemeinen Geistes dieses Landes, in welchem mit dem Protestantismus mehr Ernst gemacht wurde, als anderswo, ist allerdings bei vielen Katholiken bisher bedeutend gewesen und hat das Band zwischen ihnen und Rom gelöst. Aber man schlage ihn nicht zu hoch an. Je länger Rom sein eigen Gewächs auf dem Boden Amerikas pflanzt, desto mehr wird seine Kirche auch hier für historisch berechtigt sich halten, sich mit steigendem Selbstgefühl benehmen und am allerwenigsten irgend einer Gewalt von außen weichen. — —

Rom leidet an einem krankhaften Supernaturalismus, der leblos ist und darum nicht die rechten Früchte bringt. Wir stehen der Gefahr eines materialistischen Naturalismus näher; wir finden zuviel in uns und in der gegebenen Welt, das Jenseits enschwindet uns zu sehr aus den Augen, wir sind Weltbürger in des Wortes bedenklichem Sinne. Und da hilft, wie es scheint, all' unsre Reichs-

gottesaktivität wenig, dem Uebel zu steuern. Wir haben Kirchen, Konfessionen, Predigten, Bibeln, vieles andre. Mit all' unsrer Religiosität wissen wir gerade mit Religion am wenigsten anzufangen, wo ihr Segen am allernotwendigsten wäre, wo sie am meisten Einfluß haben könnte und sollte. Man denke nur an den schaudererregenden Mißbrauch, der in unsrem Lande vom Eide gemacht wird, der allen seinen Ernst, seine Bedeutung verlieren muß, eine Pest der Gewissen. Und man denke an unsre öffentlichen Schulen, wo man Weltkinder systematisch bildet und vom Heiligsten, das den Menschen allein veredeln kann, schweigen muß. Was für ein Geschlecht wird aus ihnen erwachsen! Haschen nach Welt und Weltgütern, Trachten nach Welteinfluß, Befriedigung der Selbstsucht in gröberer oder feinerer Weise, das sind charakteristische Züge eines wahrlich nicht idealen, sondern gemein-realistischen, an der Nutzsucht erkrankten Zeitalters. Wahrlich von der Seite her droht dem Vaterland, der Freiheit, dem Christentum so viel Gefahr, als von irgend einer andern. Und wäre da etwa mit Gesetzen zu helfen? Nein, es bedarf der Erfüllung der Gemüter mit einem neuen Geist. Wenn der Himmelssegen ausbleibt, wird Erbitterung und Entzweiung nicht vermieden werden, und harte Zuchtmeister werden in ihrem Gefolge nicht fehlen."

(Deutscher Kirchenfreund 1855. Rundschau.)

Ueber Verschmelzung nationaler Eigentümlichkeiten.

„Ist es nur eine Schwärmerei, von der jetzt auf dem Felde der neuen Welt vor sich gehenden Verschmelzung englischer und deutscher Elemente ein weltgeschichtliches, bedeutendes Resultat zu erwarten? Diejenigen, welche eine gegenseitige Einwirkung des englischen und deutschen Elementes unter uns leugnen und deren Möglichkeit bestreiten, müssen sich zu der Annahme einer einseitigen Einwirkung bekennen d. h. sie werden konsequenter Weise sagen müssen: das deutsche Elemente hat keinen Einfluß auf das englische, der irgend in Betracht kommen könnte; es verhält sich gegenüber dem englischen völlig passiv, es wird völlig neutralisiert, absorbiert. Es ist nur da, um zu verschwinden und völlig verschlungen zu werden.

Ja, wir wissen, die deutsche Sprache wird nie Nationalsprache werden. Die deutschen Sitten, die ja ohnehin beinahe in jeder deutschen Provinz andre sind, werden nie die Nationalsitten werden. Wir wissen, weder das deutsche Altluthertum, noch der deutsche Pietismus wird die National-Religion in dem englisch redenden Volke der neuen Welt heißen. Aber, daß der deutsche Geist, die ganze deutsche Eigentümlichkeit auf den Geist des amerikanischen Volkes keinen Einfluß haben werde, daß jener diesem gegenüber nur spurlos verschwinden müsse, das zu glauben sind wir noch keineswegs gezwungen.

Fassen wir zunächst nur quantitative Verhältnisse ins Auge, so ist die deutsche Einwanderung in neuester Zeit (1855) von größerer Bedeutung geworden. Man hört freilich oft sagen, gerade das Wesen des Deutschen, seine Gemütsart, seine Naturanlage ist von der Art, daß es sich selbst zu einer Unmöglichkeit macht. Der Deutsche ist so beschaffen, daß ihm ein bedeutenderer Einfluß auf fremde Nationalität unmöglich ist. Seine Originalität, wenn sie je bei ihm ausgeprägt ist, ist gar nicht von der Art, daß sie etwas Universales werden kann. Die Deutschen können tausendmal leichter Engländer werden, als die Engländer Deutsche. Daran ist etwas Wahres. Der ordinäre Engländer vermag viel mehr die Grundzüge des englischen Nationalcharakters in seiner Person auszuprägen, als ein ordinärer Deutscher das Bedeutsame des deutschen Wesens repräsentiert. An einem Deutschen den Juwel aus dem Groben herauszuschleifen, daß der edle, herrliche Kern ans Licht tritt, kostet viele Arbeit und Mühe, aber es lohnt sich auch. Daß der Deutsche durch Assimilation der tüchtigen Grundzüge des englischen Volkscharakters nicht verliert, sondern gewinnt, ist eine bekannte Sache. Daß er nicht eine fördernde Rückwirkung durch seine Eigentümlichkeit äußern könne, wäre zu erweisen.

Der Deutsche ist der Ansiedler im besondern Sinne des Wortes. In unsern großen Städten siedeln sich die Deutschen an als Handwerker. Sie wohnen oft in großen Massen in neu sich bildenden Stadtteilen, sie sind die Ansiedler. Und sie lieben es, sich da auch festzusetzen. Sie wissen, daß das Handwerk einen goldenen Boden hat. Sie sind solid in ihren Geschäften, halten meistens auch ihre Kinder zum Fleiß an, und mit dem sauer erarbeiteten Erwerb steigt, wie die allgemeine Lebensbildung, so auch das nicht zu verachtende Gefühl und Bewußtsein der Familienehre.

Noch mehr erscheint der Deutsche als der rechte, eigentliche Ansiedler, wenn wir uns den Agrikulturstand vergegenwärtigen, der sich wesentlich aus den Deutschen rekrutiert. Die weiten, fruchtbaren Gefilde der mittleren und westlichen Staaten sind von Deutschen großenteils angesiedelt. Ja, man weiß auch, daß der Ackerbau treibende Amerikaner oft sich bald aus dem Wege macht, wo er Schweißtropfen von der Stirne deutscher Nachbarn fließen sieht, seien diese hier oder im alten Vaterland geboren. Der Yankee zieht weiter und weiter, oder er wirft sich lieber auf einen andern Zweig der Thätigkeit, besonders auf den Handel. Wenigstens ist darüber kein Zweifel, daß ein sehr großer Teil der eigentlichen Fruchtkammern des Landes in deutschen Händen ist.

Nun ist aber kein Land der Erde, in welchem gerade die Klasse der Ackerbauer von größerer Bedeutung wäre, als in Amerika. Hier ist der Ackerbau von jeder Feudal-Last frei, hier sind die bürgerlichen Rechte mit gänzlicher Vernichtung jedes Standesvorrechts völlig die-

selben. Hier muß der Nährstand um so mehr von Bedeutung sein, je größer er ist, numerisch betrachtet, gegenüber der übrigen Bewohnerschaft des Landes, je mehr er im Besitz des liegenden Eigentums sich befindet, je mehr das Wohlbefinden des ganzen Volkes und die Energie der merkantilen und industriellen Thätigkeit vom Wohlstand der Ackerbauer naturgemäß abhängt. Nun sind aber die Ackerbauer überall der solideste Kern der Bevölkerung eines Landes. Sie sind die rechte Verkörperung konservativer Prinzipien. Ein Volk ohne einen tüchtigen Bauernstand mag für einige Zeit durch Gewerbe und Handelssteigerung eine große Blüte erlangen, aber es ist ein künstliches Leben. Es erfolgt aus der Natur der Sache da die Anhäufung des Reichtums auf Seiten einer Minorität gegenüber einer in Abhängigkeit existierenden, großen, verarmten Majorität.

Die Ruhe und die Größe der Vereinigten Staaten wird, wenn wir dabei nach einer natürlichen Basis fragen, auf dem Blühen der Agrikulturisten stehen, auf einer der ungeheuren Größe des Gebietes entsprechenden Klasse von Landbebauern mit Eigenbesitz, welche nichts, nach den wunderbaren Verhältnissen dieses Landes hindern kann, an allen Gebieten der menschlichen Bildung ihren entsprechenden Anteil zu nehmen. Und wenn wir die Geschichte der Völker durchforschen, so sind aus dem Stande der Bebauer des Erdreichs die tüchtigsten, in den Gang der Geschichte am kräftigsten eingreifenden Charaktere hervorgegangen. Luther selbst erinnert daran, daß sein Vater und seine Großeltern „rechte Bauern" gewesen seien. — Der eigentliche, rechte gesunde Kern der Nation wird aus den Kindern deutschen Blutes bestehen. Sollte sich davon nichts in der künftigen Geschichte des Landes geltend machen? Sollte nicht, wie das deutsche Element sich Fremdes assimiliert, auch auf das zuvor Fremde nun etwas vom deutschen Wesen übergehen? Es wäre gegen alle geschichtliche Analogie.

Gerade die Verschiedenheiten des englisch-amerikanischen und des deutschen Charakters scheinen darauf hinzudeuten, daß beides sich gegenseitig recht zur Ergänzung tauge. Die englischen Amerikaner in Masse sind im allgemeinen gar sehr „über einen Leisten geschlagen". In all' der Regsamkeit von Maine bis Texas ist doch eine sehr große Einerleiheit, Einförmigkeit. Der Amerikaner hat meistens über die höchsten Lebensfragen abgeschlossen und zwar in traditioneller Weise. Er ist darum im allgemeinen konservativ gerade in Sachen der Religion. Auf eine tiefere Untersuchung läßt er sich selten ein. Er ist ein Episcopalist, ein Presbyterianer u. s. w., aus Tradition mehr, als weil ein eingehendes Denken ihn etwa nichts anderes sein ließe. Allein man findet überall dieselben Leute, dieselben Grundsätze, man hört überall gewissermaßen nur einen Ton durch alle Zirkel der gebildeten Gesellschaft hin; wenn man ein paar Dutzende kennt, kennt man sehr viele. Jene Differenzen berühren das Mark des Lebens wenig.

Man hat es mit einer Durchschnittsbildung zu thun, die so ziemlich überall dieselbe Mittelhöhe erreicht.

Niemand mißverstehe uns. Wir wissen, daß in dieser konservativen und äqualisierenden Tendenz sehr viel Gutes für das ganze Land und Volk eingeschlossen ist. Ebenso ist uns recht wohl bekannt, daß es im Gebiet der praktischen Thätigkeit an originellen Menschen nirgends weniger fehlt, als in Amerika.

Dennoch führt der oben bezeichnete Zustand gerade in den höchsten Lebensgebieten zur Stagnation. Man sieht das nirgends besser, als in der Theologie. Auch in diesem Felde mag nach der Seite des praktischen Lebens hin unter uns Vortreffliches geleistet werden. Aber das individuelle Erkennen und Bilden tritt gar sehr zurück, wo es sich um Erforschung und Begründung der bedeutendsten Gegensätze handelt. Man findet auch da, — von höchst rühmlichen Ausnahmen abgesehen, — eben ein Kompilieren, ein Citieren von oft sehr zweifelhaften Autoritäten, ein sich Berufen auf Ansichten, Aeußerungen, vollends ein Pochen auf Uebereinstimmung einer Wahrheit auf wissenschaftlichem Felde — kurz Dinge, die einen bedeutenden Mangel an Schärfe des theoretischen Forschens und an Selbständigkeit des Denkens verraten. Dadurch verödet die Gelehrsamkeit. Sie vermag keinen belebenden Hauch des Geistes in die Gebiete des Lebens selbst zu senden. Die Praxis geht dann ihre einseitigen Wege auf Experimente und Zeitströmungen hin, und eine Wissenschaft, die niemand zu begeistern vermag, weil sie ihm Neues, Großes nicht eröffnet, macht sich unwert, weil sie es ist; ein ruhmloses Besitztum der Schwachen, immerhin genug, um nichtswissende Eitelkeit aufzublähen.

Wir haben in Deutschland gerade das Gegenteil davon, ja, wir sagen es offen, bis zum schlimmsten Extrem. Davor behüte uns Gott! Aber das ist gewiß, daß in Deutschland, diesem Griechenland der neuern Zeit, der Individualisationstrieb mehr als irgendwo im Gebiete der höchsten Geistesbildung entfaltet ist. Nirgends in der Welt trifft man in den gebildeten Kreisen mehr freie Gedanken, selbständige Ansichten, eigentümliche Auffassungen der Welt und der Geschichte. Man trifft weniger Textbuchmenschen, aber man sieht auch die reichstbegabten Menschen im ganzen Interesse des spekulativen Denkens, der Kunst, der wissenschaftlichen Theologie, aller Gebiete des Erkennens. Diese Mannigfaltigkeit des Wissens, Denkens, Anschauens bildet die schönste Seite der deutschen Geistesbildung. — —

Und gerade in den edelsten Gebieten des Wissens übt der Deutsche bereits keinen geringen Einfluß auf die allgemeine Bildung des Landes aus. Würde man die Zahl der Deutschen, welche an den sehr zahlreichen höheren Schulanstalten des Landes, an Akademien, Kollegien, Seminarien u. s. f., als Lehrer arbeiten, zusammenstellen können, sie würde wahrlich sehr bedeutend werden. Sie alle säen

Samenkörner deutschen Wissens aus und verpflanzen dabei, wenn auch im Gewande der englischen Sprache, die deutschen nationalen Elemente ins fremde Gebiet. Daß die musikalische Bildung des Landes großenteils in deutschen Händen ist, ist unbestreitbar. Daß man den Gedanken hegt, die höchsten Lehranstalten den deutschen Universitäten ähnlicher zu machen, mag hier ebenfalls noch erwähnt werden. Wir mögen auch wohl daran erinnern, daß gerade da, wo sich am meisten litterarische Bildung in den Vereinigten Staaten findet, nämlich in New-England, auch bei weitem am meisten Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur nach ihren verschiedensten Seiten hin anzutreffen ist."

(Deutscher Kirchenfreund 1855, Seite 222 ff.)

Deutsche Kirchen-Misere.

20. Dezember 1855.

„— Mich ekelt beim jetzigen Zustand des deutschen Kirchenmachens. Auch in rebus theologicis eine Art Erschlaffung, ein Kleinigkeitsgeist und keine Spur von Fähigkeit, dem Christentum ohne Königtum und Welt etwas zuzutrauen. Kommt irgendwo etwas Ordentliches auf, so macht sich der andere Teil darüber her und hudelt alles Menschliche davon herunter mit wahrer Tadelfreude. Man sah es an der inneren Mission. Wie wurde sie mitgenommen! Hier wäre der praktische christliche Verstand in seinem Rechte gegen die Studierstuben-Kirche. Nicht so in Deutschland. Mit dir stimme ich überein betreffend bestimmte Kirchenbasis und -Ordnung. Wir lernen den Wert der Grundgesetze der geordneten kirchlichen Lebensgestaltung gerade in Amerika recht kennen. Aber nur keinen Buchstaben ohne Geist! Das ist das Elend am Orthodoxismus. Er ist Schulfuchserei."

Das Staatskirchentum der alten Welt.

„Zu den Schwierigkeiten, mit denen einzelne europäische Regierungen, besonders unter Protestanten, zu kämpfen haben, gehört auch die Frage nach dem Verhältnis der etablierten Staatskirchen und der Staatsgewalt zur religiösen Freiheit. Man scheint das Prinzip der religiösen Toleranz allgemein anzuerkennen. Aber ihm die nötige Konsequenz zu geben, da liegt das Bedenkliche. Die bestehenden Rechte wollen aufgelöst sein, oder die Toleranz bleibt eine leere Abstraktion, etwas prinzipiell Anerkanntes, faktisch aber Geleugnetes. Es handelt sich aber nicht darum, ob gewisse religiöse Ansichten und Richtungen toleriert werden sollen, sondern ob bürgerliche Rechte von denselben abhängen sollen oder nicht. Auch nicht, ob gewisse religiöse Parteien das Recht der Toleranz genießen sollen, sondern ob sie mit

dem Staatskirchentum auf gleichem Fuße stehen sollen, also für gleichberechtigt mit ihm gelten. Man hat in Deutschland den Rationalismus geduldet selbst in seinen extremsten Erscheinungen bis zur schroffsten Feindschaft gegen die Prinzipien der Staatskirche. Aber man hat sich begnügt damit, daß die von der Kirche entschieden Abgefallenen um des Staates und seiner Rechte willen der Kirche noch einen Scheintribut von Anerkennung zollten, ihre Ehe kirchlich weihen, ihre Kinder taufen ließen. Und das geschieht noch immer. Die Meinung war frei, selbst das Wort des Antichristentums. Die Gesinnung war gleichgültig, wenn nur der Staatswille der äußeren, kirchlichen Form nach vollzogen wurde. Die Häresie ließ man gelten. Aber das Schisma verwarf man. Wie stünde es aber in Deutschland, wenn den Ungläubigen so viel organisierende Energie, Triebkraft und Selbständigkeit zukäme, wie den altlutherischen oder baptistischen, oder gar mormonischen Schismatikern? Die Frage zwischen dem religiösen Bekenntnis und dem Bürger- und Staatsrecht ist noch lange nicht gelöst. Die religiöse Freiheit gehört zu den Dingen, für welche gegenüber allen etablierten Staatskirchen und Institutionen die Geschichte unserer Zeit kämpfen wird, bis sie ihr Ziel gewinnt. Und das Christentum selbst muß es um seinetwillen wünschen. Denn es muß die Probe bestehen können, daß es der Anlehnung an den Staat nicht bedarf; es muß selbst die That der höchsten Freiheit sein, nicht eine Tradition, nicht ein Herkommen, nicht eine Sache gesetzlicher Form ohne die Wahrheit der Gesinnung. Der Staat braucht seine Desintegration deshalb nicht zu befürchten. Man denke nur an England, wo in zwei Jahrhunderten der Geist der religiösen Freiheit mit der inneren und äußeren Stärke des Reiches um die Wette Fortschritte gemacht hat. Der Staat mag ernstlich wünschen, der Kirche als eines sehr lästigen Associés los zu werden. Denn ob er ihr hilft oder nicht hilft, sie verwickelt ihn in Schwierigkeiten. Er steht da ratlos und in steter Gefahr, Mißgriffe zu machen, die zuletzt nur das Vertrauen auf ihn selbst und auf seine höchsten Repräsentanten schwächen. Die Spaltung im religiösen Denken der Zeit, die von den Einzelnen beanspruchte Freiheit macht ihm das kirchliche Regieren zur größten Last. Das sieht man in Preußen und seinem Verhältnis zu den Unierten, Lutheranern, Reformierten, Katholiken und zu den Sekten des Glaubens und Unglaubens. In England wird es nicht lange währen, so wird die Verfassung auch in dem Punkte geändert werden, daß den Juden das Recht der Parlamentsmitgliedschaft ferner nicht verweigert wird. Und bedenkt man, wie in Deutschland die Kirche sich seit Jahrzehnten gebärdet hat, wie sie vor 50 Jahren in den Staat drang, die alten orthodoxen Formen und Bekenntnisse auf die Seite zu schaffen, wie ihre ersten Vertreter sodann nach Union verlangten, wie jetzt die Theologen für und wider Union streiten und da oder dort die alten orthodoxen Formen wieder mit Gewalt haben wollen, wie die Laienwelt

großenteils nichts an der kirchlichen Restauration sieht, als neuauftauchendes hierarchisches Gelüste und sich an den Staat als Patron der Freiheit wendet, wahrlich, da ist's kein Wunder, wenn der Staat nach und nach des Kirchenregierens müde wird. Und wer kennt den Geist des Jahrhunderts und denkt, daß diese Verwickelungen und Schwierigkeiten so bald sich lösen werden? Auch bedarf es keiner Erinnerung, daß allerdings aus der Trennung von Kirche und Staat unermeßliche Konsequenzen für Schule und Kirche, Theologie und Amt, ja, für alle Verhältnisse und Zustände sich ergeben, zugleich aber auch eine Anregung der Geister und Kräfte, die dem alten Europa am Ende nur heilsam sein kann."

(Kirchenfreund 1858, Rundschau.)

Mangel an Kirchensinn in deutschen Gemeinden.

„Ihre N. Y. Kirchenordnung habe ich recht gerne gelesen und denke, es ist alles recht, und habe völlig voraus so gedacht. Nur ist der Zustand unserer deutschen Gemeinden lange nicht ideal genug, um solche gute Kirchenordnungen zu realisieren. Und ich gebe nicht viel um diese Kirchenordnungen, so schön sie sind. Ich kenne die Deutschen zu gut. Da mag stehen in der Kirchenordnung, was will. Sie geben wenig um gesetzliche Zucht, wenn sie es für gut halten, gesetzlos zu verfahren. Ich sehe das ja oft genug. Der Geist fehlt, der die beste Buchstabenordnung erst recht beleben muß. In unsern deutschen Gemeinden steckt kein Kirchensinn, und wird nie einer stecken, sondern höchstens individuelle Frömmigkeit. Immer wird in ihnen viel mehr auf die Persönlichkeit des Pastors, auf seinen individuellen Einfluß ankommen, als auf Kirchenordnung. Das ist anders in englischen Gemeinden. Unsern deutschen Gemeinden fehlt ein Großes. Sie sind gebildet aus Leuten aller möglichen deutschen Provinzen. Es fehlt ihnen die geistige Gleichartigkeit, woraus ein rechtes einheitliches Leben erst erwachsen kann. Man weiß auch, von was für Einflüssen sie umgeben sind. Da kommt es nicht leicht zu einem tüchtigen Kongregationalismus. Es sind und bleiben eben Gelegenheiten, Predigten zu hören, Kinder taufen zu lassen u. s. w. Freilich — da ist auch Kirche, wenn die Pfarrer die rechten sind."——

Rußland und Amerika.*)

„So seltsam es scheinen mag, so bieten sich doch zwischen diesen zwei, für den ersten Anschein absolut sich entgegengesetzten Reichen interessante und lehrreiche Vergleichungspunkte dar. Das eine in

*) Ein besonderes Lieblingsthema von W. J. M., das er im Gespräch und mit der Feder immer wieder behandelte.

Ost, das andre in West; das eine der Repräsentant des monarchischen Absolutismus, das andere der des republikanischen Liberalismus. Die Adler beider Reiche schlagen ihre Fittige um den Osten und Westen der Erde und berühren sich mit den Spitzen im Stillen Ozean. Zwischen ihnen liegt das kleine Europa, in Gefahr von beiden überflügelt, erdrückt zu werden. Aber was sie beide sind, verdanken sie dem Einzug der Bildungselemente der germanischen und romanischen Völker. Zu den Füßen deutscher, französischer, englischer Lehrer sitzt Rußland, so weit es an höherer Civilisation Anteil nimmt. Die ganze höhere Bildung Amerikas ist wesentlich europäisch, da ist gar kein prinzipieller Unterschied zwischen beiden. Rußland ist eine Macht durch die äußerste Entwickelung des militärischen Geistes; Amerika eine Macht durch die Blüte eines freien, sich selbst regierenden Bürgertums. Rußland repräsentiert das alte Prinzip der Massenbeherrschung durch einen obersten, absoluten Willen. Amerika repräsentiert den Gedanken der neuen Weltperiode, die Emancipation der Massen durch Verbreitung allgemeinster Bildungselemente als Grundlage der bürgerlichen Freiheit. Rußland hat seine Stärke an seiner physischen, militärisch gelenkten Gewalt; Amerika die seine an der Intelligenz und persönlichen Freiheit seiner Bürger. Rußland hat die Gefahr eines Konfliktes zwischen Staat und Kirche beseitigt, indem es die Kirche mit dem Staat indentifizierte, jene zum Mittel für ihn, ihn zum Mittel für sie setzte. Amerika hat jenen Konflikt beseitigt, indem es gar keine Beziehung der Religion auf den Staat anerkennt und die Indifferenz des Staates zur Kirche statuiert. Mit beispielloser Geschwindigkeit sind beide Reiche herangewachsen. Der Grundstein zur Größe beider wurde im vorigen Jahrhundert gelegt. Beide gebieten über ein ungeheures Areal und haben die Naturbasis ihrer innern Stärke am ausgedehntesten Ackerbau. Rußland kolonisiert durch seine Staatsgefangenen, Amerika durch freie Einwanderung. Beide haben einen aggressiven Charakter, und wie Rußland, so richtet Amerika die gierigen Blicke nach dem Süden. Jenes will die Pforte des Orients öffnen und schließen; dieses die Granitbrücke zwischen Nord' und Süd' der neuen Welt, zwischen dem Osten und Westen der ganzen Welt besetzen. Beide stoßen mit Stolz die Intervention der Staaten Europas von sich. Beide attrahieren alles ihnen Wahlverwandte in diesen. Die Konservativen der alten Welt lehnen sich an Rußland, die Liberalen und Progressiven deuten auf Amerika. — Das sind Parallelen, wie sie die Weltgeschichte so leicht nicht gesehen hat; großartige Gegensätze, die sich in ihren Extremen berühren; Erscheinungen, bedeutungsvoll genug für die Geschichte der Zukunft.“

(Deutscher Kirchenfreund 1856. Rundschau.)

Ueber dasselbe Thema ein Brief vom Jan. 9. 1868.

„Ausgelebt hat sich West-Europa. Neues schaffen die Menschen

da nicht mehr. Die Auswanderung ist die Ratte, die das Schiff verläßt vor dem Sinken. Weltgeschichtlich mag sich das Sinken des alten Hauses lange hinschleppen. Aber aufsteigen, in weltlenkender Macht, nein, dazu kommt's nicht mehr, weder mit England, noch Frankreich, noch Deutschland. Bei den enormen Proportionen Rußlands und Amerikas, die so kompakte Massen sind, erscheinen jene Länder zwergartig. Ueberflügelt, erdrückt werden sie. Aber sie werden ferner Pädagogen-Dienste thun. Rußland hat jetzt Bokhara und Samarkand. Da ist die antipodische Parallele zu Amerika. Les extrêmes se touchent!"

July 7, 1868.

"Russia absorbs the Orient, America the Occident, both are doing almost the same thing in different localities for an immense, wonderful future. The Pacific is the Mediterranean of the coming age. Imperial will makes a unit of all Russia's energies; thus does democratic will with all the energies of this country. There and here slavery is abolished, annexation fever prevails.— The Russian is a decided religionist, so is the American. etc. etc."

Heine. Uhland. Humboldt.

„Also der arme Kerl, der Heinrich Heine, ist auch gestorben! Das war der Mensch, der den Kopf in den Wolken und die Füße stets im D . . . . hatte, so daß man keinen Augenblick im Rosenduft vor Gestank sicher war. Das ist der deutsche Aristophanes, der dem Kreuze fluchte als ein Jude, und den das Kreuz suchte als einen Christen! Was der die Augen in der andern Welt wird aufgerissen haben! In dem Heine ist ein mächtig Stück der jetzigen deutschen Zerfahrenheit, Sittenlosigkeit, Brutalität inkarniert, edle Gaben, aber ein schändlicher Zusatz von Rattengift in dem purpurnen, perlenden Feuerwein." (28. März 1856.)

"— Died on the 14th of November — Uhland! The time was when we too listened with admiration and delight to the harmonious melodies of his Lyre. To enter once more into full sympathy with those feelings of poetical "Versœhnung" would be to reconstruct our youth and do away the vestiges of our American period in our existence. Still there is, apart from the Symptoms of genuine and radical Germanism in feeling and conception, a great deal of the truly beautiful in Uhland, which, I hope, I shall always be able to appreciate." (11. Dezember 1862.)

„In letzteren Zeiten habe ich allerlei Monographisches über Alex. von Humboldt gelesen. Da ließe sich bereits eine ganze große Lit-

teratur zusammenstellen. Du kennst doch die Inschrift seines Grabmonumentes:

„Als er alles durchforscht, was im Licht sich regt und beweget,
Stieg er hinab in die Nacht, ferner zu forschen auch dort."

Das ist klassisch gehalten und das Beste, was ich in dieser Beziehung fand. Bei der Kunde von seinem Tod hat mich der Kitzel auch gepackt, auf eine Grabschrift für ihn zu denken, da sagte ich:

„Antwort gab ihm Natur, und er uns auf jegliche Frage;
Eine Frage nur blieb: sie auch fand Antwort zuletzt."

— — — — —

Zu weiterer Belebung der Andacht lese ich gegenwärtig Hegels Phänomenologie des Geistes, und das ist neben der Sündflut von Aeußerlichkeiten und Gemeinplätzen, in denen man sich lebenslang herumschlägt, wirklich des Kontrastes wegen ein Genuß."

18. Juli 1861.

Kirche und Staat in Amerika.

Brief vom 25. Juni 1856.

„Du sagst: Welch ein Glück, daß die Kirche vom Staat hier getrennt ist! Ich verstehe dich und bin's auch zufrieden. Aber — Amerika wird den welthistorischen Beweis liefern, daß der bloß humane Staat zur sittlichen und sozialen Unmöglichkeit wird und des Christentums als der positiv anerkannten Geistesmacht bedarf. Dasselbe ist hier nicht in seinem vollen Rechte. Es verdient zu herrschen, und es wird herrschen. Natürlich denke ich mir keine συνάφεια von Staat und Kirche, wie in Europa. Nein, eine Potensierung der Gesellschaft ist notwendig, damit Bürgerliches und Kirchliches sich durchdringe. Das hat Europa nicht. Daher ist der christliche Staat dort eine Lüge. Wir in Amerika haben noch gar keinen Staat im höheren Sinne des Lebens, sondern nur 1.) Gesellschaft, eine gewisse Gleichartigkeit, die die Volksmasse notdürftig zusammenhält; und 2.) Vergesellschaftungen, (Associations) an denen sich die Masse der Differenzen verkörpert, Sekten, Orden, Kompagnien, Landsmannschaften u. s. f. Das ist alles ein ganz elendes, loses Wesen, wie es die rohe, ungebrochene Individualität liebt; das muß sich auskämpfen und ausleben. Dann kann's erst besser kommen. Das wird lange anstehen. — Amerika braucht furchtbare Stürme, um seine Wurzeln tiefer zu schlagen und substanzieller in allem, um ernster zu werden."

Einfluß der Frei-Kirche in Amerika.

„Ohne unsre freien kirchlichen Zustände, ohne diese Selbständigkeit des kirchlichen Lebens und ohne die eben daraus für die ganze

Nation sich ergebenden Wirkungen wäre unser ganzes politisches Dasein gar nicht mehr zu denken. Wir gingen ohne jenen mächtigen sittlichen und sozialen Hebel einer schnellen und gänzlichen Auflösung entgegen. Unser staatliches Leben beruht auf einer viel zu günstigen Ansicht vom natürlichen Menschen. Der Fortschritt aus den europäischen Staatszwangs-Anstalten zu unsrer beinahe maßlosen Freiheit ist, wenn durch die äußeren Verhältnisse gerechtfertigt, doch innerlich keineswegs gehörig vermittelt. Unsre Centralgewalt besitzt bei weitem nicht die Autorität, die der Gerechtigkeit Schutz, der Bosheit Trutz bieten könnte. Zwischen den einzelnen Staaten ist die Verbindung so los und locker, daß dem Schlechten nur zu viele Wege offen stehen, zu entkommen und anderswo ungestraft Böses zu thun. Der einzelne wird viel zu wenig beaufsichtigt; daß jeder sein Recht finde, das wird so ganz als eine Privatsache angesehen, daß, wer nicht Privatmittel hat, von Gesetz und Tribunal lieber wegbleibt. Die Erhaltung der Ordnung in den Municipalitäten wird verhindert durch das leidige Parteiwesen. Denn wo je nach ein paar Jahren sämtliche von der Partei gehobene Beamte, vom Mayor der Stadt bis zum gemeinen Polizeisoldaten herunter, wieder den Günstlingen einer andern, siegreichen Partei weichen müssen, wo selbst Richter auf dem Richtstuhl von der Partei Gunst ihr Amt erhalten, durch ihre Ungunst es verlieren, wo jeder Beamte nur für ein paar kurze Jahre Stelle und Nutzen hat, wo bei diesem erschreckenden Mangel an Stabilität gar keine Autorität als das feste, von keiner Fluktuation zu berührende, allen gegenüber gleiche, unveränderliche Prinzip der Macht und des Rechtes dasteht, wie kann man da die rechte polizeiliche Disziplin, die rechte bürgerliche Ordnung, die strenge, gerechte Handhabung des Gesetzes erwarten?

Wenn nun bei uns nicht alles aus den Fugen geht, wenn wir im ganzen und mit gehöriger Beachtung aller Proportionen hier am Ende so viele Ordnung finden als in andern christlichen Ländern, wo trotz absolutistischer Institute das Günstlingswesen und die Parteiungen und Intriguen auch ihre Rolle spielen, so sind wir hier auf die freie Kirche gewiesen, als auf das einflußreichste Institut und auf den mächtigsten Hebel unsers sittlichen und sozialen Lebens. Die freie Kirche ist gegenüber allen Schwankungen in unsrem bürgerlichen Leben die konservativste Macht. Der einzelne Bürger, indem er durch Mitthätigkeit die Kirche, der er angehört, trägt, wird in seiner öffentlichen Stellung auch wieder von ihr getragen. Er hält sie, aber sie mit ihrem sittlichen Einfluß gibt auch ihm wieder eine bestimmte Haltung. Sein Stehen in der Kirche muß unmittelbar auf sein Stehen im Staat, im bürgerlichen Leben, in der Gesellschaft wirken. Diese Bedeutung der freien Kirche für unsre ganze Existenz ist ganz unberechenbar, selbst wenn man vom Einfluß des Gemeindelebens auf die Jugend, auf das Familienleben, auf die Mission, auf die christliche

Wohlthätigkeit und andere Dinge absieht. Selbst der leidige Schaden, daß viele durch ihre Teilnahme an der Kirche nur den Kredit äußerlicher Respektabilität suchen, während die echte Religiosität ihnen fern bleibt, daß überhaupt an unsrem religiösen Wesen sehr viel Oberflächliches ist, selbst das wird weit aufgewogen durch den unermeßlichen Einfluß, den unser freies kirchliches Dasein auf alle Klassen der Gesellschaft, auf unser bürgerliches Leben besonders ausübt.

Daß es sich hier nur um die protestantischen Kirchen handelt, versteht sich von selbst. Die protestantischen Prinzipien sind nach ihrer praktischen Seite in Amerika zu vollster schroffster Konsequenz durchgeführt, sie sind ins nationale Dasein eingetreten. Die Kirche hat sich aller äußeren Gewalt begeben. Sie ist eine geistige Macht, getragen von der individuellen freien Ueberzeugung, geworden. Als solche aber ist, sie wie das Nervensystem am Organismus des Leibes, seinem Thätigkeitsprozeß nach aller äußeren Beabachtung sich entziehend, in der verbergenden Stille wirkend, und doch dabei überall fühlbar und alles belebend und verbindend. Es herrscht allerdings eine erschreckende Zerstückelung der Kirche unter uns; aber man sieht mit Staunen, daß alle diese prinzipiellen Differenzen nicht imstande sind, erhebliche Differenzen für unser Leben und bürgerliches Dasein zu schaffen. Auf praktischem Gebiete verschwinden diese Gegensätze, wenn man von etlichen abnormen Erscheinungen absieht, die sich selbst das Urteil schon gesprochen haben. Der Staat hat in Europa alles verschlungen. Er traut sich beinah zu, das Substitut des Christentums sein zu können. Das war besonders so in Deutschland, in diesem büreaukratischen Institute. Alles sollte durch die Polizei geleistet werden; alles sollte etwas sein nur durch den Staat, nur in seinem Glanze leben, selbst die Kirche. Der Monarchismus im absolutistischen Sinne setzte der Sache die Krone auf. Das Bischoftum der Fürsten ist ein Spott auf die Kirche zum Vorteil des Thrones. Amerika begann damit ein neues Blatt der Weltgeschichte, daß es den Staat in seine Schranken wies und um politischer Abstraktionen oder geschichtlicher Traditionen willen die Individuen und ihre Rechte nicht im Mechanismus der Staatsverwaltung aufgehen ließ, sondern den Staat zum Mittel für den einzelnen und die Gesamtheit, nicht zum letzten Zweck des Daseins setzte. Dadurch wurde das religiöse Bewußtsein, die Ueberzeugung, emanzipiert, und die Kirche auf freien Fuß gestellt. Das Christentum ist da m i t dem Staat, nicht d u r c h ihn. Das umgekehrte, daß der Staat da wäre o h n e das Christentum, ist nicht denkbar. Die Kirche ist ein Bedürfnis. Als solches ist sie erkannt und getragen, und daran hat sie eine starke Basis. Ja durch sie und nur durch sie ist das Dasein des Staates und seiner Ordnung garantiert. Dies ist die bedeutungsvollste Seite an der Geschichte Amerikas, die verheißungsvollste für die Zukunft.“

Amerika und seine Zukunft.

Brief vom Okt. 4. 1858.

„Du zwingst mich, einem Mißverständnis zu begegnen. Du sagst: „Meine Ansichten über die Zukunft, wenigstens die amerikanische, sind hoffnungsvoller, als die deinigen.“ Das „deinigen“ soll mich treffen. Aber — quod nego. Das Element eines freien Lebens der Gesellschaft, der Anblick eines die Gesellschaft nicht absorbierenden Staates im Gegensatz zu den europäischen Kontinentalstaaten hat mich hier mächtig anfangs ergriffen. Dazu kommt der Zustand unsrer amerikanischen, anziehenden Durchschnittsbildung der Massen und ihre Erziehung für die Oeffentlichkeit und ihre Aufgaben. Aber die Augen gingen mir bald auf, daß die Masse des Volkes für die freiere Staatsform nicht reif war, moralisch und intellektuell, und unsre Durchschnittsbildung den Verstand scharf, das Gewissen stumpf läßt. Die Verfassung des öffentlichen Leben ruht hier auf einer idealisch-pelagianisierenden Anschauung. Da sind Schäden und zwar enorme, die widern mich an; und dazu kommt jene Selbstgefälligkeit, mit der man mit scheinbaren Tugenden die Untugenden übergoldet und hinter viel Schein eine entsetzliche Abgestumpftheit gegen die einfachsten Grundsätze der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit birgt. — Solchen Dingen gegenüber fühle ich mich als Deutscher und weiß die sittlichen Vorzüge meines Vaterlandes, ohne je seine Gebrechen, die auch schrecklich sind, zu verkennen. Dies arme Vaterland ist hier verachtet genug, — ich weiß warum. Amerika bedarf aber wahrlich des ehrlichen Kampfes gegen seine Sünden mehr als des Lobes seiner Tugenden; denn das zollt es sich selbst.

Hingegen habe ich — weltgeschichtlich angeschaut — für Amerika so große Hoffnungen als du, vielleicht größere. Die habe ich nie aufgegeben. Die haben sich mir nur befestigt. Große staatliche, kirchliche, allgemein-soziale Fragen und Aufgaben wird Amerika lösen. Das steht mir fest. Umsonst zerarbeitet sich die alte Welt daran. Hier sehe ich große Zukunfts-Zeichen. Arbeiten wir nicht beide an diesem Werk der Zeit und Zukunft? Gebe ich nicht mein Stück Leben mit Lust daran hin, es ist mein Leben, ob auch ein Sandkorn und nicht mehr. Amerika ist mir so lieb wie dir, und was man liebt, das will man rein und ohne Flecken sehen.“

Vor dem Ausbruch des Secessions-Krieges.

Brief vom 14. Januar 1861.

„— Das Unerhörte ist geschehen, daß der hiesige deutsche Demokrat mich durch einen der Editoren um meine Predigt am Landesbußtag bitten ließ und sie am Samstag im Tageblatt brachte, auch jetzt

eine zweite Ausgabe druckt. Die Herren empfinden samt ihrem Publikum auch zum Teil den Einfluß des politischen Unwetters. — —

Hier scheint eben im jetzigen Augenblick alles sich friedlicher zu stimmen und sich an den Gedanken zu gewöhnen, "the Union ought to but can not be preserved" und also gilt es faire bonne mine à mauvais jeu (gute Miene zum bösen Spiele machen.) Traurig, daß es dahin kommen mußte und konnte, und daß der Atomismus unsres corpus politicum so schnell ans Licht kam, und das Zerbröckeln so leicht geht. Im Stillen befestigt sich die Ansicht, daß die schroffen südlichen Politiker sich für den Fall der Erwählung Lincolns gegenseitig versprochen hatten, die Aufregung im Süden aufs äußerste zu treiben und dadurch etwa zu veranlassen, daß Lincoln resigniert und die party Bankerott macht. Dies wurde nicht erzielt, und lieber läßt man die Union in Stücke gehen. Was muß den Leuten allen, die der Union als Beamte und Bürger Treue geschworen haben, der Eid sein? Wir sind eben doch viel weiter davon, eine Nation zu sein, als wir dachten; wir haben keine National-Religion, keinen eigentlich National-Gemeinsinn trotz der Einheit der Sprache, der Verfassung u. s. w. Wir sind noch kein organisch Gewordenes, sondern ein künstlich, theoretisch Gemachtes, weniger ein Gewächs, als ein staatliches Kunstwerk.

Nun — getrost, die Welt muß doch vorwärts, und jede Aufregung stirbt an sich selbst, und jede Not schafft ihre Heilung. Ich denke, deine Studien, namentlich die geschichtlichen, bieten dir unter den Zeitstürmen sehr viel Trost und veranlassen dich, manche interessante Parallelen zu ziehen. Das ist das Elend meiner Vielgeschäftigkeit, daß sie mich im steten Strudel umtreibt und zu rechter Konzentration auf irgend ein Studium keine Zeit läßt."

April 17. 1861.

— „Wir sind jetzt mitten in der martialischen Ouvertüre des vaterländischen, großartigen Zweikampfes. Die ganze Stadt pulsiert wie im höchsten Fieber, und die „blutlose Revolution" wird um ihre bisherige kindliche Unschuld kommen. So scheint es, daß der Triumphwagen des großen welthistorischen Humanitäts-Prozesses auch in der neuen Welt die Blut- und Feuertaufe erhält. Gott besser's! —

Lincoln ist jetzt unter den erregenden Gewalten des Momentes ein großer Mann. Er hat eine Entschiedenheit gezeigt, die an Keckheit grenzt. Kommt er glücklich damit durch, so wird er noch viel größer. Wo nicht, so kommt eine furchtbare Reaktion. Indessen ist es gut, daß der erste Schuß vom Süden kam. Lincoln und sein Kabinett haben ein Gutes: sie verstehen, stille zu sein. — Wenn Virginien mit den Cotton States hält, so wird's das Kriegstheater, und die Sache

mag sich leicht weiter nördlich ziehen. Denn ich fürchte, daß unsere nördlichen Truppen aus den ersten Schlägen nicht so glorreich kommen werden. Das würde ein trauriges Schauspiel."

Amerikanische Zustände.

August 20. 1861.

„— Das amerikanische Volk im ganzen muß ich für so ehrenwert und begabt halten als irgend eins. Aber unsre republikanischen Institutionen, die aus einer großen und sehr unklaren politischen Gährungsperiode der civilisierten Welt überall erwuchsen, halte ich für die wesentlichste Ursache unsrer sittlichen und nationalen Korruption. Man wollte den Uebeln der Monarchie ausweichen und fiel in das andre Extrem, den demokratischen Absolutismus. Die Folge ist:

1. Daß jedes einzelne Individuum in Rechte eingesetzt wird, die es weder versteht, noch gehörig erfüllt. Deshalb redet man hier dem Volk überall tausendmal mehr von seinen herrlichen Rechten, als von seinen Pflichten. Daher die trotzige Gesetzlosigkeit, die im Rowdyismus zur Spitze gelangt.

2. Daß kein Gesetz und kein Gesetzträger dasteht mit der Dignität angethan, die ihm gebührt. Was die Masse macht, kann sie wegwerfen, wenn sie will. Daher der ewige Wechsel der Gesetze, der äußerste Mangel an Stabilität.

3. Daß es an Koncentration fehlt, und alles ein atomistischer Zustand ist. Jeder einzelne nimmt am ganzen nicht teil, um sich dabei relativ aufzugeben, sondern zu erheben. Secession. Wir brauchen mehr Centralisation. Z. B. jetzt sollte der Präsident Diktator-Gewalt haben. Es ist ja lächerlich, dermalen in dieser Katastrophe von „konstitutionell Verhalten" reden zu wollen. Deshalb sind ihm und andern die Hände gebunden.

4. Daß die politische Arena völlig vergiftet werden muß. Die Parteien haben prinziplose Demagogen zu Leitern, und das viel zu ausgedehnte Stimmrecht wird ein reines Werkzeug der Niederträchtigkeit. — — —

Kurz — wir haben die goldene Mitte zwischen den Extremen der möglichen Regierungsformen noch nicht gefunden. Ich habe geschwärmt für die Republik und glaube an Amerika für die Welt und die Zukunft. Aber anders müssen wir uns gestalten, und der jetzige Kampf deutet die Wehen einer neuen Geburt an.

Hoffnung für die „Union".

Brief vom 14. Oktober 1861.

— Let us hope, — against hope, that at once the tide will turn and the Union once more will triumph with flying

colors and renewed glory. That such an immense struggle, involving the fate of many millions, should go on without immense results, can hardly be doubted, whatever may be the immediate result. Such armies going to war would in Europe long since have upset kingdoms and empires. With us Americans it seems otherwise. Nobody seems to expect great consequences, but a mere re-establishment of our former form of national existence. If this is really the result, then we have, in spite of all our extremely liberal tendencies, more "conservatism" than any other nation on the face of the globe.

— We live in stirring times, where monster crimes abound and triumph, and giant virtues alone could save us.

December 12. 1861.

— Sometimes I feel as if we were filling a sieve with water in our endeavours to restore the Union. On the other hand I have that instinctive feeling,that anything less than the Union, the old Union, we cannot accept, whatever it may cost us. The idea that this war will ultimately remove that perplexing negro-question from our political arena, and that a new book of the history of the United States, of the state of the colored race, and of the progress of Christian philanthropism will open, this idea inspires us with courage to go manfully through this struggle, because it makes us feel that we are doing the work of Providence and fulfilling an immense mission. It is not a family quarrel, neither a mere fight about political party aspirations, but it is only another war of independence, wherein the North has to carry out principles with which she is identified, against traditional views represented by the South, intolerable by their practical consequences and condemned by the spirit of the age. Slavery, as the pet of the South, proves that highly finished education and conventional refinement may in unharmonious harmony dwell together with degraded and degrading barbarism. The fate of the negro race, of the whole African Continent and of the progress of the Caucasian race itself, and the whole future of these United States and their influence upon the world depend, upon the issue of this war. Looking upon the present epoch with these views I feel the intense interest of this complication, I care less about the momentaneous incidents and believing in the onward movement of civilization, I can have

no fears for the ultimate result, whatever might be the obstacles in the way and the seeming losses on the side of the North."

Abraham Lincoln.

8. März 1862.

"— The President's message on the slave-question makes this arch-trouble somewhat tangible. It is the first time that a President touches, and may dare to touch, the ugly subject. Lincoln is a man, who will move forward in the road pointed out by the Constitution, that is, by conservative views. He is not a revolutionizer, but he is ready for any reform and measure that will have a tendency to do away finally with the blackest spot on the glorious Sun of the Country. Now if we had used the hundreds of millions, the war will cost us, for peaceful measures tending to a gradual emancipation, what a blessing it would be!" —

May 16th 1862.

"—Lincoln is the man for the times and a representative man in a large way. He is a true type of the practical common sense energetic man in whose manner of giving utterance to his sentiments there is a full instalment of the truly "realistic character" of our American nationality, a keen, acute mind, a close observer of human nature, a firm will; and he is permanently illustrating his views out of the fullness of the realities of every day life."

War-Medallion.

May 8th 1863.

"A German artist, engaged in engraving the war medallions in honor of our heroes, a man of high artistic skill, came to me and laid his sketch of a large medallion before me. He has there on an elevation the female figure of America in sitting posture, her head dressed with a mural crown, her left hand crowning with a laurel wreath a sword, which a representative of the U. S. Army, an officer in military coat and mantle, presents to her after the defeat of the rebellion; his foot rests on the broken staff of the rebel flag on the ground. There is added a cornucopia, leaning against the seat of the female figure und just emptying its contents, and a shield with the American Eagle. The reverse side is a beautiful

wreath with a large space in it for heads of Generals etc. Now he wants me to give an idea to an inscription of the first side; it must be English and no more than about 70 letters. Do you know anything striking? I thought of this: *"True to my friends; terrible to my foes; proud of my heroes; just to all."*

Sieg der Union. Richmond's Fall.

"What great thing is to be expected after "this fall, my countrymen?" And a great thing it is, looking backward and forward. The Americans may boast now; there is assuredly something to boast of! Never did aristocracy receive harder knocks, never democracy and republicanism achieve more glorious triumph. Never did history more decidedly advance in the great Protestant movement, forward.

America has done the most American thing, — fought, suffered, struggled and bled, for the great principle of individual liberty and the acknowledgment of human rights. The United States has now established the principle of republicanism on the most substantial basis, and we have historic proof, that this Republic has a tenacious life and has accomplished what no monarchy on earth could do — overthrow a rebellion of such collosal proportions.

Of course there are yet breakers ahead. Still the raging of the storm is at an end and the sea is calming. Everybody and his wife is congratulating everybody and his neighbor and the nation is instinctively feeling that it is a great power among the great powers of earth."

Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich.

August 29th '66.

"— In my last letter I expressed disbelief in the outbreak of war in Germany. I find now that I am a complete stranger in those quarters. Matters and things there are immensely ahead of me. That I sided with Prussia in this struggle from the beginning you will find natural. If there is choice between her and Austria we have it easy to make up our minds. I am only sorry that Prussia stops half way and compromises with some petty kings and princes. Why not swallow up the whole at once and establish one German empire? I glory in the downfall of Austria. She has been in the way of progress long since. We know now why Bis-

marck would not allow (in 1863) his king to participate in the great rendez-vous of crowned blockheads in Frankfurt. Bismarck seems to be a match even for Napoleon. I think he feels that much is to be done yet and he will abide his time. We might live to see all Germany absorbed in Prussia and Prussia identifying herself with Germany. Quod felix—!

September 10th 1866.

"Vivat Bismarck and hero worship! There is an individual, a heavy, dull, broad-shouldered Dutchman, outdoing even the director of the Circus Europeensis, Louis Nap. Prussia — eine Revolution vom Throne aus — Kings, Granddukes, Princes getting as cheap as blackberries. O tempora, o mores! There are now about 20 crowned heads without crowns in Europe. Max of Mex will soon swell their number. Fabelhaft! What prospects for the Holy Father! —"

Neger-Stimm-Recht.

November 12. 1867.

„Auf welcher Seite du in der Politik dieses Landes stehst, weiß ich in der That nicht, kann mir aber kaum denken, daß du dich mit Leib und Seele irgend einer Partei rückhaltslos und doch dabei ganz unfrei ergeben könntest. Ich traf nie einen gebildeten Deutschen, der es darin Amerikanern gleich that. Aber es scheint mir, du hast jedenfalls mit dem extremen Radikalismus der republikanischen Partei keine Sympathie. Gott sei Dank für jeden Menschen, der nüchtern genug ist und dieses Hinaufschrauben des Schwarzen zur sozialen Gleichberechtigung mit dem Weißen als abominable Geschichtsmacherei ansieht und hinter dem philanthropischen Vorhang das Stückchen diabolischer, politischer Parteirachsucht sich abspielen sieht. Auf was für Wahnsinns-Projekte wird dies Volk noch kommen!

Napoleon spielt die Rolle des gemeinsten Renegaten. Dieser Bursche war einst Karbonari und schwindelte für italienische Freiheit. Und jetzt! — But circumstances alter cases. Gleichwohl wird auch Rom noch italienisch werden. Wenn der Papst das Herz am rechten Flecke hätte, hätte er als weltlicher Potentat längst abgedankt. Vor dem geistlichen Fürsten hätte die Welt Achtung, nicht vor diesem Menschen, der so ängstlich an dem Stückchen Land und dem Schein weltlicher Macht hängt. Uebrigens ist die römische Frage nirgends gelöst und kann noch einmal die große Weltfrage werden."

Hoffnung für die römische Kirche in Amerika.

3. April 1866.

„— You expressed the idea that probably the Catholic Church would in this country undergo a change and come out

of it purified and sanctified. I am very much inclined to take this same view of this difficult question. America alone of all christian countries of the age has the vitality to accomplish so great an object. Of course, — we shall not see it, but there is much satisfaction in a hope which is based on very strong reasons.

— Sometimes I comfort myself with the hope that even the Church of Papacy will, in the long run, be more or less affected by the free spirit of America and its liberal institutions. Of course, this will be, if it ever should take place, the result of new evolutions and demonstrations of the intellectual independence of the American mind. The greatest danger in this whole question I see on the dark side of our homepolitics. Our politicians, our "local statesmen", fellows of no principle but the principle of expediency, look out for the plurality of votes on one or the other side and they may, under circumstances, favor the Pope and give cause for irritation and disturbances.

In der alten Heimat.

Als er im Jahre 1867 zum ersten Mal nach zwei und zwanzigjähriger Abwesenheit Deutschland wieder besuchte, fand er reichlich Gelegenheit, in Freundesbriefen das Hüben und Drüben mit einander zu vergleichen und seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke auszusprechen. „Was soll ich Ihnen nun aber vom lieben Vaterlande sagen? Daß ich von dem Gefühl durchdrungen wäre, daß es, wie Sie schreiben, eben doch das rechte „Heimatland" sei, nein, das kann ich nicht behaupten. Vieles freilich erzeugt mir ein recht heimisches Gefühl. Allein dies geschieht mehr auf dem Wege, daß Phantasie und Gedächtnis an längst vergangene Eindrücke der Jugendzeit auffrischend anknüpfen, als daß ich mich im Jetzigen, Gegebenen zu Hause fühlte. Ich bin im wesentlichen ein Fremdling geworden. Die lieben Leute hier leben eben doch so ganz anders, denken, reden, treiben's anders als wir Amerikaner, daß ich mir des Unterschiedes und Gegensatzes jeden Augenblick bewußt werde. Es erscheint mir alles so klein, beengt und beengend. So vieles ist im alten, altväterischen Zustand gelassen, daß es mir oft fast unheimlich wird. Wenn ich da die alten Dekanats- und Pfarrhäuser besuche, wo Pastoren schon vor ein paar Jahrhunderten herumgeisteten, ja vielleicht Mönche und Nonnen, — wenn ich die alten, rauhen Mauern, das alte, grobe Balkenwerk, die großen, steinbeplatteten Hausfluren, die eckigen Gänge, die niederen Stuben, — kurzum den ganzen primitiven, antiquaren Zustand, der mir in der That ein hohes romantisches, poetisches Interesse darbietet, vorstelle; wenn ich nun

die modernen, gebildeten Menschen in diesen Reliquien heutzutage lebendig herumlaufen und hausen sehe, da will mir's fast unheimlich werden; ich fühle mich schrecklich fremd, ich werde es inne, daß ein Neues auf ein Altes ganz unharmonisch aufgesetzt ist; es tritt ein mächtiger Widerspruch vor mich und symbolisch tritt da der Gesamtzustand der alten Welt und besonders Deutschlands vor mich. Allerdings ist es der durchgreifende Eindruck, den ich empfange, daß alle modernen Hebel und Mittel der Civilisation eben nur die Oberfläche der Gesellschaftszustände berühren, und daß der aktuelle Zustand im wesentlichen derselbe ist, wie früher. Man sieht auch heute noch die lieben schwäbischen Dreiecke und Lederhosen und das offizielle Komplimentemachen. Natürlich streitet dieses keineswegs mit der Thatsache, daß vieles anders geworden, Neues hinzukommen ist. Ja, ein gewisser freierer Geist macht sich vielfach bemerklich. Daneben aber tritt, besonders in Württemberg, ein großer Mißmut über die politische und kirchliche Lage heraus. Man fühlt es durchweg, daß die Zustände heillos sind. Das ist eben der Jammer. Es läßt sich nicht heilen. Gegen Preußen sind hier die Vorurteile noch sehr groß. Ein gewisses Mißtrauen herrscht durchaus. Man weiß, daß es nach außen freilich das Beste wäre, man würde preußisch und damit stark. Aber man hat eine gereizte Eitelkeit dabei, die sich dahinter versteckt, deutsch wolle man werden, aber darum nicht preußisch. Vollends in kirchlicher Hinsicht ist die Lage trostlos. Das geben die Herrn Prälaten selber zu. — Es ist eben das Neue in seiner Verschlingung mit dem Alten. Ein Neues sollte geboren werden, aber die Kraft fehlt. Tabula rasa, wie in der neuen Welt, kann man eben nicht machen. Aber was wird zuletzt noch draus werden? Allerdings hat das liebe Württemberg noch viel guten Samen, viel echte, herzliche Religiosität, das werde ich tausendfach inne, besonders an jedem Sonntag. — Soll ich zusammenfassen, so muß ich sagen, daß ich kaum in die Länge hier leben möchte. In ein amtliches Verhältnis würde ich vornweg nicht taugen. Bloßes Nichtsthun würde mir bei allen geselligen Genüssen des Landes kein Genüge geben. Für freie Thätigkeit wäre Raum da, aber ich würde mit dem Bestehenden zu viel in Konflikt kommen. Ich muß sagen, daß ich im ganzen die Dinge fand, wie ich sie erwartete. Sie passen nicht mehr für mich. Ich habe mich im öffentlichen und privaten Leben zu sehr längst mit dem Amerikanischen identifiziert."

(Brief an A. S. vom 1. Juli 1867.)

Nüchterne Amerikaner.

May 13th 1868.

One thing I observe, coming here and there in contact with our American friends; that is, the more sober, unbiassed

and intelligent they are, the less will they feel bound to sing the praises of our form of Government. Not that they have confidence in any other form of controlling the affairs of nations. But they feel that even our Constitution and political organization, embodying such an amount of wisdom and experience and liberality, does not reach the case and is most unsatisfactory. There is in the end nothing that will control man, as he ought to be controlled, but religion in its true evangelical sense, a power to satisfy the inner man, improving the vital source of all his life and activity."

January 26th 1869.

"Europe — als ein weltgeſchichtliches Feld — is on the decline. Amerika iſt der weltgeſchichtliche Niederſchlag der in Europa unaufhaltſam weiterſchreitenden geſellſchaftlichen Zerſetzung und Verwitterung. *Society* in Europe is in a state of disintegration. Die Staatsgewalt is the only power resisting there the progress of disintegration. No educated and talented man knowing Europe and learning to know America can withstand this conviction. In Europe the state is all, in America society. In Europe the will of the political supreme power is absolute law; in America public opinion, the law of society. Well — we believe in America though we don't see all that she will be in times to come and we love Europe for what she was to the world and to us."

Welt-Verarmung.

März 19. 1889.

„— Du ſcheinſt in das allgemeine Diktum über unſre Zeit einzuſtimmen: Die Welt verarmt an großen Geiſtern. Freilich Bismarck lebt noch — das iſt aber ſo ziemlich auch alles. In der Theologie verbreitet Ritſchl am meiſten Schein, leider den eines Irrlichtes. Bahnbrechende, neue Total-Anſchauungen gewährende Geiſter exiſtieren nicht. In der naturwiſſenſchaftlichen Richtung wird ſehr Bedeutendes geleiſtet und — leider! — gleich in den Rahmen vorgefaßter, materialiſtiſcher oder darwiniſtiſcher Betrachtung eingezwängt. Vieles wird aus dem Grabe der prähiſtoriſchen Zeiten ans Licht gezogen; die herrſchenden Vorſtellungen von den Anfängen der Menſchheits-Geſchichte erleiden einen Umſchwung. Dazu tragen die Entdeckungen aus den dunkeln Zeiten Alt-Aſſyriens — 3—4000 Jahre vor Chriſtus — Wichtiges bei. Deutſchland iſt ganz ohne philoſophiſchen Schwung dermalen. Es iſt kein Kant, kein Schelling und kein Hegel da, — Schopenhauer, dieſer egoiſtiſche Griesgram, iſt

auch schon auf dem Aussterbe-Etat, und es fehlt an neuen Gedankenblitzen aus einem genialen Kopf, die Nebelwelt zu erleuchten und viele Dii minorum gestium ins Feuer zu fegen. Ueber dem Nationalismus und Militarismus wird die alte Welt vage und langweilig, und die neue glaubt an die Maschine und die Millionen, die aus ihnen kommen. Der Idealismus hat wenig Nerv in unsern Tagen, und die Frömmigkeit der Zeit ist ein ungesundes, sieches, gekünsteltes Ding, das man, wie einen schwer Kranken, mit Moschusdosen noch ein bischen am Leben erhält. Und doch, — die Welt war im ganzen gewiß nie besser als jetzt; trotz den Schauergeschichten, die jeder Tag bringt."

Social question.

February 27th 1871.

"The American people are great. But we need a revolution to clean the Augias Stable of our municipal and other administrations. We need a power independent of the parties. Our whole political system is calculated to demoralize the nation and thus to pave the way for a breaking up of the body politic. Since the great question between capital and labor is more and more becoming the social question of the day, the social storms, which must come, will break our political administrative framework to pieces without much difficulty. The frauds in those high places are capital to the socialists and communists. The present theories of those are certainly very erroneous. But there is an element of truth in them and a point of contact with truly christian views and principles. The next two centuries may see the greatest social reformation the world ever saw. Mankind will be the better for it and the philanthropic principles of Christianity will be put to use more than ever."

Bismarck—Kulturkampf etc.

Februar 27. 1875.

„Bismarck ist mit seinem Kampfe gegen das reichsfeindliche Papsttum in ein sehr enges Fahrwasser geraten und thut nun nebenher auch der evangelischen Kirche so gewaltigen Schaden, daß man sich am Ende, um den Mann nicht fallen zu lassen, gerne an den Gedanken hält, daß er wenigstens nicht die Absicht hat, das Ansehen der Kirche im Volksbewußtsein herabzusetzen und ihren Einfluß zu hemmen, sondern daß er vielleicht nur das Werkzeug in der Hand Gottes ist, ein ganz anderes Verhältnis von Kirche und Staat im Vaterland herbeizuführen. Man wird annehmen dürfen, daß für die Herbei-

führung einer endlichen Trennung von Kirche und Staat in Deutschland in den letzten zehn Jahren mehr geschehen ist, als in Jahrhunderten zuvor. Ist die Sache einmal fait accompli, dann datiert sich von da an ein neuer Aufschwung des kirchlichen Lebens im neuen Reiche. Ueberraschend ist, daß schon geschieht, was man vor einigen Jahren kaum schüchtern prophezeite, daß sich bereits da und dort in den Städten durchaus unabhängige Gemeinden auf streng konfessionellem Standpunkt bilden. Mit der außerordentlichen Vermehrung des pekuniären Reichtums in Deutschland ist die Gründung, Förderung und Erhaltung einer durchaus staatsfreien Kirchengemeinschaft auch unendlich erleichtert. Ist man auch noch weit vom Ziel, und macht auch eine Schwalbe noch lange keinen Sommer, so sind solche Zeichen doch immerhin bedeutungsvoll genug.“

Alt-Katholiken.

Oktober 4. 1875.

„Der deutsche Altkatholicismus ist nichts als kirchliche Genossenschaft und Körperschaft. Aber er ist ein Zeugnis gegen den Feind aus seinem eigenen Lager, und das Zeugnis kommt von bedeutenden Menschen. Mir ist freilich ein Mann wie Döllinger mit seinem Stehenbleiben auf halbem Wege immer etwas ungenießbar. Hat der Mann alles hinunterschlingen können, was die römische Kirche sonst lehrt und geglaubt haben will, dann hätte er auch den Brocken Infallibilität vollends hinunterbringen können. Gingen ihm aber die Augen auf nur über diesen Punkt als eine crux seines theologischen und christlichen Bewußtseins, dann ist er doch noch sehr blind. Fingen sie wirklich da an, ihm aufzugehen, dann hätte er fernere Konsequenzen leicht ziehen sollen, und warum er sich vor diesen scheut, ist schwer einzusehen.“

Positive Philosophen.

27. März 1881.

„— Gäbe es keine Ewigkeit für uns, dann wäre die ganze Weltgeschichte, Religions- und Kirchen-Geschichte, Kunstgeschichte und aller Prozeß der Civilisation der barste Unsinn. Aber — „auf den Abend wird es ganz helle werden.“

Es ist erfreulich, gegenüber dem bei den Gebildeten und Gelehrten in Deutschland, Frankreich, England, Amerika u. s. f. jetzt grassierenden Materialismus da und dort auf freundliche Oasen in dieser Wüste zu stoßen. Darunter rechne ich Lotze, der so frei sich als Philosoph zum Glauben an einen persönlichen Gott bekennt und so ehrlich sagt, woher das Böse in der Welt komme, wisse er auch nicht, so wenig als die anderen Gelehrten. Auch der alte, scharfsinnige Fech-

ner bekennt sich freimütig zum Glauben an Gott. Ich las erst kürzlich sein sehr interessantes Buch „die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht". Der Mann polemisiert gegen christliche Dogmen, trifft aber auf seinem Wege häufig damit zusammen, hat freilich nebenher allerlei Barockheiten."

Der Umsturz-Charakter der Gegenwart.

16. Febr. 1885.

„So alt die Welt ist, hat der leidige Teufel keinen schändlicheren Dreck ausgeworfen, als gegenwärtig. Brutale, viehische Sünden hat das Heidentum mit Virtuosität des Lasters verübt. Aber die satanischen Frevel sind unserer Zeit und dem christlichen Kulturzustand aufgespart geblieben. Der intellektuelle Fortschritt hat aller Moralität den Krieg erklärt, und jedem bessern Gefühl in der Menschenbrust wird mit höllischer Lust ein Wahnsinns-Zeugnis ausgestellt. Wir haben die Hauptkrisen dieses gesellschaftlichen pathologischen Zustandes noch nicht hinter uns. Nicht dieses und jenes Bauwerk ist dem Untergang geweiht, sondern der geordnete Bau der Gesellschaft ist unterminiert. Gegen die im Finstern wühlende Belialsrotte in allen christlichen Staaten ist man so ziemlich wehrlos. Da sind so ziemlich alle Mittel verloren, bis das Höllengift in den Eingeweiden der Menschheit ausgetobt hat. Soviel ist mir gewiß, daß das letzte Resultat aus den im Magen der Welt rumorenden Ideen von Freiheit und Gleichheit noch lange nicht gezogen ist, und daß wir einem gründlich veränderten Gesellschaftszustand entgegen gehen. Je mehr jeder einzelne seiner Natur-Rechte, „des Rechtes, das mit uns geboren ist," sich bewußt wird, um so mehr wird er einen proportionellen Anspruch an Lebensgenüsse machen und den historischen Rechten den Fußtritt geben. Nun — der große Weltzweck wird durchgesetzt werden, trotz allen Teufeln; aber ein neuer Kreuzesweg beginnt für die Menschheit. Welch' ein Umschwung der Dinge seit den zahmen Regungen unserer Jugendjahre! — Die eigentlichen Dynamiter sind die, welche den Glauben an Gott und Seine göttliche Weltordnung in der Masse untergraben. Wir leben in einer unheimlichen Zeit und warten mit jedem neuen Tag auf neue Schrecken. „In der Welt habt ihr Angst!"

— Die Litteratur ist heutzutage schrecklich philisterhaft; sie zieht herunter. Da war doch in Kant, Schelling u. s. w. auch noch ein Pathos; war freilich auch nicht viel dahinter, aber für den Augenblick wirkte es als ein Brausepulver, und der Rausch war doch geistig. An die Stelle des Hegelschen Panlogismus ist die Philosophie vom absoluten Weltdreck getreten. Die Theologie aber lebt von Retourkutschen, nur das Evangelium aus dem Ewigen.

Ach es sieht heillos aus in der ganzen Welt. Aber es braut etwas im Hintergrund, und große Berge, die noch stehen, diesseit und

jenseit des Meeres, werden doch noch stürzen. Man kann am Menschen, nicht an der Menscheit, an Thaten, nicht an der Geschichte verzweifeln.“

Persönliche Wünsche und Gedanken beim Blick in die Zeit.

16. März 1853.

„Ich wünsche mich aus den kirchlichen Distractionen der Gegenwart heraus. Der Dienst im Gemeindeleben ist mir lieb genug, damit wäre ich schon zufrieden. Aber wenn ich an die babylonische Verwirrung denke, aus der heraus dermalen das Reich Gottes sich bauen soll, so will ich mit all' den Verbesserungen und Vorschlägen retrograder sowohl, wie progressiver Natur, das Wenigste zu thun haben, und wüßte wahrlich mich nirgends mit ungetrübter Sympathie hinzuwenden. Ohne Theologie möchte ich nicht leben, aber die rabies theologorum ist, wie mir scheint, wieder recht ordentlich im Anzug. Es ist der verzweifelte Zustand der Gegenwart, daß alles aus dem status quo heraus will, und doch niemand klar und deutlich zu wissen scheint, wohin. Diejenigen aber, die behaupten, daß sie das Heilmittel und Heil der Zeit schon haben, sind mir die allerunerträglichsten. Denn sie sind nur die Affen einer Vergangenheit und citieren Geister, in deren Gesellschaft es uns unheimlich wird. — Man sollte unsere Zeit die Zeit der Zeitbilder nennen. Alles ist Kritik; alles reflektiert und zersetzt. Man wirkt damit mehr, als mit der massivsten Gelehrsamkeit.“

Rückblick.

17. April 1884.

„Bei mir hat Amerika an meiner innersten Ueberzeugung nichts geändert, außer daß mir durch die in den Weg tretenden Gegensätze mein deutsches Gemüt, Denken und Sein stärker zum Bewußtsein gekommen ist und sich dem amerikanischen Leben, bis auf einen gewissen Grad, anzuschmiegen und einzufügen lernte. In die Oberflächlichkeit, teilweise Hohlheit amerikanischer Religiosität, sehe ich besser hinein als früher und trage daneben auch den edlen, kräftigen Zügen stärkere Rechnung. Das amerikanische Volk bewundere ich und hege von seiner Zukunft die schönsten Hoffnungen; das amerikanisch-politische Leben ist mir grundverächtlich, eine wahre Welt voll Ungerechtigkeit.

Die Trennung von Kirche und Staat ist bei uns eine Notwendigkeit und Sache der Klugheit. Aber dahinter lauert das feinere Antichristentum des Zeitalters; und sie ist ein enormer Verlust für die Sittlichkeit des Volkes. Die Ehrlosigkeit unseres politischen Lebens

hat dort eine ihrer stärksten Wurzeln. Religionslose Schulen müssen bei Tausenden zum Atheismus führen, und alle Sonntagsschulen können das nicht ändern. „Ich glaube eine heilige christliche Kirche." Aber den Glauben an die historisch gegebene habe ich längst verloren. Da muß alles anders werden. Wie, das weiß ich nicht. An Christus aber glaube ich und an Sein Gottesreich, und das bleibt mein Trost. Insofern bin ich ein Optimist, im übrigen mag ich ein Pessimist sein, quia res ipsae sunt pessimae. Mit allen Kirchen steht's übel. Sie selber aber, so übel sie sind, sind notwendig: Man kann nur d'rin, nicht d'rüber oder daneben stehen."

Siebentes Kapitel.

Der Pastor der evangelisch-lutherischen Zions-Gemeinde in Philadelphia.

Die Zions-Gemeinde. — Dr. C. Rudolf Demme. — Pfarrer vs. Professor. — Auf dem neuen Arbeitsfeld. — Auf der Kanzel. — In der Studierstube. — Im seelsorgerlichen Umgang. — Am Krankenbett. — Aus dem Gemeindeleben. — Stürme und Trübungen. — Gemeindeteilung. — Resignation und Abschied von der Zionsgemeinde.

Das Jahr 1850 bezeichnet im Leben unseres Freundes einen für seine ganze Zukunft entscheidenden Abschnitt. Im Herbst jenes Jahres wurde er an die evangelisch-lutherische St. Michaelis- und Zions-Gemeinde zu Philadelphia berufen und trat aus der Verbindung mit der reformierten Kirche zur lutherischen Synode von Pennsylvanien über. Seine Verbindung mit der reformierten Kirche war, wie er selber sagte, eine „Anomalie" gewesen. In ihrem „Ritus" fühlte er sich nie zu Hause. Die Art und Weise, wie Dr. Schaff und seine Freunde in der bekannten Kontroverse behandelt wurden, erfüllte ihn mit großer Entrüstung. „Würde von der hiesigen lutherischen Gemeinde ein Ruf an mich ergehen," schreibt er im Spätsommer 1850, „so wäre er von mir auf keine Weise veranlaßt. Er bietet mir für den Augenblick nicht den geringsten äußeren Vorteil, und dadurch fiele manches Gehässige weg. Er bietet mir aber ein weiteres Arbeitsfeld und eine verschiedenartige Gesellschaft. In meiner ganzen Gemeinde ist kaum eine Familie, mit der wir Umgang haben können. Wir stehen daher von ihr durchaus separiert da. Dies ist sehr un-

passend in mancher Hinsicht und nicht zu ändern. Ich habe meiner Gemeinde von Anfang an nie versprochen, bei ihr bleiben zu wollen, weil ich ein stetes Gefühl hatte, daß ich nicht ganz am rechten Platze sei. Ich bin geblieben, so lange ich es für passend hielt. Jetzt die Gemeinde ordentlich fortzuleiten, ist keine Schwierigkeit. Eben so lange Vater Biebighaus noch thätig ist, ist mein Austritt möglich. Später bin ich für immer gebunden. Jetzt bin ich noch jung und munter genug, mich in neue Verhältnisse hineinzuschaffen, später nicht mehr.'' Im Kreis der Zions-Gemeinde und auf dem Boden der Mutter-Synode der amerikanisch-lutherischen Kirche sollte er erst sein eigentliches Arbeitsfeld finden.

Die Zions-Gemeinde.

Heinrich Melchior Mühlenberg, der am 25. November 1742 in Philadelphia ankam, war der erste ordentlich berufene Prediger dieser Gemeinde. Durch seine Bemühung als treuer Pastor und Organisator kam Ordnung in die zuvor sehr laxen und haltlosen Gemeinde-Verhältnisse. Die St. Michaelis-Kirche wurde erbaut (1743—1748), in welcher die erste Versammlung des Ministeriums von Pennsylvanien gehalten wurde. Sie hatte Raum für 500—600 Hörer und erwies sich nach wenigen Jahren als zu klein für die mächtig erstarkende Gemeinde. So folgte denn in den Jahren 1766 bis 1769 der Bau der großen Zions-Kirche, die beinahe fünfmal so viel Raum bot, als die bescheidene Michaelis-Kirche, und ,,als der größte und schönste Kirchenbau in Nordamerika'' betrachtet wurde. Manche denkwürdige Feier wurde in diesem geräumigen Gotteshaus während seines etwa hundertjährigen Bestehens abgehalten, z. B. die Gedächtnisfeier für Benjamin Franklin (1790), für George Washington (1799), für Abraham Lincoln (1865), das Reformations-Jubiläum (1817) und das Jubiläum der Zions-Kirche selbst, im Mai 1866.

Dr. C. Rudolf Demme.

Der Pastor der alten Muttergemeinde war im Jahr 1850 Dr. Rudolf Demme, ein Mann von hoher Begabung, ein kräftiger, schneidiger Charakter und ein gewaltiger Kanzelredner. ,,Er hatte enorm administrative Anlagen. Er war weniger eine organisierende, neu schaffende, als eine kommandierende, Gegebenes beherrschende Natur. Er war ein geborener Aristokrat. Man fühlte es ihm augenblicklich an, daß er nur Ebenbürtigen nahbar war, zu allen andern nur kondescendieren konnte. Er war nicht angethan, irgend etwas anderes zu sein, als nur er selbst, eine durchaus kräftige, fest in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Seine Sache war es nie, sich an irgend jemand anzuschließen. Und es lag ihm wenig daran, ob sich jemand an ihn anschloß. So stand er isoliert, ohne ein Bedürfnis nach an-

dern zu empfinden. Sie aber empfanden, daß sie seiner bedurften und seines gewichtigen, schlagenden, entscheidenden Urteils. In der starken, markierten Individualität, in diesem individuellen Independentismus trug er die Signatur des Deutschen. Nie vergab er seiner Ansicht etwas um seiner Partei willen. Aber er hoffte in Amerika auf eine bessere Zukunft der Menschheit. Er glaubte hier an einen Sieg der Freiheit, des Rechts, der Menschenwürde. Das Christentum, in seiner Freiheit von Staatsfesseln, war ihm das höchste unter allem, was ein Agens unter der Menschheit ist. Es war ihm die heilende Kraft, das gesunde Lebensblut. Er wußte, daß wir verloren sind ohne dasselbe. Darum haßte er mit edlem Haß diejenigen, denen seine Herrlichkeit verloren war, und die träumerisch es nicht für der Mühe wert hielten, sie zu suchen."

Dr. Demme hatte den jungen Hilfspastor an der reformierten Salems-Gemeinde gar bald lieben und achten gelernt, wenn er auch, nach seiner verschlossenen, zurückhaltenden Art, nichts that, um eine entschiedene Annäherung herbeizuführen. Pastor Mann hatte wiederholt in den Kirchen der Zions-Gemeinde gepredigt. Er war von Haus aus, als Kind der württembergischen Landeskirche, lutherisch, und er hatte, wie schon oben bemerkt, je länger, je mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß er auf die Dauer nicht mit innerer Befriedigung im Dienst der reformierten Kirche verbleiben konnte. Im September 1850 schrieb er an den Freund: „Hätte ich vor fünf Jahren gewußt, was ich jetzt weiß, welches nämlich die Stellung der einzelnen Denominationen dieses Landes zu einander ist, so hätte mich nichts bewogen, mich der reformierten Synode anzuschließen, so wenig ich in anderer Hinsicht dies je bedauerte. Nach den Zuständen dieses Landes mußte mein Vorbeigehen an der lutherischen Kirche immer wie ein impliziertes Urteil über sie aussehen, welches zu fällen mir nicht zustand, noch überhaupt von mir beabsichtigt war. Jene rein persönlichen Gründe, warum ich der reformierten Kirche mich anschloß, sind zwar allen genügend, die unsere Freundschaft kennen und unsere deutsche Anschauungsweise kirchlicher Dinge. Allein die lutherische Kirche hatte doch ein erstes Recht an mich; in ihr, bei der Augsburgischen Konfession und Luthers Katechismus, bin ich auferzogen worden. Der lutherischen Kirche verdanke ich meine theologische Bildung. (Doch sei Schleiermachers Manen ein Dank hiebei demütig zugerufen!) Meine Landsleute, die Württemberger, haben mit allen lutherischen Deutschen dieses Landes ein erstes Recht an mich. So urteilen diejenigen, die weder deine noch meine Aufrichtigkeit in diesen Stücken verkennen."

Pfarrer versus Professor.

Dr. Schaff hätte den Freund, wenn er einmal in den Dienst der lutherischen Kirche zurückkehren wollte, lieber auf dem Professoren-

stuhl in Gettysburg gesehen, der eben damals einer Besetzung harrte. Aber Mann hatte keine Lust, in Gettysburg „entweder ein Bock oder ein Schlachtschaf" zu sein. Auch der Gedanke an seinen Vater wirkte mit, ihn für jetzt beim praktischen Pfarramt zu erhalten.

„Indem ich für meinen Teil dem Predigtamte treu bleibe," sagt er, „handle ich in einer gewissen Pietät und entspreche einem Wunsche meines Vaters, den derselbe längst hegte und immer wieder gegen mich ausdrückte. Will Gott einmal anders, so wird Er dazu die rechten Winke und Wege geben."

Als er am 18. September vom Kirchenrat der Zions-Gemeinde einstimmig zum Gehilfspastor erwählt wurde, war er mit aller Freudigkeit und gutem Gewissen bereit, demselben zu folgen. Am 7. Oktober 1850 reichte er seine Resignation an der reformierten Gemeinde ein, und acht Tage später meldete er sich brieflich bei Dr. J. W. Richards von Easton, dem damaligen Präsidenten des Evangelisch-Lutherischen Ministeriums von Pennsylvanien zur Aufnahme in diesen Körper. Ueber seine frühere Verbindung mit der reformierten Kirche sagt er in jenem Schreiben:

„Rücksichten auf einen teuern Freund, der wohl wußte, daß mir nichts gegen mein Gewissen und meine Ueberzeugung zugemutet würde, leiteten mich bei jenem Schritt. So wie ich jetzt die kirchlichen Verhältnisse des Landes kenne, sind es höhere Rücksichten, welche mir eine Gelegenheit, der evangelisch-lutherischen Kirche mich wieder anzuschließen, wichtig machen, und es ist meines Herzens Wunsch, dieser Kirche, in der ich geboren wurde, und welcher ich meine Erziehung und Bildung verdanke, mich nützlich zu machen, so wie mir der Herr dazu Kraft und Weisheit nach Seiner Güte darreichen wird."

Mit seinem Eintritt in den Dienst der Zions-Gemeinde war für sein ganzes Leben auch die wichtige Frage entschieden, daß er auf der Kanzel und im regelmäßigen Pfarramt die stetige Arbeit seines Lebens finden sollte. Seiner ganzen Natur-Anlage nach hatte die Professorenstellung eigentlich mehr Anziehendes und Verlockendes für ihn, als das Pfarr- und Predigtamt einer großen deutschen Gemeinde mit seinen endlosen Ansprüchen. Aber bei all' seiner Hinneigung zum Lehrerberuf bedauerte er es gerade an seinem Freunde, Dr. Schaff, daß derselbe mit all' seinen Gaben sich doch auf der Kanzel nie eigentlich heimisch fühlen konnte, weil es ihm eben an pastoraler Erfahrung und pastoralem Bewußtsein fehlte. „Ich habe," sagte er, „selbst es oft bedauert, daß du gegenwärtig auf einem Fleck stehst, wo ein großes, dir verliehenes Pfund, eigentlich vergraben ist. Das Predigen ist eine Sache, die als ein Beruf betrieben werden soll und allerdings selbst dem berufsmäßigen Treiben, — wenn es rechter Art ist, — viel verdankt. Nur wo es zum Beruf geworden ist, entwächst es recht den Verhältnissen und Zuständen, für die es segensreich werden soll, und vermag wahrhaft auf sie zu reagieren. Die Sympathie zwischen

Prediger und Gemeinde bewirkt Resultate, die durch die eminenteste Begabung des auf der Kanzel stehenden Fremden nie zu ersetzen sind."

Auf dem neuen Arbeitsfelde.

Am 4. November 1850 predigte er zum ersten Mal als berufener Hilfspastor in der Zions-Kirche über 2. Tim. 2,3 („Leide dich als ein guter Streiter Christi.") Und als vier Jahre später Pastor G. A. Reichert sein Amt als Dr. Demmes Kollege niederlegte, wurde W. J. Mann am Ostermontag 1854 durch 237 Stimmen zum ordentlichen Pastor der Gemeinde erwählt. Am folgenden Sonntag, dem 23. April, wurde er förmlich in sein Amt eingeführt. Es war ein hoher Freudentag für den betagten Dr. Demme, als er in tiefer Herzensbewegung und mit beredten Worten den jüngeren Kollegen der Gemeinde vorstellen durfte.

Von dem Umfang der Pastoral-Arbeit und den Ansprüchen, die an die Pfarrer der alten St. Michaelis- und Zions-Gemeinde gemacht wurden, kann man sich heutzutage kaum mehr eine Vorstellung machen. Die drei Kirchen, in welchen regelmäßig gepredigt wurde, St. Michaelis (an der fünften Straße über der Arch), Zions (an der vierten und Cherry) und St. Paulus (an der Brown Straße zwischen der dritten und zweiten) lagen verhältnismäßig nahe beisammen. Aber die Gemeindeglieder breiteten sich über die entferntesten Stadtteile aus. Von Kensington, Richmond, Francisville, Southwark und West-Philadelphia kamen die Rufe an die Pastoren zu Krankenbesuchen, Haustaufen, Leichen und andern pastoralen Funktionen. Das ganze Gebiet, das jetzt von St. Jakobus, Emanuels, St. Johannis, St. Michaelis, Kreuz-Gemeinde, St. Markus, Christus-Gemeinde, St. Peters und Salems gedeckt wird, war in jenen Jahren das Ackerfeld der einen, alten Muttergemeinde, die zu dieser Arbeit zwei regelmäßige Pastoren und einen Gehilfsgeistlichen zur Verfügung hatte. Dabei ist noch zu bedenken, daß damals die entfernten Stadtteile mit dem Centrum der Altstadt nicht durch solch' rasche und bequeme Straßenbahnen wie heute verbunden waren. Am Sonntag gab es überhaupt keine öffentliche Fahrgelegenheit, und der von seiner Morgenpredigt in der großen Zions-Kirche hart mitgenommene Pastor mußte zu Fuß nach dem Nordwesten oder Southwark wandern unter den glühenden Strahlen der Julisonne oder über die schlüpfrigen Eis- und Schneefelder des Januar, um den Kindlein die heilige Taufe zu bringen.

So finden wir auch in Dr. Manns Tagebuch aus jener Zeit Notizen über Arbeitsleistungen, die uns fast unbegreiflich erscheinen: Sechs Meilen zu Fuß zurückgelegt und zwei Predigten gehalten bei einer Hitze von 93 bis 100 Grad im Schatten! Zwölf, ja sechzehn Leichen in einer Woche! Einmal fünf an einem Tage! Kein Wun-

der, daß schon im Sommer 1853, als Dr. Demme auf einer Erholungsreise in Europa war, Pastor Manns Gesundheit zusammenbrach. Es war ein großes Glück für die Gemeinde und ihren jungen Hilfspastor, daß ein tüchtiger württembergischer Kandidat, C. Günther, später Hofprediger in Stuttgart, sich damals im Land befand und zur Aushilfe bereit war. Während der Monate, da er die Gemeinde bediente, gewann er sich viele Freunde in derselben, und er wäre nach Pastor Reicherts Resignation ohne Zweifel zum Hilfsprediger erwählt worden, wenn er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, in den Dienst seiner württembergischen Landeskirche zurückzukehren.

Mit welchem Ernst und welcher Gewissenhaftigkeit W. J. Mann sein Pfarramt, die Predigt, den Jugendunterricht und besonders auch die Seelsorge ansah und verwaltete, ist denen wohl bekannt, die als Gemeindeglieder unter ihm oder als Kollegen neben ihm standen. Hören wir ihn selbst, wie er im Kirchenfreund die verschiedenen Seiten des Amtes beleuchtete, denen er selbst mit aller Treue gerecht zu werden suchte.

Auf der Kanzel.

„Die evangelische Predigt," sagt er, „geht aus von Gottes Wort, zieht dahin mit Gottes Wort, führt ein in Gottes Wort und kann gar nichts Besseres thun, als Gottes Wort recht zu erklären, es klar, hell, groß und herrlich zu machen. Ohne dieses Fundament verliert sie das Recht ihrer Ansprüche am Glauben, läßt sich auf disputable, zweifelhafte Dinge ein und schwebt und schwankt im Unsichern. Aber so lange sie aus der Tiefe und Fülle des Wortes Gottes arbeitet, da ist ihre Arbeit im Herrn nicht vergeblich. Jedes evangelische Herz, das an der Schrift das Schriftzeichen Gottes hat — „das Wort, das nun in Schriften steht, ist fest und unbeweglich" — das hat auch an der Predigt das lautere, göttliche Wortzeichen. Der in der evangelischen Erkenntnis stehende Mensch, der mit dem Schriftwort bekannte, vertraute Hörer der Predigt merkt es recht wohl und mit Freuden, wie die ganze Predigt durch und durch mit dem reinen Schriftgold durchwoben ist. Er hört's am ganzen Klang der Predigt, daß sie aus dem rechten, reinen Metall ist. Aber er merkt's auch bald, wenn etwa allerlei Fremdartiges beigesetzt ist, wenn zwar der Webezettel das Schriftwort, der Einschlag aber schale, windige Phraseologie, oder ein Flitterstück von der „falschberühmten Kunst," oder eine süßliche Kruste um den scharfen, kräftig schmeckenden Textkern her ist, oder wenn der Text nur der Bediente sein soll, der den „selbstredenden Redner" in die Versammlung höflich einführt, damit dieser sein Ich erkläre. Nein, dagegen wird der gesunde Sinn evangelischer Christen immer reagieren. Aber, wo die Predigt das helle Bächlein ist, das ungetrübt aus dem lautern Quell des Schriftwortes fließt, da

werden evangelische Seelen auch stets sich daran erquicken. Sie merken's ohne viele Homiletik, daß der Prediger seine Sache versteht, nämlich er glaubt gerade wie sie auch ganz einfach und demütig an das Schriftwort als Gotteswort; er beugt sich darunter und nimmt es hin ohne Grübeln und Tadeln, und solcher Gehorsam des Glaubens hat die Verheißung des Segens. Solchem Glauben öffnet sich die unendlich reiche Schatzkammer göttlicher Gedanken in der Schrift. Und solches Predigen übt seine Gewalt. Denn es ist nicht falscher Schein, sondern der reine Strahl des Lichtes aus Gottes Wort durch die Predigt wie durch einen Brennspiegel auf die Herzen der Zuhörer geworfen. Der Nerv der Predigt ist die heilige Schrift und ihr Wort. So lang der evangelischen Kirche die heilige Schrift das Wort des lebendigen Gottes ist, so lange wird in ihr die Predigt, die diesen Nerv des Lebens hat, auch eine Macht, und zwar eine Macht voll Kraft und Leben sein. Mit Gottes Wort steht, mit Gottes Wort fällt die Predigt." —

Ueber den Umfang der Predigt, die Ansprüche, die sie macht, die Grenzen, innerhalb deren sie sich bewegt, spricht er sich folgendermaßen aus:

„Da ist keiner zu klein und zu schwach, als daß ihm nicht die Verkündigung des göttlichen Willens und Heilsrats nahe ans Herz kommen sollte. Da ist keiner so groß und stark im Geist, daß ihn die Macht der gepredigten Wahrheit nicht beugen sollte. Da ist kein Stand, keine Lebensstellung, für welche die echt evangelische Predigt nicht heilsam wäre. Es ist kein Volk, sei es noch so roh, das nicht durch die Predigt auf eine höhere Stufe sollte geführt werden; sei es noch so gebildet, dem nicht gegenüber menschlicher Weisheit und Kunst die Predigt vom Heil in Christo not thäte. Da ist keiner so tief gesunken, daß die Predigt ihm nicht ein „Evangelium" sein sollte; keiner so viel im göttlichen Leben gefördert, daß die Predigt ihm nicht ein höheres Ziel vorhalten und vor Gefahr ihn warnen könnte. Wie Luft, Licht, Wärme überall eindringen, so will die Predigt überall Zugang finden, und sie versteht es, „allen alles zu werden, um ihrer etliche zu gewinnen." Sie muß dieselbe schlichte, einfältige Predigt bleiben ohne alles Parfüm des gelehrten Prunkes, der süßlichen Menschengefälligkeit, der erkünstelten Reize, wie nur ganz reine Luft die gute Luft ist; aber sie hat die rechte Sprache für die Gelehrten und für die Ungelehrten, und ihre Wahrheiten fallen wie Gold ins Gewicht in der Königskapelle, wie im Bretterhaus an den Grenzen der Civilisation, im Auditorium der Hochschule, wie unter den Söhnen der Wüste oder des Waldes, die den Namen des Herrn Jesus zum ersten Mal hören, am offenen Grabe, wie unter den Hochzeitsgästen. Gegenüber der Predigt sind wir alle gleich, und doch gibt sie wieder „jedem das Seine." Sie erklärt nur das Schriftwort, aber in ihm spiegelt sich eine ganze Welt und die Menschheit in der unendlichen

Mannigfaltigkeit ihrer Zustände. Die Welt ist finster, aber das Licht des Himmels soll durch die Predigt in alle Winkel und Ecken dieser finstern Welt fallen. Und die weite Welt, die Werke, die Gott gemacht hat, und die Welt der Menschen, und was sie sind, thun und treiben — alles darf die Predigt, mit der Weisheit von oben ausgerüstet, nehmen zu Waffen und im Worte heiligen zum Dienste Gottes, und ihre Rüstkammer ist nie erschöpft. Die Jahrtausende der Geschichte und die flüchtigen Tage des Einzellebens, die äußere Erfahrung und das innere Erleben, die Bildersprache der Natur um uns und die Richterstimme einer höheren Natur in uns, sie alle treten heran und sollen Zeugnis ablegen für die Wahrheit des göttlichen Wortes, das die Predigt verkündet, und dies Wort selbst ist unendlich in seiner Offenbarung göttlicher Wahrheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und Kraft, und die Predigt kann nichts Höheres thun, als eine Offenbarerin des Reichtums der Offenbarung im Worte, in Gesetz und Evangelium zu sein.

Was wäre aber am Menschen, daran die Predigt nicht ihre ganze wunderbare Gewalt erprobte? Wo sie und wie sie ihn findet, da tritt sie ihm entgegen, als einem zum ewigen Licht und Heil Berufenen. Irgendwo knüpft sie auch mit dem verfinstertsten Heidenherzen an und weiß ein Wörtlein für es, das es vielleicht bindet, so dünn auch der erste Faden sein mag. Irgendwo tritt sie dem aufgeklärtesten Spötter nahe, der meint, die Kinderschuhe christlichen Glaubens habe er längst zertreten. Und sie redet mit uns über einen Gegenstand, dessen Interesse für uns nie ersterben kann, nämlich über uns selbst und unser tiefstes Weh und Wohl, und über unsere Gottgebundenheit in aller Gottverlassenheit, und bei allem Göttlichen ihrer Kunde ist die evangelische Predigt doch so durch und durch menschlich, so für den Menschen und an ihn, daß nur, wer ganz am Menschen, an seiner höheren Würde und seiner Bestimmung zu Licht und Leben verzweifelt und in ihm nur einen Tierkönig sieht, den Ernst und die Bedeutung der evangelischen Predigt verkennen mag. Aber sie spricht ja das Geheimnis des Menschen selbst aus, sie bekennt ja seine Schuld, sein Elend, sie ergreift ihn in der Tiefe seines Falls, sie sagt ihm, was er sich selbst nicht sagen will, sie lehrt, straft, beugt, tröstet, ermuntert, heilt, fördert; eine Dienerin Gottes erhebt sie die Stimme und schont nicht, und doch ist sie ein Bote der Liebe und des Erbarmens. Sie macht Christum und Sein Heil groß, sie verkündet Seinen Ruhm und arbeitet für das Kommen Seines Reiches unter uns und in uns, und das alles ist Segen und schafft Segen. Und hat sie in dem allen nicht ein gewaltiges Recht an den Menschen? Soll sie nicht seine Erkenntnis erleuchten, sein Denken ernst machen, ihn sammeln zur Betrachtung seines Zustandes, seines Mangels, seiner höchsten Bedürfnisse, seiner ganzen Lebensstellung mit ihrer Aufgabe, mit ihren Gefahren, ihren Anforderungen, ihren Pflichten und Zwecken? Sollte

sie ihn nicht lehren, sein ganzes Dasein, Thun und Lassen, Reden und Schweigen um Gottes und Menschen willen bedeutsamer aufzufassen, mit hellem Blick durchs Leben zu gehen und zwar einer Ewigkeit und ihrer Entscheidung entgegen? Und dazu fordert sie sein ernstes Nachdenken heraus. Sie will nicht überreden, sondern überzeugen. Sie zeugt und läßt Zeugen auftreten, sie will uns suchen und forschen machen und will uns überweisen, damit wir der Wahrheit die Ehre geben und durch die Wahrheit frei werden. Sie will uns im innersten Grunde des Gemüts erregen und bewegen, erschüttern und erschrecken, sie will uns Schmerz und Wehmut und doch auch Lust und Frieden schaffen. Es ist, im rechten Sinne verstanden, ganz wahr, daß ohne Ergriffenheit des Gefühls keine rechte Andacht und Erhebung des Herzens zu Gott sein kann, so sehr auch das Gefühl im Gebiet der Religiosität mißbraucht wird. Aber formalistische Kälte, handwerksmäßiges Abmachen, trockene Abhandlung in gelehrter Steifleinwand richtet sich nirgends mehr als in der Predigt, laß nur die Wahrheit aus dem Herzen kommen, so wird sie auch zu Herzen gehen. Nimm nur den Menschen, wie du ihn findest, aber geh ernstlich auf ihn los und dringe tüchtig auf ihn ein, denn es gilt, daß er soll anders werden. Wirst du nicht warm, wie sollte er es werden?''

Von besonderem Interesse ist der Schluß jener Artikel, worin er über die Bedeutung der Predigt in der Gegenwart für das kirchliche Leben sich ausspricht. „Von vielen Seiten wird darauf hingearbeitet, dem kirchlichen Zustande wieder die Gestalt zu geben, die er in einem vergangenen Jahrhundert hatte. Man schlägt wieder den alten kirchlichen Ton an, man ordnet den Kultus wieder in alter Weise, man kehrt zur alten, scharfen Orthodoxie zurück, man will wieder Kirchenzucht, wie sie einmal war, und dergleichen mehr. So viel in dem allen eine Umkehr von sehr großer kirchlicher und religiöser Indifferenz und ein erwachtes Selbstgefühl der Kirche, als eines selbständigen und auf einer historischen Grundlage stabilen Institutes sich ausspricht, können wir uns darüber nur freuen. Es ist ein Versuch, aus der Unordnung wieder zur Ordnung überzugehen. Aber leider — die Welt ist eben seither eine andere geworden und möchte sich wenig mehr um die kirchlichen Restaurations-Versuche bekümmern, außer um eben gerade zu zeigen, daß sie sich wenig oder gar nicht um sie bekümmere. Die Kirche erscheint ihr mit ihren neuesten Ansprüchen wie ein aus hundertjährigem Schlafe Erwachter, der nicht begreifen will, daß die Zeiten andere geworden sind. Wer nun auf „feine äußerliche Zucht'' in solchen Stücken viel Hoffnung hat, der wird sich betrügen. Ihr werdet die Leute mit Zwang weder kirchlicher noch frömmer machen, und „der zweite Betrug wird ärger werden als der erste.'' Namentlich wollen wir in Sachen des Gottesdienstes nicht anfangen, anderen gegenüber die Predigt zu unterschätzen. Sie wird das Mittel bleiben, manchem Herzen näher

zu kommen, seine Erkenntnis zu fördern, seinen religiösen Sinn wieder zu beleben, dem mit nichts anderem beizukommen ist. Wir fürchten die Gefahr der Ueberschätzung der Predigt im Gottesdienst nicht, obwohl wir sie kennen, wenn nur die Predigt eine rechte Predigt vom Kreuze bleibt und sich nicht davon verirrt.

Der Apostel Paulus preist sein Amt. Es war, wie wir von ihm selbst wissen, in emphatischem Sinne Predigtamt. Und er durfte es preisen. Denn welches Amt ist reiner, heiliger, edler, segensvoller? Es wird auch, wenn seine Träger ihm treu bleiben, nie um seine hohe Würde kommen. Es kann nichts schöner sein, als der Beruf, den Menschen Mithelfer zur Seligkeit zu sein. Das sind wir, wenn wir ihnen Christus, den gekreuzigten, predigen. Der Zustand der Zeit, in der wir leben, ruft uns selbst zu: Halte an, es sei zur Zeit oder zur Unzeit! Daß so viele sich dem Evangelium und der Predigt entziehen, das wird uns, je mehr wir auf die praktischen Folgen ihres Verhaltens blicken, selbst zu einem Zeugnis für die Predigt von Christo. Ja, die Welt bedarf derselben, wenn sittliche Korruption und allgemeiner Zerfall nicht überhand nehmen soll. Die Feindschaft der Welt wider die Predigt vom Kreuze gibt es eben zu erkennen, daß ein scharfes Salz in ihr ist, das die Welt in ihren Wunden schmerzt. Habt Salz bei euch! Eure Rede sei immer mit Salz gewürzt! ruft der Herr den Jüngern, den künftigen Predigern, zu. Ja, Er sagt von ihnen: Ihr seid das Salz der Erde! Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

In der Studierstube.

Welch' hohe Anforderungen er an sich selbst und seine Amtsbrüder stellte hinsichtlich der Vorbereitung auf die einzelne Predigt und die gewissenhafte Fortsetzung des theologischen Studiums überhaupt, das hat er in seiner markigen und drastischen Weise ausgesprochen in einem Artikel, der in Form eines Briefes an einen Freund und Kollegen im Kirchenfreund (August 1856) erschien. Wir entnehmen demselben folgende Hauptgedanken:

„Du weißt es, lieber Freund, welchen großen Fehler manche Prediger machen, die sich auf ihr natürliches Talent verlassen und die Fortsetzung des Studiums vernachlässigen. Es spitzt sich bei ihnen alles eben darauf zu, daß sie durch eine gewisse Gabe der Beredsamkeit ihre sonstige Blöße zu bedecken meinen. Wie sie daher überhaupt nicht gerne studieren, so behandeln sie auch das Predigen in der oberflächlichsten Weise. Sie verlassen sich auf die Anregung und Erregung des Augenblicks. Ich habe Prediger gekannt, die wirklich zu träge waren, nur auch die Hauptgedanken ihrer Predigt zuvor in etwas logischer Ordnung auf Papier zu bringen. Nun mochte es freilich demunerachtet auf der Kanzel gar gewaltig hergehen, es

fehlte nicht an Phrasen und rednerischen Kunststücken. Aber das war nur der bunte Schimmer des sogenannten Farbenklaviers, es war kein klarer Gedankengang, keine überwältigende Ueberzeugung der in löblicher Ordnung anrückenden Wahrheiten, die aus der Tiefe der Sachen kommen, und denen nicht zu widerstehen ist. Ein solcher hat nur einmal gesagt, daß Schleiermacher auch seine Predigten bloß im Kopfe getragen habe. Ich konnte nur entgegnen: „Ja, Schleiermacher!“ obwohl der mir sie zu viel im Kopf trug, und ich recht wohl weiß, daß man auch durchs Schreiben an sich gegen Planlosigkeit und Gedankenlosigkeit gar nicht gesichert ist. Aber selbst das Hinwerfen von ein paar Gedanken aufs Papier in aller Ordnung thut's nicht. Das Sprichwort sagt: Frühe Blättler, späte Bettler! Das Eindringen in die Hauptpunkte mit betendem, gesammeltem Geist, das Wirkenlassen des Textes auf uns selbst in allen seinen Beziehungen, das gewissenhafte Ergreifen der im Text ruhenden Wahrheit, Lehre, Mahnung, das andächtige Erfassen auch des Einzelnsten, des scheinbar Kleinen — da erst eröffnen sich vorher ungeahnte reiche Gold- und Silberminen. Und was auch das natürliche Talent sein mag, es bedarf der Kultivierung und bedarf der scharfen reinigenden und heiligenden Zucht, oder es leert sich aus, wenn es nicht auf forcierte Extravaganzen geraten wird, was eben so schlimm ist. Das Talent bedarf des täglichen Polierens, wie ein Messer, wenn nicht Rost ansetzen soll. Und doch gibt sich mancher, der nicht einmal Talent hat, nicht einmal die Mühe, nur auch seine Predigten gewissenhaft auszuarbeiten. Sie sind zufrieden, weil ihre Gemeinden zufrieden sind. Das ist der Thermometer, nach welchem sie ihre eigene innere Wärme, ihr eigenes geistliches Leben beurteilen. Und doch kann es kein zweideutigeres Tribunal geben. Denn daß die Gemeinden zufrieden sind, ist wahrlich gar oft das schlechteste Lob für sie. Wenn eine Gemeinde lange denselben Prediger hört, so gewöhnt sie sich so ganz an ihn, daß sie zu einer freieren Kritik endlich ganz unfähig ist. Man hört dann oft sagen: für diese Leute ist das eben recht! Als ob diese Leute ihr Leben lang keinen Schritt vorwärts kommen sollten! Man weiß auch, wie viele Dinge dazu mitwirken können, daß Gemeinden nur allzuleicht mit dem Predigen ihres Pfarrers zufrieden sind. Es gibt Gemeinden, in denen keine Sonntagsschule ist, in denen keine Zucht und Ordnung ist, in denen man jahraus jahrein von Bibelsache und Missionssache nichts hört, in denen für die Förderung der Kirche, des Predigtamtes nichts geschieht, und die doch mit ihren Predigern recht wohl zufrieden sind. Gewiß, das Lob ist wenig wert. Besonders aber sollte jeder evangelische Geistliche das Predigen mit größter Gewissenhaftigkeit anfangen und fortsetzen, weil dasselbe bei uns ein solches Hauptstück geworden ist, ein centraler Punkt, der in gewisser Weise die ganze Thätigkeit des geistlichen Amtes beherrscht. Das ist nun einmal so, und wir können

es nicht ändern. Wir müssen das Beste daraus zu machen suchen. Man weiß, wie das Predigen auch auf unser Beten wirkt, bisweilen nur zu sehr. Wer sich nun nicht in kurzer Zeit auspredigen, wer nicht bald ins leidige Repetieren fallen, wer nicht auf Gemeinplätzen sich verlieren, wer wirklich den Reichtum des göttlichen Wortes erschließen, wer die Erkenntnis und das christliche Leben seiner Gemeinde fördern, wer sein Amt ehren, wer sich selbst vor geistlicher Fäulnis und Stagnation bewahren will, der studiere im vollen Sinne des Wortes, er gebe mit innerer Neigung sich mit Kopf, Herz und Willen dem Aufsuchen und Aneignen des Reichtums heilsamer Lehre im Worte Gottes hin. Es ist gar nicht um das zu thun, daß man etwa vieles weiß, einen eiteln Schein gelehrten Wissens auf der Kanzel von sich gibt, was gerade die Ignoranten unter ihresgleichen am liebsten thun, sondern es ist das Sichvertiefen, das innerliche, ernstliche, gründliche Eingehen in den Gegenstand, in die spezifische Bedeutung einer speziellen Wahrheit für Herz und Leben. Manchem Prediger, der gar fertig loszieht gegen die moralisierende Predigtweise der rationalistischen Periode, wäre gar sehr anzuraten, daß er statt seiner ihm freilich bequemeren dogmatischen Predigtweise auch sich daran machen würde, über spezielle Begriffe etwa aus der Pflichtenlehre zu predigen, und er würde vielleicht bald finden, daß es der Mühe wohl wert ist, die damit verbundenen Wahrheiten zu erforschen und den Schein des Evangeliums auf sie und alle ihnen untergeordneten Lebensverhältnisse fallen zu lassen. Die heilige Schrift ist ja gerade an solchen Texten so reich und führt selbst darauf hin. Allein dazu gehört oft viel mehr angestrengtes Nachdenken, Forschen; man kann sich dabei weniger in der ordinären Phraseologie ergehen, man muß Begriffe und Zustände scharf unterscheiden. Aber es ist auch auf die Treue in diesem Stück ein Segen gesetzt. Man fördert nicht nur die Gemeinde, sondern sich selbst. Man schärft den Geist damit und gewöhnt ihn an tieferes Eindringen und Beobachten, und damit gewinnt uns der Gegenstand selbst wieder an Bedeutung und Wichtigkeit. Dadurch wird man vor Entleerung, Erschlaffung und Vulgarismus bewahrt. — —

Laß mich hier noch ein Wort sagen über die eigentümliche Stellung und Aufgabe des evangelischen Geistlichen; es steht mit dem Bisherigen im engsten Zusammenhange. Darüber kann doch kein Streit sein, daß gerade beim evangelischen Pastor von der höheren oder niedrigeren Stufe seiner geistigen Ausbildung sehr viel abhängt. Bei aller Einfalt des Glaubens sollte er auf der Höhe der Zeitbildung stehen. Dies um so mehr in unserer Zeit, in welcher die Wissenschaft, die Politik, die künstlerische Bildung bis zu einem gewissen Grade immer mehr Gemeingut aller Stände wird. Der evangelische Prediger steht in einem durchaus anderen Verhältnis zur Welt als der katholische Priester. Wohl mag auch diesem allgemeine Weltbildung sehr

zu statten kommen. Aber als Amtsträger braucht er sie doch unendlich weniger als der evangelische Prediger. Schroff steht die römische Kirchenlehre der Welt und ihrem Denken gegenüber. Sie sieht völlig davon ab, daß die Welt auch denkt, denkt über das, was sie glauben soll. Sie dankt es kaum irgend einem, der sich die Mühe gibt, die römische Kirchenlehre denkbar zu machen. Sie will unbedingt geglaubt sein. Als etwas Transcendentes kommt sie in die Welt herein, diesen Charakter hat sie Jahrhunderte lang gehabt, sie will ihn gegen ein neues Zeitalter bewahren. Ihm zum Trotz verkündet sie die unbefleckte Empfängnis der heiligen Jungfrau. Als göttliches, menschlich unbegriffenes und unbegreifbares Institut verlangt sie unbedingten Glauben an das, was sie thut, unbedingten Gehorsam gegen das, was sie will. Notwendiger Weise müssen alle ihre Funktionen, und daher die Thätigkeiten ihres Priesteramtes einen magischen Charakter annehmen. Zwischen dem Jenseits und Diesseits vermittelt durch geheimnisvolle Weihekraft das Amt. Der Priester handelt in diesem Charakter, und der Segen ist vermittelt. Der Gläubige braucht nur zu glauben und nach Befehl zu handeln. Das Warum und Wozu braucht ihn nicht weiter zu beunruhigen. Sein Verhältnis zur Kirche bleibt also ein völlig äußerliches; es bedarf kein begreifendes Aneignen, inneres Erleben. Kommt es dazu, so ist die Grenze echt römischer Frömmigkeit erreicht, oder die innere Erregung schlägt gerne wieder in ein Aeußerliches um; denn eine Vision, ein erlebtes Wunder ist bei aller innerlichen Erregung doch nur ein Aeußerliches. Wahrhaft innerlich ist mir nur, was ich begriffen, mit klarem Blick in Ursache und Wirkung als Wahrheit mir angeeignet habe. Daher muß auch beim römischen Katholizismus das Wort der Natur der Sache nach so ganz in den Hintergrund treten. Er fürchtet die Gewalt des Gedankens; das Bild, das Symbol, die äußerliche Handlung ist die Hauptsache. Wie ganz anders ist es auf evangelischem Standpunkte! Hier handelt es sich um Lehre, um Verständnis, um Ueberzeugung. Daher die hohe Bedeutung der Predigt, die dominierende Stellung, die sie bei uns hat. Dem evangelischen Prediger entsteht somit die Aufgabe, den Einzelnen von der Wahrheit und Notwendigkeit des Evangeliums zu überzeugen, ihm die möglichst klare Einsicht in die Heilslehre zu geben, also nach Kräften zwischen dem Worte Gottes und den Gedanken des Menschen zu vermitteln. Mag hiebei für verschiedene Klassen der Bildung eine verschiedenartige Methode zulässig sein, so ist der evangelische Prediger nicht bei irgend einer Klasse von Menschen des Studiums überhoben. Gerade wo man meinen kann, daß alles gut genug sei, ist kaum das Beste zureichend, wie im Unterricht bei Kindern. Sollte das Predigen das einzige in der Welt sein, was man auf die leichte Schulter nehmen darf, während man dabei einer ernsten Sache zu dienen glaubt? Wohl wissen wir, daß nicht alles Studium des Theo-

logen seinen unmittelbaren Zielpunkt im Predigen hat. Aber nie wird der Prediger diese Hauptaufgabe seines Amtes völlig aus dem Auge verlieren, was er auch zum Gegenstand seines ernsten Forschens machen mag. Er wird überall Winke, Belehrungen, Erfahrungen sammeln, damit er als ein rechter Haushalter Altes und Neues aus seinem inneren Schatze geben könne. Und wenn bei uns Pastoren nur mehr Kenntnisse da wären, wie viel ruhiger würden wir, durch die Erfahrung vergangener Zeiten belehrt, die Erscheinungen der Gegenwart im Reiche Gottes betrachten; wie viel klarer, richtiger wäre unser Urteil, wie viel sicherer wäre unser Benehmen, wie viel konsequenter unser Verhalten zur Gemeinde und Kirche! Je weniger solide Kenntnisse da sind, desto weniger hat man etwas Tüchtiges einreißenden Zeitverirrungen entgegenzusetzen, wird dann oft, selbst gegen ein instinktartiges Ahnen des Richtigeren, vom Strome fortgerissen und macht den Schaden größer, statt ihn zu heilen. Das macht dann gar oft die Prediger und ihr Amt verächtlich vor den Leuten. Sie verlieren das Vertrauen, wo sie solche Verwirrungen und Widersprüche in der Kirche herrschen sehen. Freilich die Kenntnisse allein machen keinen charakterfesten Mann; aber sie sind, mit einem festen, klaren Willen verbunden, eine große Stütze. — — — —

Es ist ein Elend, daß so viele Leute meinen, man schüttle die Predigten aus dem Aermel, oder die Theologen gingen als Studenten auf Seminare und Universitäten, um da die Predigten alle zu machen, die sie nachher ihr Leben lang halten werden. Es gehört nicht zum leichtesten im Amt, sehen zu müssen, wie wenig so viele unser Amt und seine Schwierigkeiten und seine Erfordernisse verstehen. Aber getrost — wenn nur wir es recht wissen und würdigen. Der Kranke denkt auch nicht daran, mit welcher Mühe die Kräutlein gesucht und gesammelt wurden, aus denen ihm die heilsame Arznei bereitet wird.“

Im seelsorgerlichen Umgang.

Haben wir in diesen Auszügen den Pastor als Prediger und Theologen kennen gelernt, wie ihn W. J. Mann seinen Amtsbrüdern als Ideal vorstellte, und wie er selbst in der Praxis gewissenhaft sich zu bewähren suchte, so bleibt uns nun noch übrig, seine Anschauungen auch über die speziell *pastorale*, seelsorgerliche Seite des Pfarramts zu hören, wie er sich den Pastor im Umgang mit seinen Gemeindegliedern und der Welt überhaupt, und wie er ihn am Krankenbett insonderheit sich wünschte. Ueber das Thema „der Pastor und sein Umgang“ schreibt er im „Kirchenfreund“ (August 1857) wie folgt:

„Wie oft hört man das sagen über Prediger, daß sie, was sie auf der Kanzel gut machen, unten alles wieder verderben! Da meint man nicht eben große Laster, sondern oft nur jene Fehler, die an sich

selbst zwar den Menschen noch nicht verdammungswürdig machen, aber dennoch in ihren Wirkungen für das Wirken anderer löblicher Eigenschaften verderblich sind. Es ist freilich wahr, daß die Leute oft viel zu wenig Geduld mit einem Prediger haben, daß sie das Gute an ihm garnicht, das Fehlerhafte übertreibend beurteilen, daß sie viel zu viel von ihm fordern, und daß sie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie andere Menschen auch, und daher der Vergebung und Nachsicht bedarf. Gleichwohl muß gerade aus dieser oft unbarmherzigen Kritik, die über den evangelischen Prediger ergeht, für ihn selbst die Pflicht erwachsen, dem Lästerer alle Gelegenheit, jeden Raum abzuschneiden, auch keine schwachen Seiten ihm darzubieten. Es liegt ja doch in seinem Amt, in seiner ganzen Lebensstellung an sich selbst, daß er am meisten in steter Selbstbeobachtung, Selbstbewachung stehen soll. Er muß vor allen andern das Auge auf sich, in sich richten; er darf sich am wenigsten selbst gehen lassen, er muß ein steter, scharfer Beobachter des Eindruckes sein, den sein Benehmen, sein Wort, sein Wandel auf andere machen wird. Darin sieht er sich wie im Spiegelbilde selbst. Wehe dem Eiteln, der nur gefallen will und allen glaubt, die ihm wohl reden! Wehe dem Blinden, dem Stumpfen, der bei den größten Stößen allezeit sicher dahingeht — quasi re bene gesta *).

Daß ein jeder Mensch gewisse Naturfehler hat, ist bestätigt durch die tägliche Erfahrung. Wenn diese sich steigern bis zur völligen Unfähigkeit fürs Predigtamt, wenn sie einen Mann für den Dienst als Pastor untauglich machen, dann bliebe er besser ganz weg von demselben, als daß er wer weiß wie viele Versuche an allerlei Gemeinden herum macht und nirgends etwas ausrichtet. Zu solchen Naturfehlern rechne ich besonders auch den Mangel eines gewissen Maßes von gesundem Menschenverstand. Lächle nicht, Freund! Ich weiß, was ich meine. Es gibt Leute, von denen man sagen kann, daß sie genug Vernunft, aber zu wenig Verstand haben. Der Fehler ist nun an einem Pastor — und besonders in Amerika — ein großer. Die Vernunft hilft ihnen bei weitem nicht so viel, als der Mangel an Verstand ihnen schadet. Sie mögen eine schöne Begabung für höhere, wissenschaftliche Erkenntnis, ein warmes Gefühl, eine reiche Einbildungskraft, einen regen Sinn für das Ideale, Edle, Ewige haben; sie mögen mit Lust ihren Studien obliegen, mit Scharfsinn in die Tiefen des Wortes eindringen, mit schwungvoller Begeisterung von der Wahrheit zeugen. Und doch — warum wohl stoßen sie überall an? Warum erregen sie überall Zwist? Warum wirken sie nicht in einem Verhältnis zu dieser schönen Begabung? Sie meinen es doch gut, sie wollen das Beste, sie sind fern von Menschenfurcht und Menschenge-

*) Als ob er seine Sache gut gemacht hätte.

fälligkeit, sie möchten vorwärts, vorwärts mit ihren Gemeinden — wo fehlt es? Oft nur an dem nötigen Quantum gesunden Menschenverstandes, an jener Einsicht in das unter Umständen Passende, Nötige, an jener Rücksicht auf gegebene Verhältnisse, die nach einem höhern Gesetze der Schwere nun eben nicht auf einmal aus der Stelle über Berg und Thal zu rücken sind, wo mit einem Sturm nichts zu erobern, wo kein Gewaltschlag auszuführen ist, wo es gilt, mit Geduld und Treue vorsichtig auf ein Besseres hinzuarbeiten, damit man nicht in wohlgemeintem Eifer mehr verderbe als gut mache. Hier zeigt sich die Wirkung eines Naturfehlers, der aber freilich auch bekämpft werden soll und gewiß oft, oft überwunden werden kann. Studiere besser dich und andere! Das würde oft manchen Schaden abwenden. Setze nicht voraus, daß du alles gut *machst*, weil du dir bewußt bist, es gut zu *meinen*. Neben der Einfalt vergiß nicht die Klugheit, und darum laß bei dem Ziele, das du dir setzest, nicht aus deiner scharfen Berechnung die Mittel, die dazu unerläßlich sind, und denke an das Wort, worüber der selige Claus Harms einmal eine Toleranz-Predigt hielt: Ein Mensch ist nicht wie der andere!

Nicht ohne Ursache habe ich vorhin gesagt: besonders in Amerika. Es ist ein ganz anderes, wenn der Diener der Kirche dasteht zugleich als ein Offiziant des Staates, wie dies in Europa der Fall ist. Da hat er leicht regieren—und regieren ist dort die Hauptsache. Er erhält Reskripte von oben, und darnach muß er gehen, und ob Verstand drin ist oder nicht, das hat er gar nicht selbst zu untersuchen. Er weiß auch, so lange das Land nicht im Revolutionszustande ist, hat es mit der Ausführung der Befehle von oben gar keine Schwierigkeit. Nun gefällt uns aber dies Verhältnis der Sache keineswegs. Denn wer gibt denn dort dem Amte seine Gewalt? Die Kirche oder der Staat? Gewiß nicht jene, sondern dieser. Er also regiert die Kirche. Das ist der Zustand, den wir unmöglich den rechten, evangelischen nennen können. Den Zustand eines Scheinlebens, da Tausende mit innerer Entfremdung an dem Sein der Kirche, an ihren Akten, an Taufe, Konfirmation u. s. f., um des Staates willen, teilnehmen müssen, diesen Zustand wünschen wir uns wahrlich nicht. Ist der unsrige wünschenswert? In seiner rauhen Wirklichkeit, so wie wir ihn vorfinden, freilich tausendmal auch nicht. Aber er ist doch der naturgemäße des kirchlichen Lebens; es ist doch billig, daß die Kirche sich selbst regiere. Nun nennen wir auch den römischen Zustand der Kirche nicht den rechten; denn von einer hierarchisch-regierenden Priesterkaste weiß das Neue Testament nichts. Wo liegt also die Regierungsgewalt der Kirche in unseren Verhältnissen? Nirgends, als in der Gemeinde, d. h. nicht bei einem Haufen Leute, der sich selbst Gesetze nach seiner Willkür macht (2. Tim. 4, 3), sondern in der dem Worte Gottes sich unterordnenden Einheit von Laien und Predigern. Das ist die rechte, recht regierte und recht regierende Kirche. Da wird dann

aber freilich der Prediger, der Hirte, einen überwiegenden Einfluß in vielen, gerade in den wichtigsten Stücken der Gemeindelenkung haben müssen. Hat er ihn nicht, dann sollte er nicht Hirte, nicht Pastor heißen. Hat er ihn, und ruht also um so mehr Verantwortung auf ihm, wie wichtig ist es, daß er diesen Einfluß zu würdigen wisse, daß er eben sein ihm anvertrautes Amt ansehe als das Mittel, wodurch er der Gemeinde dienen kann und soll. Dazu thut not nicht bloß ein fester Wille, nicht bloß das Bewußtsein des Wohlmeinens, nicht bloß ein rascher Eifer, sondern große Weisheit, Einsicht in das unter Umständen Mögliche, Uebersicht der Mittel, die bei Ausführung jedes Planes die conditio sine qua non*) sind, Berücksichtigung des Herkömmlichen, genaue Kenntnis der Leute, mit welchen man es zu thun hat, die passende Art und Weise, mit ihnen umzugehen. Man braucht ja nicht lange in unsern freien Verhältnissen in kirchlichem Amte zu stehen, um sich zu überzeugen, wie nötig hier jene Lebensweisheit ist, ohne welche der Prediger beim besten Willen überall nur Anstoß nimmt und gibt und Fehler macht, die durch keine anderen, noch so guten Eigenschaften aufzuwiegen sind. Darum sagt schon Paulus, auf die rechte Quelle hinweisend, zu Timotheus: Der Herr wird dir in allen Dingen Verstand geben (2. Tim. 2, 7). Das Sprichwort aber geht zu weit, wenn es sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt Er auch den Verstand dazu.

Ist nun auf dieser Seite Mangel ein großer Fehler,—und es mag ja noch ganz anderes, als Verstand mangeln—so wird auch der Ueberschuß irgend einer natürlichen Anlage sehr leicht als ein Gebrechen erscheinen. Gerade für die öffentliche Stellung des Predigers ist dieser Ueberschuß sehr bedenklich, und er bedarf der Bewachung, der Beherrschung hier am allermeisten. Ein fester Wille ist eine schöne Eigenschaft; wenn aber der feste Wille als eine, selbst bei kleinen Dingen, sich kund gebende Unbeugsamkeit heraustritt, wenn er als Eigensinn, als Starrköpfigkeit, nicht mehr als eine Tugend, sondern als eine widerwärtige Verzerrung einer Tugend erscheint, so mußt du dir dann auf deine sogenannte Charakterfestigkeit ja nichts einbilden. Geduld ist eine köstliche Eigenschaft an jedem, besonders auch an einem Pastor; aber es gibt eine Geduld, die viel besser Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit heißen würde; sie schadet dem Amt, denn die Leute sagen: Dem ist's nicht ernst, der gibt nichts d'rum, wie es aussieht und hergeht bei uns. Den Guten ist diese Sorglosigkeit und Stumpfheit ihres Seelsorgers ein Anlaß der Trauer, die Bösen selbst müssen ihn verachten. Erregbarkeit, rasches Empfinden, ist eine schöne Eigenschaft und erleichtert einem Menschen manches Schwere; das Gefühl wird schnell angeregt, und man unternimmt auch harte Arbeit mit innerer Belebung. Aber wie oft wird das Gute

*) Unerläßliche Bedingung.

durchs Uebermaß zum entschiedenen Fehler! Und was ist einem Prediger im Umgang mit Leuten der entgegengesetzten Denkweise gefährlicher, als große Reizbarkeit, Entzündlichkeit des Gemüts, schnelles Hingerissenwerden zu Liebe oder zu Haß, plötzliches Erregtwerden eines lebhaften Innern, da dann der innen sich schnell sammelnde Gewitterstoff in zündenden Worten oder in dreinschlagenden, allzu raschen Handlungen sich entladet? Wie viele ähnliche Eigenschaften ließen sich hier noch anführen, die alle im Verhältnis des evangelischen Predigers zu den Leuten um ihn her von Bedeutung sind. Auch hier handelt es sich um gewisse Natur-Anlagen, um die unter keiner menschlichen Kontrolle stehende, uns zunächst unerklärliche Prädisposition der Seele. Gerade hier aber ist sehr viel daran gelegen, daß wir diese unsere bedenklichen, gefährlichen Seiten gründlichst kennen lernen, und daß wir nicht ermüden, das Einseitige, Schiefe, Verkehrte, Uebertriebene an uns zu bekämpfen, damit das Gute, von Uebermaß befreit, eine Gabe zum Dienst des Herrn und Seiner Gemeinde werden möge.

Hier will ich gleich noch an ein anderes erinnern, was allerdings beinahe allen Menschen mehr oder weniger anklebt, einem evangelischen Pastor aber besonders schädlich werden kann im Umgang mit allerlei Leuten. Es ist dies die *Laune*, das launische Wesen, jener uns selbst oft unbegreifliche Wechsel unserer Gemütsstimmung, der uns vielleicht das eine Mal rein unmöglich macht, was wir sonst mit Lust gethan hätten, der uns bei den geringsten Anlässen in Schwierigkeiten verwickeln kann, wo wir in anderer Laune kaum gewußt hätten, eine Schwierigkeit künstlich zu ersinnen. Ich weiß kaum, ob ich die Laune einen Naturfehler oder einen Charakterfehler nennen soll. Gewiß ist, daß die Natur, daß äußerliche körperliche Zustände sowohl, wie die angeborne Seelenanlage sehr viel damit zu thun haben; und noch gewisser, daß wir uns mit dieser Rückbeziehung auf die Natur und ihre Gewalten gewöhnlich vor uns selbst zu entschuldigen suchen, wenn wir in der Laune gethan haben, was wir viel besser nicht gethan hätten. Nun ist kein Mensch, auf den körperliche Zustände nicht einwirken würden. Der Fehler ist nur, daß die Leute eben tausendmal nicht wissen, wie uns zu Mute ist, daß sie an den Prediger, wenn nicht in der Theorie, doch in der Praxis stets den Anspruch machen, daß der Geist die absolute Herrschaft über das Fleisch haben soll. Das ist freilich viel leichter fordern, als gewähren. Uns aber entsteht auch hieraus die nicht leichte Aufgabe, unser eigenes Wesen mit seinen gefährlichen Inklinationen gründlich kennen zu lernen, besonders zu bedenklichen Zeiten wachsam zu sein über uns, und sobald wir bemerken, daß der Barometer des Innern auf stürmisches Wetter deutet, behutsam die Segel einzuziehen. Ja, selbst die Stunde *guter* Laune ist gefährlich im Umgange, in dem wir gewöhnlich stehen, und nicht genug kann daran erinnert werden, daß, so lange die Seele nicht frei,

sondern von Laune beherrscht ist, jedes Wort, jeder Ausdruck des Gefühls, Gedankens, Willens unter doppelte Censur und zwar des Heil. Geistes gelegt werden sollte. Es hängt kaum von etwas anderem das Lebensglück eines Menschen so sehr ab, als von der Beherrschung der Laune. Das gibt sich kund im täglichen Leben, im Zusammensein mit den Unsrigen, in allen Lebensverhältnissen. Niemand sollte aber darauf mehr achten, als der Prediger gegenüber den Gemeindegliedern. Sie gestatten ihm, dem Träger des Amtes, nicht den Wechsel der Stimmungen. Ein launisch bitter hingeworfenes Wort kann wehe thun, Unheil anrichten, den Freund zum Feinde machen. Ein in lustiger Laune unbedacht hingeworfener Ausdruck kann dich den Leuten von einer bisher ungekannten, ungeahnten Seite zeigen. Du benimmst dich einmal in der Laune ungeschickt, unpassend, und für immer wird ein Verdacht gegen dich rege, und das Vertrauen, das du vorher genossest, ist entschwunden oder wenigstens gestört. Es macht uns Predigern selbst kaum etwas anderes die Amtsführung schwieriger, als das launische Wesen. Tritt etwa in die Mitte deiner Konfirmanden verstimmt, verdrießlich, mißmutig. Da will's nirgends gehen. Du ärgerst dich, die Jugend wird verwirrt und mutlos. Warum geht es ein andermal so leicht? Sie sind so ziemlich dieselben, aber du bist heute ein anderer. So wird dir manchmal das Predigen gar schwer; du bist nicht in der rechten Laune. Also soll's von der Laune, von der zufälligen, vorübergehenden Stimmung abhängen? Das ist nicht gut. Dagegen wollen wir kämpfen. Den innern Frieden, die rechte Ruhe des Gemütes, die Gleichförmigkeit des Geistes, die Uebereinstimmung mit uns selbst wollen wir uns zu bewahren suchen, und der Erfolg ist aller Ausdauer, aller Geduld, aller Arbeit an uns selbst auch in diesem Stücke wohl wert. — -- — —

Auch daran darf und muß erinnert werden, daß der Prediger berufen ist, durch seine Bildung einen gewissen wohlthätigen Einfluß auf seine Umgebung auszuüben. Das kann er besonders in unsern Zeiten durch das Mehr seines Wissens gar nicht. Denn es ist viele Wissenschaft jetzt Gemeingut beinahe aller Stände geworden. Beinahe in allen Kreisen der Gesellschaft finden sich jetzt Leute, die mit einem gewissen Achselzucken auf den Herrn in schwarzen Kleidern (?) blicken, weil sie von ihm vornweg voraussetzen, daß er in seiner theologischen Weltanschauung, als in einer Mönchszelle, sitzen geblieben sei, und an dem Riesenfortschritt der übrigen Welt wenig Anteil genommen habe. Wir können zugeben, daß es oft gut wäre, wenn wir mehr wüßten; denn man trägt nicht schwer am Wissen, wohl aber am Nichtwissen. Allein der Einfluß des Pastors im Umgang mit den Menschen darf nie vom Wissen als solchem abhängen; er ist kein Professor. Wohl aber soll sein Benehmen stets ein durchaus anständiges, würdiges, gebildetes sein. Und schrecklich irrt, wer meint, Bildung sei die steife Anbequemung an die sogenannten Modesitten, wer in der

Handhabung dieser seine Bildung sucht, wer meint, er müsse seine Befähigung zum Stutzer überall preisgeben. O nein, nur das nicht! Den heiße ich den wahrhaft Gebildeten, der unbefangen allen Verhältnissen, wie er sie vorfindet, sich anpassen, überall, auch bei den Aermsten, recht zu Hause sein kann und zeigt, daß er die Aeußerlichkeiten der Sitte in der Gewalt hat, nicht aber sie ihn. Der wird in alles, nur nicht in das Böse, Schlechte, sich schicken, ob er bei Hohen oder Niedern, Reichen oder Armen es finde. Ihm wird's gar oft gelingen, den Mangel an Bildung, wie die Welt sie fordert, bei andern zu verdecken, und unter einer rauhen Decke, daran die leere Welt sich stößt, wird er gar oft viel Edles, Liebenswürdiges, wahrhaft Schätzenswertes zu finden wissen. Er wird im geselligen Verkehr mit allen Menschen nie vergessen, was er seinem Amte schuldig ist, und eben durch dieses in allem vorsichtige Benehmen wird er auf seine Umgebung unwillkürlich einen veredelnden, heilsamen Einfluß ausüben. Denn auch der ganz unchristliche Mensch erwartet vom „Geistlichen" ein seiner Amtswürde entsprechendes Verhalten, und er muß tief gesunken sein, wenn er am Diener der Kirche und Gottes einen Diener und Mitgenossen weltlichen, leichtsinnigen Wesens haben mag.

Reden wir aber einmal von Bildung unter uns, da wollen wir damit nur ja unter den Leuten nicht auftrumpfen. Es ist eine der größten Schwachheiten, sich auf eine Stärke berufen, die gerade, wo es gilt, niemand merkt. Da ist's gefehlt, wenn du die Leute daran erinnern mußt, daß du mehr weißt, daß du die Dinge besser verstehst als sie. Das geht am allerwenigsten in freien Verhältnissen, wie die unsrigen sind, wo der Amts-Nimbus ganz verschwunden ist, wo dein Titel wenig besagt, und wo keine exekutive Gewalt im Hintergrunde deinen Worten Nachdruck verleiht. In rein geistlichen Sachen mag dein Wort oft entscheidende Geltung haben. Da traut man dir, als ordentlich berufenem Prediger, schon zu, daß du der Wahrheit Meister seiest. Wehe dir, wenn vollends der Glaube weicht! Aber in allem, was das praktische Leben, die Zustände der Gemeinde, ihre Lenkung und Verwaltung betrifft, da berufe dich doch ja nicht, wenn's sonst nicht gehen will, auf deine Bildung, deine Einsicht, dein Besserwissen. Das wird die Leute nicht überzeugen, daß du Recht habest, wenn anderes, wenn wirkliche Gründe sie nicht überzeugten. Du wirst aber der Gefahr am leichtesten entgehen und dir manche Beschämung ersparen, wenn du scharf dich an die apostolische Vorschrift hältst, nicht in ein fremdes Amt zu greifen. Will einer weiter greifen, als sein Hirtendienst an sich ihn führt, dann ist er eben in Gefahr, einen Einfluß ausüben zu wollen, auf den seine Kräfte nicht berechnet sind. Den Mangel ersetzt keine anderweitige Bildung. Und selbst in dem, was rein dem geistlichen Amte zugehört, ist's schon nicht wie es sein soll in evangelischer Gemeinde, wenn dir die Leute nur nachgeben,

weil sie denken, du müssest das besser wissen. Es ist ein schönes Zeichen wohl von Vertrauen; aber wenn du nur von außen etwas an die Leute hinbringst, wenn sie sich's zwar gefallen lassen, wenn's aber nicht in ihnen lebt und aus ihnen, dann ist's ein Zeichen von einer Kluft zwischen deinem Geist und zwischen dem Geist der Gemeinde, die auszufüllen uns angelegen sein sollte.

Ist's nötig, daß ich noch warne vor der Disputiersucht? Zwar wenn wir Pastoren zusammenkommen, da wird gewöhnlich disputiert und oft gar hitzig. Hat aber nichts zu sagen. Es gibt doch keine vergnügteren Leute im geselligen Zusammensein als uns disputierende Theologen. Aber mit anderen Leuten — da will ich warnen und an den Spruch vom Riegel und vom festen Schloß am Mund erinnern. Nein aufs Disputieren eines Pastors mit Gemeindegliedern oder Kirchenräten oder Ungläubigen oder Gottlosen oder Spöttern ist nichts zu halten. Eine ernste Unterredung unter vier Augen, ein ruhiges Austauschen der Ansichten über dunkle Punkte, damit sie klarer werden, das heiße ich kein Disputieren. Aber das Sichherumzerren in Worten, wo sich's doch nur um das alte Thema handelt: Ich weiß es besser! — das laß ferne sein. Es kommt nichts dabei heraus als Verdruß und Schmach. Und auch mit den Unordentlichen laß dich nicht ins Certieren ein. Es macht sie nicht besser; sie wissen doch schon, was du ihnen da sagen willst. Und vollends mit den Spöttern, mit denen, die gerne eine Lanze mit dir brechen wollten, mit den Maulrittern des Unglaubens, nein, laß dich in keinen Disput mit ihnen ein; denn was wird's gewöhnlich werden? Du wirst lächerlich, sie vielleicht bitter, und du ziehst mit einer Unbefriedigtheit ab, die dir Zeugnis genug ist, daß du nicht erzielt hast, was du wolltest. Kannst du nicht ausweichen, so sieh', ob's redliche Leute sind, die du vor dir hast, und zeuge nur von dem, was du an deinem Glauben hast, und daß du ohne den nicht sein möchtest. Rede als Christ und laß den Pfarrer, Theologen und Philosophen zu Hause. Es gibt immer allgemeine Wahrheiten, die für alle auch ernst genug sind; an sie knüpfe an und appelliere ans Gewissen eines jeden. Dort hat der Glaube vornweg einen guten Advokaten bei allen. Aber thu' es als ein Christ — mit Liebe in allem Ernst, ohne Leidenschaft und Bitterkeit. Dagegen „der thörichten, unnützen Fragen entschlage dich, denn du weißt, daß sie nur Zank gebären." (2. Tim. 2, 23.)

Und weil ich nun schon an dem kleinen Glied bin, das doch große Dinge anrichtet (Jak. 3, 5), da laß mich noch dir raten, dein Herz nicht auf demselben zu tragen, sei's beim Freund oder Feind. In aller Vertraulichkeit sei mißtrauisch, nicht gegen diesen oder jenen, sondern gegen alle, weil gegen die schwache menschliche Natur, auch gegen die deinige. Ich meine nicht, daß du vom andern Arges denken sollst; aber du sollst auch nicht zu gut von ihm denken, du sollst ihn mit deinen Mitteilungen nicht in Versuchung bringen. Die Zeiten

ändern sich, und du könntest deine Gutmütigkeit zu bereuen haben. Deine Verschlossenheit ist lange kein so großer Fehler als allzugroße Offenheit. Und ich habe immer bemerkt, die gerne andern zutragen, was sie bewegt, berührt, die sind auch am meisten offen für Zuträgereien anderer. Und auch im Hören, dem nicht auszuweichen ist, vergiß nicht, daß die rechte Interpretation mit scharfer Kritik viel ausmacht beim Theologen. (Sirach 19, 4 ff.)

Und endlich will ich noch mit Fragen statt mit Raten schließen. Machst du — als Pastor — einen Unterschied von reich und arm? Hast du gelernt, Feinde zu behandeln wie Freunde? Suchst da an jedem, mit dem du zu thun hast, eine gute Seite herauszufinden und die nützlich zu machen? Liebst du deine Freunde, weil sie eben die deinen sind? Hast du gelernt, gegenüber dem Urteil der Leute das rechte Maß zu treffen zwischen stumpfer Gleichgültigkeit und krampfhafter Empfindlichkeit? Und endlich: Du bist vielleicht voll Klugheit, voll Welterfahrung, ein rechter Menschenkenner — benützest du's in lauterem Sinne zur Ehre Gottes und zu dem Wohl der Herde, die du weidest, und dienest du nicht dir selbst damit?''

Am Krankenbett.

Eine Reihe von wertvollen Ratschlägen und Winken, die aus seiner eigenen reichen Erfahrung an Krankenbetten hervorgewachsen sind, hat er in zwei Aufsätzen im Kirchenfreund (November und Dezember 1857) niedergelegt, denen wir folgende Auszüge entnehmen:

,,Es wird manchem Prediger schwer, mit Leuten, die man gewöhnlich zu den Gebildeten, dem höheren Stande Angehörigen zählt, umzugehen, und diese Schwierigkeit findet sich besonders beim Krankenbesuch solcher Leute. Man denkt an gewisse höhere Ansprüche des Umgangs, den solche Leute machen, fühlt sich leicht befangen, will nicht für ungezogen und grob bei ihnen gelten, und gar oft setzt man bei ihnen gröberen oder feineren Unglauben als das Gewöhnliche voraus. Besonders bei den Deutschen ist allerdings der Unglaube oder doch die Zweifelsucht, namentlich in den gebildeten Ständen weit verbreitet. Ja, gewisse populäre Einwürfe gegen das geoffenbarte Wort so wenig sie inneren Wert haben, sind beinahe unter allen Klassen heimisch geworden und haben mächtigen Einfluß. Laß dir nun solche Dinge nur nicht imponieren, es ist nicht der Mühe wert. Statt auf bloße Voraussetzungen hin zu handeln, fühle dem Patienten vorerst ein wenig den Puls, natürlich im geistlichen Sinne. Du bist gerufen, du kommst als Diener Gottes, als Träger des Amts. Kein Mensch wundert sich, wenn du thust, was deines Amtes ist. Oft lassen dich ein paar schickliche Fragen, die du anbringst, bald das Nötige erfahren. Du erfährst etwas über den Erziehungsgang, Lebensweg, Verhältnis zur Kirche und kirchlichen Sitte und hast vielleicht

bald ein Geständnis, das dir die Denkweise und die Gesinnung des Kranken in den nötigen Zügen kund thut. Da wirst du ferner nicht aufs Ungewisse gehen. Und denke nur nicht, daß dem Gebildeten ein anderes Evangelium not thue als dem Ungebildeten. Sprich nur mit ihm die schlichte, einfältige Sprache der Schrift. Sei nur nicht gesucht und gespreizt, wolle dich nur nicht zeigen als belesen oder gelehrt oder originell. Merkt der Patient es nicht, daß du auf Stelzen gehest, dann täuschest du ihn und dich. Merkt er es aber, dann wirst du ihm widerwärtig und verächtlich. Wer die Realität der Realitäten vor sich hat, nämlich die Ewigkeit und den Tod, der will nichts Unreelles an seinem Sterbelager haben, er will einfachen Ernst, schlichte Worte, Wahrheiten, zu denen Gewissen und Herz Ja und Amen sagen; da will gerade auch der Gebildete nichts Absonderliches, sondern er braucht eben auch die eine gemeinsame, allen heilsame Arzenei. Oft klingt ein Bibelspruch im Herzen eines Menschen, der vielleicht in vielen Jahren wenig Bibelsprüche gehört, lieblicher, kräftiger an, als das gewürzteste Wort, das du ihm sonst sagen könntest, und wer weiß, wie viel aus längst vergangenen Zeiten beim Klang des Bibelwortes in dem Menschenherzen wieder aufwacht. Du bist jedenfalls in einfältiger, evangelischer Sprache auf deinem rechten Territorium. Du sollst ja Evangelium bringen. Es gibt Prediger, die es oft zudecken wollen, daß sie Prediger sind. Das ist weit gefehlt, ist Sünde und die größte Thorheit.

Man hat oft bei Kranken Not, nur auch ein Wörtchen aus ihnen herauszubringen. Kaum, daß sie ein schwaches Ja und Nein vernehmen lassen. Daran ist nicht immer der körperliche Leidenszustand schuld. Gar oft werden sie durch den Zuspruch des Predigers auf ein Gebiet versetzt, auf dem sie sich eben gar nicht heimisch fühlen. Der Pastor kommt in Verlegenheit, und es ist auch wahr, daß sich die absichtliche Mundsperre solcher Stummen bisweilen zur Unart gestaltet. Man urteile aber nicht voreilig. Manche Menschen sind ihrem Naturell nach verschlossen, schüchtern, fürchten etwas Ungeschicktes etwa zu sagen. Es wird sich aber die Schwierigkeit vielleicht heben durch das Vertrauen, das sie zu uns gewinnen lernen, besonders, wenn die Besuche sich wiederholen. Doch kommt's ja wahrlich auf das Reden nicht an. Man hat viele andere Zeichen, die uns die Teilnahme des Kranken an dem, was wir ihm zu sagen haben, kund thun, aus denen man mit etwas Beobachtungsgabe abnehmen kann, ob er sich das Wort der Ermahnung, Ermunterung, des Trostes aneignet oder nicht. Lieber stille Kranke, als solche, die den Geistlichen durchaus gar nicht zum Worte kommen lassen, die ihre Bibelkenntnis auskramen oder einen ganz tüchtigen Schulsack von Kirchenliedern ausleeren, sich auch nicht wenig darauf einbilden und leider selbst das Beste, das sie wissen, nicht *erkennen*. So billig nun auch der Wunsch ist, ein Zeugnis in klaren Worten vom Kranken über seinen

inneren Zustand zu erhalten, so fordere man doch ja nicht zu viel hierin. Die zur Seligkeit nötige Erkenntnis läßt sich ins kürzeste, in ein Sprüchlein fassen. Manchem Gesunden wird es schwer, nur auch ein paar Gedanken in klarem Zusammenhang auszusprechen, geschweige einem Kranken. Also ein expliziertes Bekenntnis ist da gar oft nicht zu erwarten. Der einfältige Glaube, ein kindliches Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in Christo ist doch vielleicht im Grunde des Herzens, und wenn mir jemand gar zu viel von seiner Armensünderschaft vorplaudert, gar zu viel von der Demut peroriert, mit frommen Floskeln um sich wirft, dem traue ich vornherein nicht recht. Es ist sehr oft eben oberflächliches Gerede, und steckt der geistliche Hochmut deutlich den Kopf dahinter vor. Bleiben uns die Patienten still und stumm mehr als uns lieb ist, dann ist die Frage noch, ob wir auch den rechten Ton angestimmt haben. Bisweilen mag dies begegnen, daß ein Kranker lange nichts sagt, da hörst du auf einmal, wie er dir einen Kernspruch, den du anführst, aus Herzenstiefe nachspricht, oder wie gern er dir das Sündenbekenntnis nachbetet — und thue ihm die Wohlthat und sag's ganz langsam vor — oder wie er an einem schönen Vers aus einem Paul Gerhard und andern seines edlen Geschlechts Halt nimmt. Du merkst, da ist jetzt das rechte Register gezogen, da erbaust du ihn, und wahrlich, er erbaut wieder dich.

— — — — — — —

Besonders lästig ist es, je und je im Zimmer des Kranken eine Schar von Leuten, die oft nicht einmal zur Familie gehört, zu finden, die gar oft viel weniger Teilnahme, als Neugierde herbeiführt. Wenn Privatbeichte zu irgend einer Zeit vom höchsten Werte für ein geängstetes Gewissen werden kann, so ist's an einem Sterbebett. Da bedarf es oft des ernsten Zuspruches, und da ist manches Herz bereiter als je sonst, sich zu bekennen, und Rat und Trost zu erhalten. Aber wie störend und hindernd ist da eine Schar neugieriger Zuschauer, die oft noch gar sehr empfindlich sind, wenn man sie bittet, sich ein wenig entfernen zu wollen, damit der Seelsorger seines Amtes bei dem Sterbenden warte. Störend sind oft auch gewisse Einflüsse, die nicht immer so wohl gemeint sind, als man uns glauben machen will. Da findet sich je und je an einem Krankenlager ein lutherischer Geistlicher ein, den man gerufen, aber die Sympathie führt vielleicht auch einen Methodisten, einen Baptisten und andere herbei. Wie das dem Kranken so wohl thun muß! Es bedarf nicht der besondern Bemerkung, daß der Geistliche sich aller und jeder Einmischung in fremde, seinem Amte nicht zustehende Angelegenheiten in solchen Augenblicken bei einem Sterbenden völlig zu enthalten, und daß er, was ihm etwa hier anvertraut wird, heilig als Geheimnis seines Herzens zu bewahren hat. Die Frage, warum die Seelsorger bei weitem nicht mehr in dem hohen Grade, wie früher, Ge-

wissensräte sind, verdient eine ernste Erwägung. Der bloße, leichte Unterhaltungston, mit dem sich manche an Krankenbetten begnügen, ist oft auch schuld, daß der Ernst, den sie amtlich endlich doch anzunehmen suchen, keine rechte Wirkung haben will. Und verderblich ist gewiß in hohem Grade die Schwatzhaftigkeit, mit welcher manche Geistliche sich in Hausangelegenheiten ergehen, nach allen möglichen Dingen, die sie gar nichts angehen, aus purer Naseweisheit fragen, sich mit den Leuten gemein machen, oft in widerwärtige Zwischenträgereien verwickelt werden und an Achtung verlieren, statt daß sie ihre Absicht erreichen, nämlich „recht populäre Leute" zu werden.

Die Meinung ist nicht die, daß du in gesuchter Amtswürde und ceremoniöser Steifheit auftreten sollst. Das sei ferne von dir allermeist auch am Krankenbette. Zeige nur herzlich und natürlich deine Teilnahme auch an den äußern Umständen und thue nicht so fremd, oder man behandelt dich fremd. Aber alles in rechtem Maße, mit Weisheit und zarter Rücksicht. Kannst du mit gutem Rate, vielleicht mit ärztlicher Kenntnis auch dem Leibe dienen, das mag nach Umständen, wo weit und breit kein Arzt ist, recht nützlich und heilsam sein. Aber sei behutsam, daß dir über der Sorge für den Leib nicht die Seele entschwinde, die deines Amtes erste Aufgabe ist. In früheren Zeiten war eine gewisse Bekanntschaft mit den gewöhnlichsten Krankheiten und deren Heilung an Predigern in abgelegeneren Orten sehr hochzuschätzen, ebenso auch einige chirurgische Kenntnis. Jetzt noch mag sich's so treffen an einzelnen Orten. Aber im ganzen hat es ja, besonders in Amerika, viel mehr Aerzte als Pastoren. Darum greife nicht ohne dringende Not in ein fremdes Amt und vergiß nicht, daß man auch hierin nicht leicht zwei Herren dienen kann. Gute Dienste wird es leisten, den Einfluß zu beobachten, den Krankheiten auf das Gemütsleben ausüben. Es wird uns manches, was uns an Kranken begegnet, dadurch leichter erklärlich. Ist es wohl nötig darum, zu erinnern, daß es uns ziemt, uns an den Anblick aller Krankheiten zu gewöhnen? Das wird dem einen viel schwerer, als dem andern. Manchen kostet es die größte Ueberwindung, eine offene Wunde zu sehen oder auffallende Krankheitserscheinungen, ja, es fehlt nicht an solchen, die dabei oft kränker werden, als der Kranke. Da ist bisweilen mit aller Gewalt nichts zu bessern. Naturam si furca expuleris, revertetur.*) Doch vermag ein fester Wille viel. Unartig aber ist's von den Leuten, wenn sie uns zu Kranken rufen, deren Krankheit uns verschweigen, und wenn nun plötzlich, ganz unerwartet, ein Schreckbild von Krankheitsform vor uns liegt. Da ist mancher sonst kräftige Mann vom Schrecken und Ekel ergriffen und

*) „Wenn du die Natur auch mit der Gabel austreibst, wird sie doch wieder kommen." Gewöhnlich in der Form des bekannten lateinischen Hexameters citiert:

Naturam expellas furca tamen usque recurret.

selbst oft auf lange Zeit krank geworden. Es ist aber gut, wenn man sich gewissermaßen abstumpfen kann gegen solche Eindrücke. Ueberhaupt ist es eine gute Sache, wenn man fähig ist, den Ekel und ähnliche unangenehme Empfindungen zu bemeistern. Selten partizipiert jemand an anatomischen Versuchen am menschlichen Leibe, ohne daß er einmal und öfter krank wurde. Nach und nach verliert sich dies Gefühl. Bei ansteckenden Krankheiten mag man ja wohl einige Vorsicht gebrauchen, doch ist die Hauptsache, daß wir nicht ängstlich sind. Dazu helfen Wachholderbeeren und Essig lange nicht so gut, als ein anderes Heilmittel. Ich will's nicht nennen; es kommt auch nicht aus Wald und Apotheke.

An der Kenntnis des äußern Menschen ist für uns am Krankenbette nicht so viel, aber an der des innern sehr viel gelegen. Daß man doch ein Leben an den Gesichtern ablesen könnte! Man könnte es auch, wenn man die rechten Augen hätte. Weil die fehlen, liest man oft etwas auf den Gesichtern, was gar nicht darauf ist. Da wird dann auf ganz falsche Symptome hin gedoktort, und der Kranke und andere sind sogar bisweilen froh, daß sie uns auf eine falsche Spur geführt haben. Das ist nicht gut und hat schon zum Spott über uns und unser Amt gedient. Nun soll man gewiß keine argen Gedanken im Herzen haben, aber Vorsicht, ja Mißtrauen haben ihr Recht. So wie die Dinge stehen, kann selten ein Pastor sagen, daß er alle seine Gemeindeglieder kenne, und oft findet er aus, daß er sogar die nicht kennt, die er meinte zu kennen. Wie uns nun Menschenkenntnis vielfach not thut, so besonders am Krankenbette. Und hier ist wieder eine besonders günstige Gelegenheit, sie zu gewinnen, zu mehren. Man hat da oft Anlaß mehr als sonst, die Menschen auszufinden. Da hört man vieles, was uns einen Blick in den Gedankenkreis, die Geistesart, das Leben der Leute thun läßt. Da lernt man einsehen, wo es besonders fehlt, was sie bedürfen. Darum werden Krankenbesuche noch viel mehr als Hausbesuche überhaupt für unser Amt wichtig. Sie können zu großem Segen werden nicht etwa nur für die unmittelbar Betroffenen, die Kranken und deren Angehörige, sondern für uns selbst, die wir da auf vieles aufmerksam gemacht werden, was vielleicht sonst unserem Blicke entginge. Da lernen wir die Mängel christlicher Erkenntnis, die vielartigen herrschenden irrtümlichen Ansichten, da oft die Zustände des Familienlebens nach manchen uns sonst nicht so leicht sich offenbarenden Seiten kennen. Da, wenn wir mit den Kranken reden, lernen wir einsehen, welche Sprache ihnen taugt, was ihnen besonders nötig ist, welche Fragen und Gedanken sie beschäftigen, was sie eigentlich vom Christentum wissen, welche Vorstellungen sie damit verbinden, auf was für Stützen sie sich verlassen, was der Zustand der Seelen ist. Darum ist hier manches Vorstudium zur Predigt zu machen, und es wird uns selbst im Krankenzimmer oft ernstlich gepredigt. Wir wer-

den auf manchen Irrtum aufmerksam gemacht, daran wir leiden, und es kann dienen, daß der Umgang mit Kranken uns brauchbarer macht für die Gesunden. So wird der Krankenbesuch zum Segen für uns, für das Amt, für die Gemeinde. Er wird ein Mittel, das Band zwischen den Seelen und dem Seelsorger enger und fester zu machen. Wen der Herr besonders nahm vom Volke (Marci 7, 33.), wen Er gewaltsam vielleicht durch Krankheit losriß von den Verkettungen mit der Welt, ihren Kindern und Sorgen, dem will Er auch in Leidensstunden, ja noch auf der „Angstbank" eines Sterbelagers Gutes thun, und wir dienen Ihm, dem Herrn, wenn wir dem Aermsten, oft von aller Welt Verlassenen die rechte Arzenei im Namen des Arztes aller Aerzte bringen. Er gibt uns selbst die rechte Weisung auf unsere Krankenbesuche, und Er verheißt das Höchste, wenn Er uns erinnert, daß Er uns gerade diese Gänge auch nicht vergessen, sondern sagen werde: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt Mich besucht."

Aus dem Gemeindeleben.

Nachdem wir in diesen pastoral-theologischen Blättern die Art und Weise kennen gelernt haben, wie unser Freund sein Amt als Hirte der Gemeinde auffaßte und mit allem Ernst, mit gewissenhaftem Einsetzen seiner Kraft und Zeit auszurichten bestrebt war, lassen wir ihn nun sein Leben und Wirken in der Gemeinde selbst in seinen eigenen Worten erzählen, so wie er seine Arbeit, Erfahrungen und Eindrücke in seiner Abschiedspredigt über Apg. 20, 32 vom 16. November 1884 geschildert hat:

„Es war im Sommer 1850, als ich besonders auf den Wunsch des mir mit Vertrauen und Freundschaft entgegenkommenden, am 1. September 1863 verewigten Pastors unserer Gemeinde, des Ehrw. Herrn Dr. C. R. Demme, durch den Kirchenrat als Hilfsprediger in eure Mitte gerufen wurde. Mein anderer Amtsbruder an der Gemeinde war damals der Ehrw. Pastor G. A. Reichert, mit dem ich auch bis an sein seliges Ende, nachdem er im Jahre 1854 wegen zunehmender Kränklichkeit resigniert hatte und von der Gemeinde abtrat, in brüderlicher und freundschaftlicher Verbindung geblieben bin. Auch der andere Mitarbeiter, der in hohen Ehren stehende Dr. Demme, zeigte damals bereits Spuren eines schweren, über ihn kommenden körperlichen Leidens, das auch durch eine im Jahre 1853 nach Deutschland unternommene Reise nicht gehoben wurde. Ich selber war um jene Zeit nichts weniger als gesund und kräftig. Im Jahre 1853 war ich im Sommer sechzehn Wochen lang zur Arbeit durch Krankheit unfähig, und mein Amt versah der damals auf Besuch hier verweilende, später als Professor an einer höheren Lehranstalt in Stuttgart verstorbene Kandidat K.

Günther. Ich erinnere mich recht wohl, wie ein nun längst auch entschlafener, mir freundlich geneigter Aeltester unserer Gemeinde bei einer Gelegenheit zu mir sagte: „Lieber Mr. Mann, es ist mir leid um Sie, aber Sie halten es bei uns nicht lange aus.“ Der liebe Mann hat menschlich geurteilt, ich aber habe es vierunddreißig Jahre ausgehalten, weil der starke Arm des Herrn mich erhalten und bis hierher gebracht hat.

Daß ich an die Arbeit unter euch mit Lust und Freude gegangen bin, das darf ich wohl sagen. Ihr habt mich dazu selbst gar vielfach ermuntert. Und gefehlt hat es an Arbeit nicht. Ich hatte als Hilfsprediger gewöhnlich nur nachmittags und abends am Sonntag Gottesdienst zu halten, nämlich Kinderlehre und Predigt. Im Winter 1850—1851 ging ich an den Sonntag-Vormittagen hinüber nach dem benachbarten Camden und fing dort in einem Saale an, den deutschen Lutheranern der Stadt zu predigen. Es war das ein kleiner und schwacher Anfang. Nachher ist dort die jetzt unter Leitung des Herrn Pastor Dizinger blühende deutsche lutherische Gemeinde entstanden. Hier in Philadelphia war unsere Gemeinde in stetem Wachstum begriffen und zwar besonders durch die damals so starke deutsche Einwanderung. Unsere Gemeinde erstreckte sich noch um jene Zeiten über die ganze Stadt hin. Ihre Glieder wohnten wie in ihrer Mitte, wo die alte Zions, und die noch ältere Michaeliskirche standen, so im Norden, Süden und Westen. In den damaligen “Northern Liberties”, wo seit 1830 die St. Pauluskirche steht, die ihren regelmäßigen Sonntags-Gottesdienst hatte, war schon seit langen Jahren zuvor auch, wie bei den andern Kirchen, Gemeindeschule in mehreren Abteilungen gehalten worden. Nachher wurden solche Schulen errichtet in der Gegend, wo um die Mitte der fünfziger Jahre die St. Jakobuskirche erbaut wurde durch unsere Gemeinde; ebenso im Süden der Stadt und dann auch im Westen, nämlich an der Südwest-Ecke der jetzigen Fairmount Avenue und der dreizehnten Straße. Die Schulen alle mußten besucht, und ihre Angelegenheiten im Schul-Komitee besprochen und besorgt werden. Zudem wohnten Gemeindeglieder in allen Teilen der Stadt, und daß ich meine Kranken vernachlässigt hätte, hat mir, so viel ich weiß, niemand nachgesagt. Die Fahrgelegenheit, die man jetzt in der großen Stadt genießt, hatte man damals nicht, und ich bin wohl Hunderte von Meilen zu Fuß nach allen Richtungen hin gegangen. Der Apostel Paulus sagt, Rühmen sei ihm nichts nütze; mir auch nicht. Auch habe ich nichts zu rühmen. Aber das will ich sagen, daß mir das freundliche Entgegenkommen von seiten meiner Gemeinde die Mühe und Arbeit leicht und gering gemacht hat.

Nun war aber im Laufe der Jahre mein Verhältnis zu der Gemeinde noch enger und fester geworden. Mein Amtsbruder, Pastor G. A. Reichert, verließ das Amt und die Stadt am 1. Juli 1854

wegen Kränklichkeit. Am Ostermontag desselben Jahres war ich von der Gemeinde mit 237 Stimmen, nachdem ich als Hilfsprediger meine vier Probejahre durchgemacht hatte, mit einer nahezu absolu= Stimmeneinheit als regelmäßiger Pastor erwählt worden. Jetzt wußte ich, daß ich hier an meinen Platz war hingestellt worden und ließ mich auch durch Ruf an andere Orte und Stellungen, wie z. B. an die St. Matthäus=Gemeinde in New York, nach dem Tode meines Freundes, des Ehrw. Pastor Dr. Stohlmann, nicht weglocken.

An viel Unruhe und vielerlei Sorgen hat es freilich nie gefehlt. In den fünfziger Jahren kehrte die Cholera ein paar Mal verderblich in Philadelphia ein. Auch das gelbe Fieber forderte wenigstens in den mehr südlichen Teilen der Stadt seine Opfer. Ich erinnere mich, daß ich in einem Jahre zweihundert und sechzig Beerdigungen beizuwohnen hatte; in einer Woche einmal sechzehn, während ich vier andere aus Mangel an Zeit abweisen mußte. In einem kalten Winter hatte ich einmal an einem Nachmittage auf einem Kirchhof vier Särge vor mir; die Personen waren von dem damals im nordöstlichen Teil der Stadt grassierenden Fleckenfieber hinweggerafft worden. Ich bin oft genug mit allen Arten von Krankheiten in Berührung gekommen in meinem Amte, wurde aber nie ergriffen. Ich sage diese Dinge hier, weil es immer noch unverständige Leute gibt, welche meinen, der Pfarrer habe nichts zu thun, als die Woche über seine Predigt für den Sonntag zu machen, und damit sei seine Arbeit abgethan.

Im Jahre 1864 wurde ich, als die Synode beschloß, in Philadelphia das evangelisch=lutherische Prediger=Seminar zu errichten, von ihr zum Professor an demselben berufen. Ich erhielt dadurch neuen Anlaß, mich in die Schrift und das Bekenntnis der Kirche mehr zu vertiefen und konnte etwas beitragen zur Ausbildung junger Männer für das heilige Amt. Und in diesem Dienste stehe ich auch jetzt noch. Beide Aemter, das des Lehrers und das des Predigers vertragen sich, so lange der liebe Gott Kraft dazu schenkt, vortrefflich miteinander und mögen einander zum Segen werden.

Nun erwuchs uns aber in unserer Gemeinde im Laufe der Jahre eine neue und bedeutsame Aufgabe. Die Gemeinde hatte sich sehr vergrößert. Unsere Schulen wurden für viele ein besonderer Anziehungspunkt, sich derselben anzuschließen. Immerhin ist dadurch vielen Kindern Gutes widerfahren, und die Gemeinde hatte Lehrer an derselben, deren Gedächtnis in Segen steht. Aber immer schwieriger wurde es, diese große, über die Stadt hin verbreitete Gemeinde ruhig und friedlich zu regieren und sie geistlich gehörig zu versorgen und zu fördern. Die Glieder, die um die in verschiedenen Stadtteilen errichteten Schulen her wohnten, fanden die Wege zu unseren im Centrum der Stadt gelegenen Kirchen bald zu weit. Sie hätten

gern ihre eigenen Kirchen gehabt. Man weiß, daß die Einwanderer besonders in unseren großen Städten, mit Geldmitteln namentlich in den Anfangsjahren gar nicht gesegnet sind. Grund und Boden, das Baumaterial und die Arbeit sind teuer. Da kam es denn endlich dazu, daß die Gemeinde den von unseren jetzigen deutschen lutherischen Gemeinden der Stadt dermalen benützten Kirchhof in Hart Lane ankaufte, und daß die alten, im Besitze der Gemeinde befindlichen Kirchhöfe, von denen der eine schon anfangs der fünfziger Jahre entbehrlich geworden war,*) der andere aber den Raum einnahm, auf welchem diese unsere neue Zionskirche steht samt den benachbarten Häusern von der Franklin bis hinüber zur achten Straße, entleert und verkauft wurden. Mit den dadurch erzielten Summen wurden die St. Pauls-Gemeinde und die an der Ogden und Fünfzehnten Straße, an welcher Herr Dr. A. Späth, mein werter Amtsbruder am Seminar, der von 1864—1867 mein Kollege an der alten Gemeinde gewesen war, als Pastor steht, und die Gemeinde an der Vierten und Carpenter Straße ausgerüstet, und sie haben nun ihre eigenen schönen Kirchen und sind blühende, selbständige Gemeinden. Auch die alte Zions- und die Michaelis-Kirche wurden verkauft, und Sonntag, den 11. September 1870, zogen wir in dieses unser neues und schönes Gotteshaus feierlich ein.

Mein Gedanke war gewesen, als im Jahre 1867 die Trennung der großen Gemeinde in ihre Teile, in neue Gemeinden vollzogen war — und das war in der That die bedeutsamste Begebenheit in der bald einhundert und fünfzigjährigen Geschichte der Gemeinde —, daß mir nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Ganzen zum Amt und Dienst bleiben werde. Darin aber hatte ich mich, wie oft in vielem andern, geirrt. Unsere neue Zionskirche freilich ist ein großer Bau und kam mir etwas zu groß vor. Aber ich freute mich von Herzen, daß sie sich recht ordentlich anfüllte. Viele Leute schlossen sich jetzt erst an uns an, und manche liebe alte Gemeindeglieder, ganze Familien, die in weiter Entfernung von der Kirche wohnten, wollten doch die alte Gemeinde, der sie so lange zugethan waren, nicht verlassen.

Besonders freute ich mich über das Wachstum der Sonntagsschule. Wir zogen mit ein paar hundert Kindern aus der alten St. Michaeliskirche, wo wir nach dem Verkauf der alten Zionskirche unsere Gottesdienste hielten, und dieschon anfing, für uns zu enge zu werden, in diese unsere neue Kirche ein und glaubten übrig Raum zu haben. Aber es war uns überraschend, wie die Schar unserer lieben Kinder von Sonntag zu Sonntag stieg, und mehr und mehr Bänke angeschafft werden mußten, bis endlich der große un-

*) An der Fünften und Cherry Straße gelegen, um die St. Michaelis-Kirche her.

tere Raum der Kirche nicht mehr ausreichte, die Bibelklasse nach oben verlegt wurde, die Abteilung der Kleinsten in den unteren Saal im Schulhause einzog, und wir elfhundert Kinder auf der Liste und oft sieben bis achthundert, zu Zeiten noch mehr an Sonntagen gegenwärtig hatten. Hier muß ich nun mit besonderem Danke der Lehrer und Lehrerinnen gedenken und namentlich auch unserer Herren Wochenschullehrer, die in der Arbeit an der Sonntagsschule so treulich und willig mitwirkten. Mit den lieben Kindern und deren Eltern bin auch ich denselben für ihre thätige Teilnahme verpflichtet worden.

Das versteht sich ganz von selbst, daß man eine Gemeinde, der man vierunddreißig Jahre und damit die beste Kraft des Lebens gegeben hat, nicht vergessen kann. Um so weniger, wenn man inmitten dieser Gemeinde glücklich gewesen ist. Das war ich bei und unter euch und ganz besonders in den letzten siebenzehn Jahren, seit wir eine besondere Gemeinde für uns selbst bildeten. „Lieben Brüder," sagt der Apostel zu den Aeltesten von Ephesus in unserem Texte. So sage ich zu euch, ihr Glieder unseres Kirchen-Rates; ihr habt mit mir in Liebe und Frieden gelebt und gewirkt, und ist manches Gute geschehen. Es war „fein und lieblich" (Ps. 133). Und wenn ich daran denke, wie gerne ich die langen Jahre her unter euch aus- und eingegangen bin, da wird meine Seele, ihr lieben Gemeindeglieder alle, mit Liebe zu euch, mit Dank gegen Gott erfüllt. Es hat mich tief bewegt, als vor einiger Zeit ein treues altes Gemeindeglied zu mir sagte: „Uns wird der Abschied umso schwerer, weil Sie uns nicht nur unser Pastor, sondern auch unser Hausfreund gewesen sind." Und freundlich bin ich überall aufgenommen worden, wo ich hinkam und anklopfte. Ich habe gute Stunden und auch Tage des Leidens mit euch tausendfach erlebt. Der Pastor hat ja besonderen Anlaß „sich mit den Fröhlichen zu freuen und zu weinen mit den Weinenden." Blicke ich auf diese vierunddreißig Jahre meines Amtes unter euch zurück, so drängt sich mir freilich die Frage auf: „Was hast du denn nun eigentlich auch in dieser langen Zeit ausgerichtet und erzielt? Was ist davon der eigentliche Erwerb und Gewinn für die Ewigkeit?" Und diese Frage ist genug, um mich zu beugen, zu beschämen und mir die Lust zu allem Rühmen gründlich zu benehmen. Und doch darf ich sagen, daß ich, da ich in jungen Jahren durchaus keinen besonderen Drang zum Predigen in mir verspürte, doch gerade in diesem Amte glücklich gewesen bin. Der Apostel hat recht, wenn er sagt, wer ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstlich Werk. Ich weiß und darf es in Wahrheit bezeugen, daß ich in keinem anderen Berufe die innere Befriedigung gehabt hätte, die ich in meinem Prediger- und Seelsorger-Amte hatte. Ihr möget mich verstehen oder nicht, aber das weiß ich, daß ich auf der Kanzel meine seligsten Stunden verlebt. Es ist

etwas ganz Herrliches, von der unaussprechlichen Liebe Gottes zu zeugen, Seelen Mut zu machen, daß sie Christum im Glauben ergreifen und auf den Weg des Lebens treten. Da liegt das Zeitliche, Weltliche, Eitle, Vergängliche, der täuschende Zauber des Sinnlichen hinter uns; da ergreift uns die Macht der Wahrheit und des Ewigen; der Reichtum des Wortes Gottes schließt sich uns auf, und wir trinken von dem Wasser, das da quillt ins ewige Leben.

Und nun, liebe Brüder und Schwestern, wie könnte ich euch je genug danken für alles, was ihr mir in diesen Jahren gewesen, was ihr an mir und den Meinen gethan habt? Ich weiß, manche unter euch wollen es auch jetzt noch nicht begreifen, daß ich, der heute noch frisch und munter euch erscheint, euch verlassen wolle. Es ist auch gar nicht meine Absicht, unthätig meine Tage, die mir noch werden mögen, hinbringen zu wollen. Als Lehrer an unserem Prediger-Seminar wirke ich durch die künftigen Pastoren auf einen weiteren Kreis. Und die Erziehung und Ausbildung junger Männer fürs Predigtamt ist doch auch für die Kirche und die Gemeinde und die Sache des Evangeliums unerläßlich. Hat man aber einmal sechsundsechzig Lebensjahre beinahe hinter sich, dann weiß man ja wohl, daß die Kräfte Leibes und der Seele nicht mehr zu, sondern abnehmen. Und ihr wollet doch nicht, daß ich als ein alter, abgelebter Mann, schwach an Körper und Geist, bei euch bleibe, mehr zum Schaden als zur Förderung der Gemeinde. Schließet euch jetzt um so mehr an meinen lieben Amtsbruder an, der nun an meiner Stelle der Mann eurer Wahl ist. Scharet euch um ihn, und der Herr wolle seine Arbeit mit Seinem Segen begleiten!

Frage ich mich, was mich gegen euch zu besonderem Danke verpflichtet, so ist es vor allem die Nachsicht, mit der ihr geduldig auch meine Fehler getragen habt. Ich habe Fehler, wie andere Leute auch, und vielleicht mehr Fehler, als mancher andere. Da hattet ihr manches zu übersehen und um der Liebe Christi willen zu vergeben. Ich freue mich, daß ich sagen darf, ich habe eure Achtung genossen. Ich habe mir meine Amtsehre bei euch nicht künstlich zu erringen irgend notwendig gehabt; ihr habt mir, nicht dem Kaiser, sondern nur dem Pastor, manchmal mehr Ehre gegeben, als mir gebührte. Das Vertrauen aber, das ich unter euch, von euch genoß, ist mir je und je zum Antrieb geworden, mich desselben würdiger zu machen. Und ich weiß, wie dankbar ihr gar oft das von mir euch verkündigte Evangelium von meinen Lippen genommen habt. Auch darf ich euch jetzt und an jenem großen Tage zu Zeugen aufrufen, daß „als ich zu euch kam, ich auch nicht kam mit hohen Worten oder hoher Weisheit," sondern ich habe bei euch auch nichts gewußt als allein „Jesum Christum, den gekreuzigten," und wir haben es oft von einander erfahren dürfen, daß diese Predigt, welche die Welt, von ihrer Weisheit aufgeblasen, nicht als Gottes Weisheit erkennen will, eine gött-

liche Kraft enthält zur Seligkeit und dem Menschen in seinem Innersten gibt, was nichts anderes ihm geben kann, und was durch nichts anderes zu ersetzen ist. Und nun — wo wollte ich anfangen, euch für alle und jede Liebe zu danken, die ihr mir erwiesen habt? Einzelne Erfahrungen heben sich da als besondere Lichtpunkte hervor. Da denke ich an die Freude, die ihr bei meiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführungsfeier und bei meiner Rückkehr von meiner Erholungsreise ins liebe deutsche Vaterland in überreichem Maße mir bereitet. Solche Stunden lassen einen unvergeßlichen Eindruck. Gott der Herr wolle euch das alles in reichem Maße vergelten! Wenn ich nun euch, die ihr noch um mich seid, heute von Herzen danke, so kann ich in dieser Stunde, die mich zugleich an meinen eigenen letzten Abschied von hinnen, der ja der Natur der Sache nach keineswegs ferne sein kann, lebhaft gemahnen muß, auch derer zu gedenken, die einst hier mit uns verbunden waren, hier auch oft unter dem Schall des Evangeliums saßen, nun aber durch das Blut des Lammes Gottes überwunden haben und am Throne stehen und vom ewigen Siege singen in den Hütten der Gerechten."

Stürme und Trübungen.

Daß es in der Verwaltung des Predigtamtes an einer so ausgedehnten und bunt zusammengesetzten Gemeinde, wie die alte St. Michaelis- und Zions-Gemeinde in Philadelphia, auch nicht an schweren Erfahrungen, an Trübungen und Kämpfen fehlte, läßt sich wohl denken, und die historische Treue erfordert, daß auch hier davon noch ein Wort geredet werde. Die große, entscheidende Frage, wie die alte Muttergemeinde den mehr und mehr wachsenden Anforderungen der Großstadt Philadelphia hinsichtlich der geistlichen Versorgung der deutschen Glaubensgenossen gerecht werden sollte, fand unter Dr. Manns Pastorat ihre endgiltige und einzig richtige Lösung durch eine friedliche Teilung, die freilich erst nach einer langen Periode von Sturm und Kampf zustande kam. Ein Jahrhundert lang war der Gedanke des unauflöslichen Zusammenhaltens der Kongregation in einem Gemeinde-Verband durchgeführt worden. Die Erbauung der St. Paulskirche in den sogenannten „Nördlichen Freiheiten" (Northern Liberties) schien im Jahre 1840 dieses Prinzip auch für die Zukunft als das allein giltige festzustellen, anstatt damals schon die St. Pauls-Gemeinde als eine selbständige Tochtergemeinde auszustatten und aus dem Verband der Mutterkirche zu entlassen, wurde das alte System des Beisammenbleibens festgehalten. Die spätere Geschichte der Gemeinde hat reichlich bewiesen, daß dies ein verhängnisvoller Irrtum war. Hätte man damals schon das Prinzip der klaren, friedlichen Ausscheidung von Tochtergemeinden anerkannt und durchgeführt, so wären der Mutterkirche später viele schwere Kämpfe

und Erschütterungen erspart worden! Als in den fünfziger Jahren die St. Jakobus-Kirche gebaut wurde, geschah es besonders durch den Einfluß von Pastor Mann, daß das Prinzip der selbständigen Gemeindeorganisation zum ersten Mal bei einer Mission von Zion zur Geltung kam. „Wir müssen," sagte er, „das Unternehmen finanziell und sonst mit allen Kräften unterstützen, aber es ist viel besser, daß die neue Kirche der neuen Gemeinde gehöre und ihren eigenen Pastor habe." Dieser Grundsatz wurde von da an für alle ähnlichen Unternehmungen der maßgebende und entscheidende. Aber die Anwendung desselben auf die frühere Geschichte der Gemeinde, d. h. auf das Verhältnis von St. Paulus und Zion, führte natürlich zu großen Verwicklungen und Kämpfen. Im Anfang der sechziger Jahre entwickelten sich die Dinge zu einer Krisis. Im Januar 1864 wurde dieselbe beschleunigt durch die plötzliche Resignation von Pastor G. A. Wenzel, der im Jahre 1854 als Gehilfsprediger an die Zionskirche berufen und später, als Dr. Demme zu schwach wurde, sein Amt weiter zu führen, Dr. Manns voller Kollege geworden war. Pastor Wenzel weigerte sich, einen von der Gemeinde in den Kirchenrat erwählten Mann in sein Amt einzusetzen. Die Folge war, daß alle mit demselben Kandidaten erwählten Männer, die sich mit dem Neuerwählten für solidarisch verbunden achteten, aus der Zionskirche sich entfernten, ohne sich von Pastor G. A. Wenzel installieren zu lassen. Sie zogen nach St. Paulus, wo Dr. Mann an jenem Sonntag den Morgengottesdienst hatte, und wurden dort von ihm förmlich in ihr Amt eingesetzt. Das führte natürlich zu einem Riß zwischen den beiden Pastoren und den Gemeindegliedern, je nachdem sie dem einen oder andern Recht gaben. Ein bitterer Parteigeist zerwühlte die Gemeinde. Die Streitpunkte wurden vor die Synode und vor das weltliche Gericht gebracht. Dr. Mann bewog jene von ihm installierten Männer, um des Friedens willen, wieder als Kirchenratsglieder zu resignieren und sich einer Neuwahl zu unterwerfen. Das geschah, und das Resultat war zum zweiten Male eine große Majorität für dieselben. Nun legte Pastor Wenzel sofort sein Amt nieder. Es waren das für Dr. Mann schwere Stunden, in denen er auch manche persönliche Kränkung erfahren mußte. Seine Stellung an der Gemeinde war ihm damals gründlich verleidet. Ernstlich dachte er daran, sein Pfarramt niederzulegen, denn er fühlte, daß er bei der damaligen Sachlage unter der Last seines Amtes zu erliegen drohte. Ein Ton gründlicher Verstimmung und tiefer Entmutigung geht durch seine Briefe und Aufzeichnungen aus jener Zeit. In solcher Stimmung traf ihn der junge württembergische Kandidat, der Schreiber dieser Zeilen, der im Juli 1864 auf Einladung des Kirchenrats herbeikam und zunächst als Hilfsgeistlicher, nach zwei Monaten aber durch einstimmige Wahl der Gemeinde als zweiter Pastor der Gemeinde an Dr. Manns Seite trat. Es war gewiß eine direkte göttliche Fügung,

daß der neue Ankömmling von all den Wirren und Schwierigkeiten in der Gemeinde vor seiner Ankunft keine Ahnung gehabt hatte, so daß er mit völliger Unbefangenheit in sein Amt eintreten konnte. Die alten Partei-Linien mit ihren Streitpunkten existierten nicht für ihn. An den älteren Pastor schloß er sich mit völligem Vertrauen an. Obwohl ein Altersunterschied von zwanzig Jahren zwischen ihnen lag, war doch auch so viel Gemeinsames, was die beiden rasch aufs innigste verband. Die württembergische Heimat, die Nähe der Geburtsstätten daselbst, mancherlei Familienbeziehungen von draußen, die vaterländische Universität Tübingen, auf der sie beide studiert hatten, — das alles gab Anknüpfungspunkte genug, die zu einem gegenseitigen Verständnis führten. Mit seinen reichen Erfahrungen im Leben der neuen Welt und ihren kirchlichen Verhältnissen war Dr. Mann dem jungen Freunde ein unschätzbarer Führer, an dessen sicherer Hand derselbe sich in dem neuen amerikanischen Horizont orientieren und zurecht zu finden lernte. Ein warmer Freundschaftsbund schloß bald die beiden fest zusammen. Das schöne Verhältnis zwischen den Pastoren äußerte sofort seine segensvolle Wirkung auf die Gemeinde. Der Parteigeist fand keine Nahrung mehr. Die Kirchen waren gleich voll, ob der alte oder der junge Pastor predigte. Die Mißverständnisse, die einen Teil der Gemeindeglieder eine Zeit lang Dr. Mann entfremdet hatten, verschwanden, und in herzlicher Liebe und Verehrung scharte sich alles wieder um ihn, wie in den ersten Jahren seiner Amtsführung. Den schönsten Beweis davon durfte er im September 1867 erfahren, bei Gelegenheit seines ersten Besuches in der alten Heimat. Ziemlich rasch und unerwartet war er im Monat Mai zu diesem Reise-Entschluß gekommen. Sein junger Kollege hatte damals schon seine Resignation an der Zionskirche eingereicht, um dem Ruf an die St. Johannis-Gemeinde zu folgen. Da überraschte ihn Dr. Mann mit der Bitte, diesen Sommer noch als Pastor der Zions-Gemeinde zu dienen, damit er seine hochbetagte Mutter noch einmal besuchen könnte. Natürlich sagte der junge Freund bereitwillig zu, obwohl die Sache für ihn viel Schweres mit sich brachte. Die St. Johannis-Gemeinde erwartete sehnlich, daß er sein Amt im Nordwesten ungesäumt antrete. Die Wohnung in der fünfzehnten Straße war bereits gemietet, und im Juni mußte dahin umgezogen werden. Für den Dienst an den drei Kirchen, die nun allsonntäglich Predigt verlangten, Zion, St. Paulus und St. Johannis, hatte Pastor Späth nur die Mithilfe des noch nicht ordinierten Kandidaten F. P. Mayser. Aber es ging mit Gottes Hilfe. Dr. Mann reiste, und als er im September nach Philadelphia zurückkehrte, bereitete ihm seine Gemeinde in der St. Paulus-Kirche einen herzlichen und ehrenvollen Empfang, daß er lebenslang auf jene Stunden, als auf einen Höhepunkt seines pastoralen Lebens in Philadelphia zurückschauen konnte. "After my absence of three months," schreibt er darüber an einen Freund, "I was greatly encouraged by

the symptoms of attachment I received from various quarters. My congregation gave me a grand reception in Church, and this was accompanied with such an outburst of good feeling toward me, such a natural and genial selfcombustion, that it made the return to the hard work I have before me much easier. I also received most valuable tokens of esteem and attachment from the congregation. — In my recollection my Germans never proved more liberal." (October 3d 1867.)

Gemeinde-Teilung.

Wie oben gesagt, wurde in diesem Jahre das schwierige Problem der Teilung der alten Gemeinde ernstlich in Angriff genommen. Die Emanuels-Gemeinde im Southwark (Pastor H. Grahn) und die St. Johannis-Gemeinde im Nordwesten gründeten sich, als wohl ausgestattete Töchter der alten Mutter Zion, ihr eigenes Heim. Dr. Mann hatte, wie wir sehen, schon bei der Entstehung der St. Jakobus-Gemeinde das richtige Prinzip dafür niedergelegt und stand auch jetzt treu und fest zu demselben. Er legte der Neubildung der jungen Gemeinden nichts in den Weg. Er förderte dieselbe durch seinen Einfluß. Aber nach seiner behutsamen, kritischen und nüchternen Art fürchtete er immer, daß ein zu rasches Vorgehen und Ueberstürzen der Sache des kirchlichen Fortschrittes mehr Schaden, als Nutzen bringen würde. Sein Grundsatz war, namentlich in kirchlichen Dingen, keinen Schritt vorwärts zu thun, den man vielleicht nachher ganz oder teilweise wieder zurückthun müßte. So war es nicht zu verwundern, daß er denen, die auf eine ungesäumte Durchführung der Gemeinde-Teilung und Neubildung drangen, manchmal allzu vorsichtig und zurückhaltend erscheinen mochte. Dagegen existierten für seinen jüngeren Kollegen so manche Pietäts-Rücksichten nicht, durch die der ältere, mit der Gemeinde mehr verwachsene Pastor, sich gebunden fühlte. Man darf wohl sagen, daß gerade auch für jene weitgreifende Reform-Bewegung der Gemeinde die beiden Kollegen sich ganz wohl ergänzten. Es gab wohl Differenzen, aber der Bund der Herzen war stärker als alle Meinungsverschiedenheiten, die dabei je und je zum Ausdruck kamen. Er bestand selbst die harte Probe, als Pastor Späth im Frühjahr 1867 seine Resignation beim Kirchenrat der Zions-Gemeinde einreichte. Dr. Mann wollte davon nichts hören. Noch Jahre lang pflegte er jenen Schritt seines jüngeren Amtsbruders scherzhaft als dessen „unvergebliche Sünde" zu bezeichnen. Und doch brachte derselbe damit nur die Grundsätze zur Geltung, die Dr. Mann selbst, von den ersten Tagen ihres Zusammenseins an, ihm eingeprägt hatte. „In diesem Lande soll jede Gemeinde ihren eigenen und einzigen Pastor haben, gerade, wie jede Frau einen Mann." Der ältere Kollege bot alles auf, den jüngeren zum Bleiben zu bewegen. Er bot ihm an, ihm das Pastorat an Zion zu überlassen; er selbst wolle dann St.

Paulus bedienen. Dagegen wurde auf der andern Seite betont, daß Dr. Manns Platz naturgemäß und im Einklang mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Gemeinde, an Zion sein müsse, und daß gerade dieser Schritt seines jüngeren Kollegen ihn an jenen Platz stellen werde. Die spätere Entwicklung der Dinge hat sattsam bewiesen, daß jener Schritt selbst für die Muttergemeinde nicht Verlust, sondern Segen war, indem er wesentlich dazu beitrug, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und dem Nutzen der friedlichen Teilung der Gemeinde in bestimmt abgegrenzte Pfarrdistrikte, allgemeiner, klarer und fester zu machen. Dr. Mann hat sich auch mit dem Resultat vollkommen ausgesöhnt. Er ist dem Pastor der St. Johannisgemeinde und dieser Gemeinde selbst um der Trennung willen nicht gram geworden, sondern allezeit ein warmer und treuer Freund geblieben, und er hat es in der von ihm handschriftlich ausgearbeiteten, am 31. Oktober 1868 begonnenen Chronik der Zions-Gemeinde, die vor uns liegt, zum öfteren ausgesprochen, wie viel schöner und befriedigender seine Stellung als alleiniger Pastor der Zionskirche geworden war.

Resignation und Abschied von der Zions-Gemeinde.

Nach dem friedlichen Ausscheiden der St. Johannis- und Emanuels-Gemeinde gab es freilich noch große und wichtige Arbeit zu thun, bis die Zions-Gemeinde mit ihrem alten Pastor als ein besonderer, klar begrenzter Kirchenverband dastand. Die alten Kirchen, Zion an der vierten und Cherry Straße, St. Michaelis an der fünften wurden verkauft. Am Franklin Square, auf einem Stück des alten Gottesackers, wurde das neue Zion mit Pfarrhaus auf der einen und Schulhaus auf der andern Seite gebaut; die Abfindung mit der St. Paulus-Gemeinde wurde nach langen, verwickelten Verhandlungen endlich zu Stande gebracht. Und nun erst genoß Dr. Mann die friedliche, schöne Stellung an der Spitze der alten Muttergemeinde, die sich fester als je an den altbewährten Hirten anschloß, der sie noch Jahre lang mit Wort und Sakrament bediente, bis er die Zeit gekommen glaubte, da er sein Amt niederlegen sollte.

Am 8. Januar 1883 legte Dr. Mann nach drei und dreißigjähriger Wirksamkeit an der Gemeinde dem Kirchenrat seine Bitte um Entlassung vor. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, gibt er in seiner „Chronik" in folgenden Worten:

1. Jetzt kann ich noch mit allen Ehren abtreten, denn die Gemeinde hat bisher keine Abnahme meiner Kräfte wahrgenommen. Aber da ich am 29. Mai dieses Jahres 64 Jahre alt werde, ist nicht zu erwarten, daß es mit mir noch lange so fort gehe. Zur rechten Zeit resignieren ist ein wichtig Ding.

2. Die Gemeinde ist in einem guten, ruhigen und friedlichen Zustand. In der Sonntagsschule stehen mehr als 1200 Kinder auf

unserer Liste, und oft sind an Sonntagen bei gutem Wetter von 7 bis 800 Kinder gegenwärtig. Auch höre ich, daß meine Predigten bei guter Witterung durchschnittlich besser besucht sind, als die Gottesdienste in unsern andern deutschen Gemeinden.

3. Unsere Gemeindeglieder wohnen außerordentlich zerstreut über die ganze Stadt hin. Allerlei Umstände tragen naturgemäß bei, sie von der Gemeinde abzuziehen. Man muß ihnen also besondere Aufmerksamkeit schenken oder andere neue Glieder zu gewinnen suchen. Das fordert unglaublich viele Zeit, und mir wird das bei Ueberhäufung mit andern Pflichten und Arbeiten, Professur am Seminar, Arbeit an der neuen Ausgabe der Halleschen Nachrichten und sonstigen litterarischen Beschäftigungen und bei vorgerücktem Alter immer weniger möglich.

4. Eine jüngere Kraft könnte bei treuem Fleiß und Willigkeit manches Gute für die Gemeinde erzielen und Missionsarbeit thun, die ich nicht mehr zu thun vermag. Und dazu ist auch der noch andauernde Zustand der Gemeinde ganz ermunternd.

5. Noch muß ich erwähnen, daß meine Familie mir hart anliegt, daß ich die Gemeinde aufgeben soll und im Blick auf meine Jahre und sonstige hinreichende Beschäftigung, etwas mehr äußere Ruhe suchen soll. Natürlich ist dies aber der Standpunkt der Familie. Indessen hat die Familie mich lange gedrängt. Ich habe aber nach langer vorsichtiger Erwägung den Schritt gethan, ohne ihr oder irgend einer Seele zuvor ein Wort zu sagen. Natürlich ist mir der Schritt nicht leicht geworden. Es ist ein schweres Ding, aus einer bald dreiunddreißigjährigen Verbindung, die wirklich eine innige und liebliche war, herauszutreten. Ich habe mit meiner Gemeinde vor zwanzig Jahren radikale Umwälzungen durchgemacht. Es waren schwere Zeiten. Aber die Achtung des bei weitem besten Teils der damals so ausgedehnten Gemeinde habe ich immer genossen. Seit 15 Jahren haben sich die andern evangelisch-lutherischen Gemeinden, mit Hilfe meiner alten Gemeinde, dieser Muttergemeinde, auf eigenen Fuß gestellt und selbständig organisiert. Seither habe ich mit meiner lieben Gemeinde in einem schönen Zustand der Liebe und des Friedens gelebt und unendlich viele Zeichen der Achtung, des Vertrauens und der Zuneigung empfangen. Gott sei gepriesen!" —

Am 23. Januar nahm der Kirchenrat die Resignation an und ernannte Dr. Mann zum „Ehren-Pastor". Dies wurde ihm „in einem sehr freundlich sich aussprechenden Dokumente zugestellt." Im Frühjahr wurde Pastor Alexander Richter, damals in Rochester, N. Y., zu seinem Nachfolger erwählt. Aber seine Gemeinde weigerte sich, ihn ziehen zu lassen. Nun beschloß die Zionsgemeinde — einstimmig in einer vom Kirchenrat einberufenen Gemeinde-Versammlung, daß Dr. Mann seine Resignation zurücknehmen und zunächst bei der Gemeinde bleiben, daß aber der Kirchenrat einen Hilfsprediger an-

stellen sollte. Die „Chronik" berichtet weiter wie folgt: „Nicht ohne ein gewisses Bedenken, da ich weiß, daß mich die Anstellung eines Kollegen im Gemeindedienst sehr viele schwere Gefühle und Erfahrungen kosten kann, gab ich mich, da doch ein Ausdruck des Vertrauens von seiten der Gemeinde darin lag, zu der Sache her. In der nächsten Kirchenratssitzung wurde dann mit meiner Bewilligung die Annahme meiner Resignation wieder in Erwägung gezogen, und die Wirkung derselben aufs unbestimmte suspendiert, (zurückgenommen habe ich sie nicht); Herr Pastor J. E. Nidecker aber sofort als Hilfsprediger ernannt."

In einem Freundesbrief vom 14. Juni 1883 sagt er noch darüber:

„Eben war ich daran, als wohl-emeritierter Pastor aus dem Hafen meiner Gemeinde auszufahren, da fährt mir das Schiff auf eine Sandbank. Der an meine Stelle erwählte Pastor sagt uns — wieder ab. Jetzt regt sich's unter meinem Volke hier, und die versammelte Gemeinde beschließt, daß ich noch auf unbestimmte Zeit bleiben, aber einen Hilfsprediger haben müsse. Da siehst du: „Alles fürs Volk" und „alles durchs Volk." So stehen die Dinge jetzt. Mein Weg ist nun noch ziemlich unklar. Indessen ist mein Haus bereits wie die Städte Tyrus und Sidon. Alles Chaos und das hellste Durcheinander in dieser Welt. — Das Geschirr aufgeräumt, das Meublement halb aufgepackt und eingepackt, und wir stehen da, wie die Kinder Israels vor dem Auszug aus Aegypten."

Im April 1884 schreibt er: „Von selbst versteht sich, daß meine Stellung in der Gemeinde bereits eine total veränderte ist, und daß ich, obwohl mir eine gewisse Achtung als dem alten Pastor zu teil wird, doch mehr und mehr in den Gedanken der Gemeinde in den Hintergrund trete. Das ist der Natur der Sache gemäß. Und doch scheint es noch nicht gewünscht zu werden, daß ich mich jetzt ganz zurückziehe. Das wird auch nicht lange auf sich warten lassen."

Im Mai wurde Pastor J. E. Nidecker zum regelmäßigen Pastor erwählt, und Dr. Mann durch einstimmigen Beschluß des Kirchenrats aufgefordert, seine dermalige Stellung noch fernerhin beizubehalten. Dies that er aber nur noch bis zum 16. November desselben Jahres, da er seine Abschiedspredigt hielt. Die Chronik aus seiner Feder schließt mit einer Beschreibung jenes Tages. „So habe ich denn heute von meiner Gemeinde Abschied genommen, und zwar in ganz ruhiger, ja ich möchte sagen, in gewissem Sinne freudiger Stimmung. An Rührung und Thränen fehlte es nicht. Aber darauf hinarbeiten wollte ich gerade gar nicht. — Der Tag hatte natürlich auch für mich viel Wehmütiges, aber er war doch zugleich für mich ein Ehrentag, wie man nicht viele erleben kann."

Einige Tage später schreibt er beim Blick auf die hinter ihm liegende Zeit seines Pfarramts an Zion an den Freund: „Ich habe

keine Ursache, mich zu beklagen. Ich habe der besten Sache zu dienen gesucht, der man auf Erden dienen kann, und ich habe in diesem Dienste eine innere Befriedigung gefunden und zugleich viele Liebe genossen, die mir beide wohl in keinem andern Beruf zu teil geworden wären. Blickt man freilich in die Zeit, wie sie ist, so ist zum Predigtamt immer weniger Ermutigung da. Denn leider gilt es auch in Amerika von Tausenden, und gerade von den Gebildeten, was Strauß von unserer Zeit gesagt hat: „Wir sind eben keine Christen mehr." Ich kann die Schiefheit des Wortes recht wohl verstehen. Aber die Zustände, wie sie sind, geben ihm eine Berechtigung. Natürlich, wir Theologen sind oft geneigt, den Kopf in den Busch unserer Theologie hineinzustecken und die Augen gegen die Welt zu schließen, die mit dem unserer Zeit eigenen Kurierzug des Fortschrittes an uns vorüberfährt mit mitleidsvollem Lächeln. Das ist nicht zu leugnen, daß sich durchschnittlich die Gebildeten aller Kulturvölker dem Einfluß der positiven Religion und ihrer Vertreter immer mehr und mehr entziehen, nicht weil sie sich zum brutalen Materialismus bekennen, sondern, als ob sie eine neue, den Zeitanschauungen mehr entsprechende Offenbarung erwarteten und „eines andern warteten". Dabei irren sie sich; aber daß das Christentum einer Umgestaltung, einer Krisis, einer neuen Evolutions-Epoche entgegen geht, das kann ich mir denken. Woher aber der erste energische Anstoß dazu kommen soll, daß muß die Zukunft lehren."

Achtes Kapitel.

Im Ministerium von Pennsylvania.

Das Synodalwesen. — Stellung und Arbeit in der Synode. — Stellung zur Generalsynode. — Plea for the Augsburg Confession. — Lutheranism in America. — Aufnahme der Melanchthon-Synode.

Am 17. Juni 1851 wurde Pastor W. J. Mann zugleich mit Dr. Charles F. Schäffer auf der Versammlung zu Allentown in das Ministerium von Pennsylvania aufgenommen, das zu jener Zeit etwa siebenzig Pastoren zählte. Was er selber von der Bedeutung und Aufgabe eines Synodalkörpers dachte, hat er in einem längeren Aufsatz über das „Synodalwesen" (im Kirchenfreund 1854, pp. 185 ff.) dargestellt. Hören wir ihn selbst wieder in den Hauptgedanken, die er über dieses Thema ausspricht.

Das Synodalwesen.

Er zeigt zunächst in einer historischen Einleitung, wie in der deutschen Staatskirche unter dem Schein-Episkopat des Landesfürsten und dem Konsistorial-Regiment in Wahrheit kein Platz für Synodal-Arbeit und Einfluß sein konnte. Nach dem theologischen Wind, wie er gerade im Konsistorium wehte, mußte sich die Kirchenfahne richten. „Da wurde denn in Lehre und Kultus gar gewaltig gehaust. Die alten Liturgieen wurden auf der rationalistischen Hobelbank glatt gehobelt und verloren die ungeschmeidigen orthodoxen Knorren, lernten aber im Stil der überschwenglichen, nach Sentimentalität duftenden Poesie der Ausrufungszeichen und Deklamation, auf Stelzen gehen. Die alten, herrlichen Kirchenlieder steckte man in die Zwangsjacke der Aufklärung, bis sie verständig und nüchtern wurden, und machte sich wenig daraus, nachdem man ihnen die Seele aus dem Leibe gezogen hatte, sie unter das ignobile genus prosaischer Reimgedichte zu stecken, die nie eine gehabt hatten. Das war so die Art, wie man damals Kirchengeschichte machte. Arbeit hätten damals rechte Synoden genug gehabt, aber es gab keine. Die Thätigkeit der Kirche war ohnehin wesentlich litterarisch. Je mehr die Kirche um das Recht der Selbstregierung kam, um so mehr wurde sie auf eine litterarische Existenz reduziert. Was man sonst auf Synoden besprochen und verhandelt habe, das (hieß es jetzt) mache man jetzt viel einfacher auf dem Wege der Schriftstellerei ab. — —

Und nun sind Synoden an sich ein Zeichen eines verständig geordneten Zustandes der Kirche. Wo sie fehlen, da fehlt der Kirche der gesunde, kräftige Trieb ihrer Selbstorganisierung; da wendet sie die Energie ihres Lebens einseitig der unsichtbaren Kirche, oder auch der Theorie und dem theologischen Wissen zu und lehnt sich als sichtbare umso mehr an die Macht des Staates an. Aber freilich wird alles davon abhängen, daß die Synode eine Repräsentation der Kirche im wahren Sinne des Wortes ist, und daß der Wille der Synode auch unfehlbar zum Willen der ganzen Kirche bis auf das einzelne Glied wird.

Wir könnten uns kein Organ im ganzen Wesen der Kirche denken, welches eine heilsamere Wirksamkeit für die Verbesserung der kirchlichen Zustände ausüben könnte, als eine wohlgeordnete, vom rechten Geiste beseelte Synode. Die Angelegenheiten der Kirche sollten die jedes einzelnen Kirchengliedes sein. Was alle angeht, wobei alle beteiligt sind, und zwar mit den heiligsten Interessen, da muß auch das Recht aller, um den Zustand und die Verwaltung des Ganzen sich zu bekümmern, anerkannt werden. Die Idee eines Landesbischofs, der Bischof ist, weil er Landesfürst ist, widerspricht dem protestantischen Prinzip so sehr, wie ein Papsttum. — Die protestantische Kirche muß eine allbelebende Wirkung anstreben und jeden

einzelnen zum freien Träger des Ganzen, mit klarem Bewußtsein um die in der Kirche vorhandene evangelische Wahrheit und um die gesellschaftlichen Bedürfnisse der Kirche, zu bilden suchen. Der Protestantismus hat die Gemeinde wieder in ihre Rechte eingesetzt. Diese Rechte werden nicht zur Wirklichkeit ohne ein seinem Begriffe entsprechendes Presbyterialsystem der Gemeinde und Synodalsystem der Kirche. Wir sehen in ihnen das zweckmäßigste Organ, für die Einheit und Reinheit des Glaubens zu sorgen, den Kultus in einer dem kirchlichen Bekenntnis entsprechenden Weise zu ordnen, unter dem Klerus und unter den Laien die rechte evangelisch-christliche Lebensordnung zu wahren und zu fördern. Die Existenz der protestantischen Kirche in Amerika ist nicht denkbar ohne das entwickelteste Synodalleben. Wir wollen in allem die lebendigste Mitthätigkeit unserer Laien.

Die Frage für uns ist nun die, ob unsere Synoden, als beratende und gesetzgebende Korporationen, so beschaffen, so organisiert sind, daß wir mit Vertrauen das Beste für die Kirche und ihre Bedürfnisse von ihnen erwarten dürfen. Die Grundlage muß natürlich eine normierende Konfession sein, denn daß Gottes Wort als solches, seitdem über seine Erklärung von uralten Zeiten solche Verschiedenheiten der Ansichten stattgefunden haben, und seitdem die großen Gegensätze und divergierenden Richtungen innerhalb der Kirche aufgetreten sind, nicht als unzweideutige Basis ausreicht, daß die Bibel — kein Symbol ist, das sollte man nachgerade keinem mehr zu beweisen aufgefordert sein. Wenn also Synoden, allerdings als die Organe einer konstituierten Kirche, eine dogmatische Basis haben, so wird es, da die Grundlehre der Kirche im Symbol bereits ausgesprochen ist, unter allen Umständen die Pflicht der Synode sein, die Reinheit der Lehre der Kirche auf dieser Grundlage zu erhalten. Welche Indifferenz findet unter uns oft in dieser Hinsicht statt! Es ist aber gar nicht bloß Indifferenz, sondern es läuft dabei viel Unehrlichkeit mit unter. Wenn eine Synode, als die Repräsentantin der Kirche, erklärt, daß sie irgend eine Bestimmung der kirchlichen Symbole aufgegeben habe, und zwar auf Grund besserer Erforschung der heiligen Schrift, so ist das eine offene, ehrliche Erklärung, und jedermann mag sich selbst fragen, ob ihm ein solcher Akt der Synode erlaubt, mit ihr noch länger in Verbindung zu stehen. Allein, wenn eine Synode in den Symbolen ihrer Kirche etwa das für unwesentlich erklärt, was gerade denen, aus deren Glauben das Symbol hervorging, das Wesentliche war, was den charakteristischen Unterschied dieser Kirche von andern kirchlichen Gemeinschaften bildete, wenn sie also gerade das fahren läßt, was die Gründer und Väter der Kirche als das Unerläßliche festhielten, ja, wodurch sie sich eben zu einer besonderen Kirche konstituierten, so wissen wir nicht, wie eine solche Synode zu Ehrlichkeit bestehen kann, wenn sie sich doch den Namen dieser Kirche ferner

beilegt; es sei denn, daß man sage, der Name einer Synode sei etwas so Zufälliges, hänge so gar nicht mit einer geschichtlichen Entwickelung zusammen, sei etwas so rein der Willkür zu Ueberlassendes, als die Farbe, die jemand für seinen Rock wählt. Die Reinerhaltung der die Kirche konstituierenden Lehre müssen wir als eine der ersten Angelegenheiten der Synoden betrachten. Sie werden in Agenden und allen für den kirchlichen Gebrauch bestimmten Schriften, ebenso bei Prüfungen von Kandidaten hierauf hinzuarbeiten haben. Wo in einer Kirche hierüber nicht gewacht wird, da wird inneres Erlahmen und Spaltung unausbleiblich sein*).

Großenteils leidet unser Synodalwesen an der Kraftlosigkeit seiner Wirkung, sofern Synoden beschließende Körper sind. Synoden sind unter uns teils gesetzgebende, teils ratgebende kirchliche Versammlungen. Allein der Zustand, in welchem sich viele Synodaldistrikte befinden, zeigt uns zu deutlich, daß weder Gesetz noch Rat der Synode viel zu bedeuten hat. Die Verhältnisse sind oft von der Art, daß man eher eine streng kongregationalistische, als eine synodale Verfassung der Kirche voraussetzen sollte. Jedenfalls hat es da an der exekutiven Gewalt, an der Handhabung der Kirchenzucht in dieser Richtung von vornherein gefehlt.

Die einzelnen Glieder des Synodalverbandes fühlen sich der gesetzgebenden Gewalt gegenüber viel zu unabhängig. Wenn wir nicht irren, findet das besonders statt in den Kirchen deutscher Abkunft. Es ist bekannt, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, daß die deutsch-reformierte Kirche und die lutherische Kirche auch in diesem Lande von Anfang an einen liturgischen Charakter hatten. Dieser ihr liturgischer Charakter wurde durch die Synoden sanktioniert im vorigen Jahrhundert und in diesem. Wenn wir nun finden, daß in beiden kirchlichen Gemeinschaften großenteils die Liturgie in der Praxis nicht nur auf die Seite geschafft wurde, sondern, daß viele Stimmen sich sogar im Prinzip geradezu wider den ursprünglichen Geist und wider das geschichtlich Festgestellte beider Kirchen, gegen Liturgie erklären, so können wir nicht umhin, darin einen Beweis der sehr geringen Autorität zu sehen, den die Synoden bei ihren Gliedern besitzen. — —

Wenn Synoden Anordnungen treffen, für welche die Gemeinden nicht reif sind, so werden die Synoden das Beste beschließen können und doch nur ihre eigene Schwachheit und Mißstellung gegenüber den Gemeinden umso mehr offenbaren, je weniger diese gewohnt sind, den Beschlüssen der Synoden unbedingtes Ansehen zuzugestehen. Hierbei liegt ein großer Fehler gar oft auf seiten der Glieder der Synodal-

*) Dieser ganze Passus ist offenbar geschrieben im Blick auf die in der Generalsynode damals sich kundgebenden Bewegungen, die schließlich in der bekannten Definite Platform von Dr. S. S. Schmucker gipfelten.

Versammlung selbst. Viele von diesen haben es leicht, irgend einer Anordnung, die zur Förderung kirchlichen Sinnes und Lebens vielleicht von hervorragenden Persönlichkeiten mag vorgeschlagen werden, auf der Synode ihre Unterstützung zu geben. Sie sehen es wohl gar als Ehrensache an, einem Fortschritte zur Verbesserung kirchlicher Zustände auf der Synode ihr Wort zu leihen, sie wollen nicht dafür gelten, daß sie einer im Prinzip als gut erkannten Maßregel in den Weg getreten seien. Aber es zeigt sich nachher nur zu oft, daß die Zustimmung mit einer stillschweigenden reservatio mentalis gegeben war, und daß mancher sich nachher nicht die geringste Mühe macht, die gutgeheißenen Anordnungen in praxi einzuführen. Mag dabei oft viel Mangel an dem rechten Mut und an der rechten Festigkeit besonders auf seiten der Prediger gegenüber den Gemeinden mitwirken, mag viel Bequemlichkeitsliebe mit unterlaufen, so möchte doch sehr oft auch auf seiten der Synode zu wenig Rücksicht auf die Lage der Dinge in den Gemeinden und auf deren Zustände genommen sein. Besonders findet sich das in Angelegenheiten des Gottesdienstes, seiner Formen und seiner Ordnung; Dinge, die zum Teil durch Gewohnheit festgewurzelt, zum Teil auch mit Gewissensfragen verkettet sind. Wenn wir gerade in unsern Tagen hören, daß da und dort auf Synoden Bemühungen gemacht werden, der Kirche ihren alten, liturgischen Charakter zu vindizieren, so müssen wir diesem Bestreben an sich nach unserer innigsten Ueberzeugung vollen Beifall schenken. Aber wir fragen uns ernstlich, ob nicht für eine solche Wiedereinführung des Liturgischen eine gewisse Reife der Erkenntnis für das Schöne und Heilsame der Sache auf seiten der Gemeinden sollte vorausgesetzt werden, wenn die Anordnungen der Synoden nicht großenteils vergeblich sein sollen. Wir fürchten, daß diese Reife nicht vorhanden ist, daß darum eine solche an sich vortreffliche Maßregel, aus echt christlich-kirchlichem Geiste kommend, doch wenig Wirkung hat, weil in den Gemeinden die Anschauung der Sache fehlt, die sie allein zu einer rechten Lebensthat der Kirche machen kann; sie ist nicht genug ein naturwüchsiges Produkt, aus dem Boden der Gemeinde selbst erwachsen. Freilich muß die Theorie vorangehen, und wir wollen keineswegs sagen, die Synode soll sich von den Vorurteilen und Gewohnheiten, vom herrschenden Geist in den Gemeinden ins Schlepptau nehmen lassen. Aber umso mehr sollten die Synoden eine Bürgschaft haben, daß die ihrer Ordnung unterworfenen Prediger und Presbyterien, als die rechten, nächsten Exekutoren des Synodalwillens, die Beschlüsse und Anordnungen der Synode nicht als einen toten Buchstaben werden liegen lassen, sondern in den Gemeinden auf ein gehöriges Verständnis des von der Synode Gewünschten und auf eine willige Zustimmung zu demselben, auf ein Eingehen in dasselbe hinarbeiten werden.

Dürften wir endlich noch einen Wunsch in Beziehung auf unser

Synodalwesen aussprechen, so ist es der, daß unsere Synoden etwas weniger bloße Geschäftsversammlungen sein möchten. Wir glauben, daß wir damit den Gedanken mancher lieben Brüder im Amte aussprechen. Gewiß sind die ordnungsmäßig vor die Synode kommenden konstitutionellen Geschäfte das erste. Sie verdienen die ganze gewissenhafte Aufmerksamkeit jedes einzelnen Gliedes. Aber sie sind großenteils doch sehr trockener, geistermüdender Natur. Man möchte auch im Zusammensein mit den Brüdern etwas angefrischt werden. Nun wird freilich auch gepredigt und gewöhnlich viel, und gewiß auch viel Gutes gepredigt. Indessen hört man wohl auch sonst predigen. Doch schon dies gewährt manche Anregung im Geist. Auch der unmittelbare Umgang mit den Brüdern, wenn man wirklich ein recht brüderliches Herz mitbringt, ist recht wohlthuend und erfüllt mit neuer Liebe zur Gesamtheit der Kirche. Aber vielleicht das eigentlich wissenschaftliche Element tritt zu sehr in den Hintergrund. Wenn eine gewisse Zeit festgesetzt wäre, wo nur vor dem Ministerium über von einem Komitee im Auftrag der Synode aufgestellte Thesen über irgend einen allgemein interessanten Punkt verhandelt würde, so würde das nicht nur der Versammlung selbst Reiz und Lebendigkeit verleihen, sondern auch dem einzelnen wohlthätige Anregung zu weiterem Nachdenken und Forschen geben. Besonders ließe sich da auch manche praktisch wichtige Frage, vieles aus dem Pastorale vielseitig besprechen. Natürlich müßte alle Streitsucht aus dieser sowohl, wie aus allen Verhandlungen wegbleiben, und man hätte nur eins im Auge zu behalten, die Wahrheit in Liebe.“

Stellung und Arbeit in der Synode.

Von Anfang an nahm Pastor Mann ein warmes Interesse an dem Leben und der Arbeit der Synode, die eben um die Zeit seines Eintritts immer entschiedener eine positiv-kirchliche Richtung zur Geltung zu bringen suchte. Seine Eindrücke von der zweiten Synodal-Versammlung, der er im Jahre 1852 als Glied beiwohnte, hat er in einem Brief an Dr. Schaff also beschrieben:

„Der Eindruck, den ich nach Hause nahm, war und ist ein befriedigender; mir ist kein Zweifel, daß alle Glieder das Band eines vollkommenen gegenseitigen Vertrauens umschlingt, und keiner die Befürchtung erweckt, seine Ansicht der Kirche aufzudringen und sie zur conditio sine qua non seines Stehens in unserem Verbande machen zu wollen: es ist ein redlicher Wille da, jede würdig repräsentierte Richtung in ihrem Rechte anzuerkennen und ohne Verketzerungssucht jedem zuzutrauen, daß er das Beste wolle. Auch das Maß von Vorsicht, welches gerade jetzt, wo überall in der Kirche aller Orten ganz Altes, Aelteres, Neueres und Neuestes sich drängen, jeder kirchlichen Sektion so gar sehr not thut, liebe ich in unserer Synode zu sehen,

und ich erkenne gerade darin die einzige Bürgschaft für einen gesegneten Fortschritt zum Besseren. Zum Reformator ist ja heutzutage doch noch keiner berufen, so sehr auch in vielem Reformation not thäte. Da ist denn auch ein jeder angewiesen, mit aller Bescheidenheit seine Ansicht von den rechten Heilmitteln der Kirche vorzutragen und sich ja nicht den Blick in das Weite und Breite zu hemmen durch ein schwächliches Verliebtwerden in gewisse Theorien, die seiner Individualität und Stellung gerade zusagen. Denn wo ist einer unter allen in unserer Zeit, der mit wahrhaft neuen Gedanken das Bestehende rundweg als Irrtum erweisen, das in Spannung Ruhende kräftig vorwärts bewegen könnte?—Wie überall, so zeigt sich auch bei uns kräftig die Tendenz der Kirchlichkeit, jene centripetale Richtung auf ein stabiles Prinzip hin, das lebendige Verlangen nach einem konservativen Mittelpunkt, und das Streben, den individuellen Charakter der einzelnen Kirche bestimmter aufzufassen und auszuprägen. Daher ist es denn ganz billig, wenn auch wir, da bald dies, bald jenes sich lutherisch benennt, und auch das Entgegengesetzteste also heißen will, uns darüber klar zu werden suchen, was denn unsern Anspruch auf den Titel „evangelisch-lutherische Kirche" wesentlich begründe. Dies ist um so bedeutungsvoller für uns, da die Frage über unsern Anschluß an die Generalsynode vor uns gekommen, aus weisen Gründen aber diesmal noch nicht zur Entscheidung gekommen ist. Daß der redliche Wunsch, uns mit ihr vereinigen zu können, um mit konzentrierten Kräften am Kommen des Reiches Gottes zu arbeiten, in aller Herzen ist, bezweifle ich nicht. Auch die Besprechungen über einzelne Abänderungen, die mit unserer Liturgie vorgenommen werden möchten, gaben Anlaß, die bald mehr denominationelle, bald mehr im Sinne der echten Katholicität wirkende kirchliche Tendenz in ihren Unterschieden heraustreten zu lassen. Das alles ist genügend, um zu zeigen, daß unsere Verhandlungen voll des tiefsten Interesses gewesen sind. Nicht vergessen kann ich die Worte, mit denen Herr Pastor Harbach, Delegat der deutsch-reformierten Synode, von uns Abschied genommen hat. Vollkommen stimme ich seinen Gedanken bei, daß, wenn man sich gegenseitig besser kennen lernen würde, man dabei vieles lernen und wohl auch verlernen dürfte, und daß durch beides manches Gute zur Reife käme; und wer wahrhaft kirchlich denkt, dem war das Wort willkommen und bedeutsam: The Church is not our creature, but we are the creatures of the Church."

(Kirchenfreund 1852, S. 283 f.)

Es ließ sich erwarten, daß die Synode von Pennsylvania die tüchtige Kraft, die sie durch Pastor Manns Aufnahme gewonnen hatte, bald genug schätzen und verwenden würde. In der That finden wir von dem Jahre seines Eintritts an, daß ihm ein Vertrauensposten um den andern von dem Ministerium übertragen wurde. In manchen wichtigen Stücken ist die Beschlußnahme der Synode von ihm bean-

tragt und formuliert worden. Schon im Jahre 1851 wurde ihm eine Erklärung des Lutherischen Katechismus aufgetragen, die nachher unter dem Namen „der Bennersche Katechismus" in der Synode bekannt war. Späterhin hat er auf dem Gebiet der Katechismus-Erklärung noch Bedeutenderes zu leisten Gelegenheit gehabt. Es war im Winter 1862 auf 1863, als er in Gemeinschaft mit seinem Herzensfreunde G. F. Krotel eine neue Katechismus-Auslegung im Auftrage der Synode bearbeitete. Zu seiner großen Freude war Pastor G. F. Krotel einem Rufe an die englische St. Markus-Gemeinde in Philadelphia gefolgt. So hatten die Freunde die schönste Gelegenheit, in fast täglichem Verkehr, ihre wichtige Aufgabe miteinander zu beraten und zur Vollendung zu bringen. Es war dies die unter dem Namen „Mann-Krotel-Katechismus" bekannte Erklärung, die heute noch bei vielen unserer Pastoren regelmäßig im Konfirmandenunterricht gebraucht wird. Von der Wichtigkeit eines tüchtigen katechetischen Unterrichts hatte Dr. Mann eine sehr hohe Meinung. Er beklagte es oft, daß in den protestantischen Kirchen Amerikas die Katechese der Predigt gegenüber allzusehr in den Hintergrund gedrängt werde. „Es ist viel leichter, eine ordentliche Predigt, als eine ordentliche Katechese zu halten. Dort kann man mit einer Reihe von Allgemeinheiten, die man in etwas neuem Gewande und mit Lebendigkeit vorträgt, durchkommen und wenigstens etwas zur Erbauung der Leute thun. Hier aber, bei der Katechese wird eine viel gründlichere Bemeisterung des Gegenstandes gefordert; ein religiöser Begriff soll nach Inhalt und Umfang zerlegt werden, er will aus der Bibel erläutert sein, er muß definiert werden (qui bene definit, bene docet), er muß mit verwandten Begriffen verglichen, scharf von ihnen geschieden werden, und seine Bedeutung für unser christliches Glauben und Leben muß eindringlich hervorgehoben werden, so wie es auch gilt, den Zusammenhang desselben mit dem ganzen Organismus der Heilslehre nachzuweisen, ihn auf die Prinzipien zurückzuführen. Da ist mit bloßen Gemeinplätzen oder rhetorischen Floskeln, die oft auf der Kanzel herhalten müssen, und sehr oft die Lappen sind, darunter der Mangel soliden Wissens, einsichtsvoller Klarheit sich birgt, nichts auszurichten. Nichts wäre geeigneter, den Dünkel mancher Kanzelhelden gehörig zu züchtigen, als wenn sie über irgend einen dogmatischen oder ethischen Begriff katechisieren sollten. Da würden sie oft auf die einfachste Weise sich überzeugen, wie wenig sie eigentlich Genaues, Gründliches von Gegenständen wissen, über welche sie oft mit hohen Worten herfahren." (Kirchenfreund 1858, S. 101.)

Die Familien- und Hausgebete im Anhang der pennsylvanischen Agende vom Jahre 1855 sind hauptsächlich Dr. Manns Arbeit. Jahre lang diente er der Synode als Vorsitzer des Examinations-Komitees. Im Jahre 1854 wurde er von dem Ministerium als deutscher Professor in Gettysburg nominiert und von dem Direkto-

rium auch einstimmig erwählt. Aber seine Gemeinde wollte von einer solchen Berufung nichts hören, und wie er sich selber die Stellung des deutschen Professors in Gettysburg dachte, haben wir schon oben (S. 126) gesehen. Er wurde selbst zum Direktor des Theologischen Seminars in Gettysburg erwählt, resignierte aber schon im Jahre 1859. Er war ein Glied des Komitees für die deutsche Liturgie der Pennsylvania-Synode und auch des sogenannten Waisen-Komitees. In späteren Jahren diente er als Trustee der Synode am Waisenhaus in Germantown mit unermüdlicher Treue und Gewissenhaftigkeit. Einen besonders wichtigen Dienst hat er der Synode als Archivarius geleistet. Mit der ihm eigenen, fast pedantischen Pünktlichkeit, die sich auch dem flüchtigen Besucher beim Blick in seine allezeit glatt aufgeräumte und geordnete Studierstube kund that, war er besonders dazu geeignet, in die Masse der Synodalpapiere und Dokumente Ordnung zu bringen. Er hat dies mit unermüdlichem Fleiße gethan und dieselben von Anfang der Geschichte des Ministeriums herab in solche systematische und handliche Ordnung gebracht, daß es nun für den Geschichtsforscher die leichteste und angenehmste Arbeit ist, sich in unsern alten Akten zu orientieren und alle gewünschte Information daraus zu gewinnen.

Als ein noch junger Mann von 41 Jahren wurde er im Jahre 1860 zum Präsidenten der Synode erwählt. Seine erste Synodalpredigt gehalten am 26. Mai 1861 in der Jacobuskirche zu Philadelphia wurde auf Verlangen der Synode gedruckt.*) Der Text war 2. Tim. 4, 1—5 und das Thema: „Die eigentümlichen Schwierigkeiten, mit welchen das heilige Predigtamt in unserer Zeit zu kämpfen hat, und wie wir uns dazu verhalten sollen.“ Seinen ersten Präsidentenbericht an die Synode schloß er mit ernsten, mahnenden Worten, die auf Ordnung, Zucht und Treue gegen das Bekenntnis und den Geist unserer Kirche dringen. „So lange die Konstitutionen vieler Gemeinden kirchlichen und amtlichen Unregelmäßigkeiten die Thüre öffnen, so lange unsere Kirchenglieder unbestimmte Anschauungen darüber haben, was gesunde lutherische und kirchliche Grundsätze im Glauben und Leben sind, und durch welche Maßregeln das Reich Gottes am besten gefördert werden kann; so lange die Geistlichen selbst so verschiedene Ansichten über das geistliche Amt und das, was den Trägern desselben zusteht, haben; so lange die Teile auf ihre Rechte und Freiheiten sich berufen im Gegensatz zum Ganzen und seinem Geiste und sogar nach Belieben sich von der Synode zu trennen drohen; und endlich, so lange unsere Konferenzen nicht Vollmacht und Einfluß besitzen, in ihren Gemeinden die Ordnung aufrecht zu erhalten und ihre lokalen Schwierigkeiten beizulegen: wird man umsonst der Erwartung leben, daß das Amt

*) Siehe Lutherische Zeitschrift 13. Juli 1861.

des Präsidenten, das der Natur der Sache nach keinerlei exekutive Macht hat, im stande sein werde, die Synode in der kräftigen Aufrechterhaltung der Ordnung und eines echt lutherischen Geistes zu schützen, und wenn man auch noch so viele weitere Vorrechte zu sichern beflissen sein mag.“

In den schwierigen und delikaten Fragen über den Bekenntnisstandpunkt der Synode und die Rechte des Deutschen und Englischen in derselben suchte er vermittelnden Einfluß zwischen den extremen Tendenzen geltend zu machen. Den oft von ihm ausgesprochenen Grundsatz: „Republiken werden durch Kompromisse regiert“ wandte er in jenen Jahren nicht bloß auf Fragen von kirchenregimentlicher und administrativer Bedeutung an, sondern er war selbst willens, in Sachen des Bekenntnisses darnach zu handeln. Im Jahre 1852 hatte die Synode ein Komitee angestellt mit dem Auftrage, darüber zu berichten, in welchem Sinn dieser Körper den Ausdruck „Das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche“ brauche.“ Auf der Versammlung zu Reading brachte Dr. C. F. Schäffer den Bericht dieses Komitees ein, den er später in der “Evangelical Review” veröffentlichte. Der Bericht empfahl der Synode die Annahme folgender Resolutionen: „Beschlossen, daß wenn diese Synode von dem „Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche“ redet, sie den Ausdruck in solchem Sinne braucht, wie er im Einklang mit dem einstimmigen und gleichmäßigen Usus der Kirche steht, nämlich, daß darunter das ganze und vollständige Lehrsystem der Kirche verstanden wird, welches dargelegt ist 1. in den drei alten oder ökumenischen Symbolen, 2. der Augsburgischen Konfession 3. der Apologie, 4. den Schmalkaldischen Artikeln, 5. dem großen und kleinen Katechismus und 6. der Konkordienformel.“ Diese summarische Resolution war aber damals für manche Glieder der Synode noch allzu starke Speise, und obwohl die Majorität ganz für die Annahme derselben bereit war, hatte sie doch aus Rücksicht auf die schwächeren Brüder ihr Bedenken. So wurde denn mit völliger Einmütigkeit Pastor Manns Vermittlungsvorschlag angenommen:

„Da die evangelisch-lutherische Kirche neuerdings zu einer klareren Erkenntnis ihres eigentümlichen Lehr-Charakters gekommen ist; und

da wir zu der Erwartung berechtigt sind, daß die innere und äußere Wohlfahrt unserer Kirche dadurch wesentlich gefördert werden wird; und

da wir die Wichtigkeit einer historisch-konfessionellen Grundlage für die Kirche anerkennen; so sei es

Beschlossen, a) daß auch wir, in Gemeinschaft mit der evangelisch-lutherischen Kirche unserer Väter das gesamte Corpus der symbolischen Bücher anerkennen als die historisch-konfessionellen Schriften der evangelisch-lutherischen Kirche, und daß auch wir, wie die

evangelisch-lutherische Kirche früherer Zeit, der unveränderten Augsburgischen Konfession und dem kleinen Katechismus Luthers eine besondere Bedeutung unter unsern symbolischen Büchern zuerkennen. b) Daß wir es allen Pastoren und Kandidaten unserer Kirche zur Pflicht machen, sich mit diesen ehrwürdigen Dokumenten des Glaubens unserer Väter besser und gründlicher bekannt zu machen, als es bisher bei vielen der Fall war. c) Daß wir damit in keiner Weise die absolute Autorität der heiligen Schrift abschwächen, sondern dieselbe vielmehr in ein möglichst helles Licht setzen wollen; und daß wir in keiner Weise durch diese Symbole irgend jemand einen Gewissenszwang auferlegen, sondern vielmehr das Gewissen an die heilige Schrift, als die göttliche Wahrheitsquelle binden wollen."

Im Jahre 1856 legte Dr. Mann der Synode ein wichtiges Memorandum über das geistliche Amt vor, worin er sehr entschieden Stellung nahm gegen das in der Synode früher übliche System der Predigtamts-Licentiaten. Er wies den schriftwidrigen und unlutherischen Charakter dieser Einrichtung nach, und im folgenden Jahre wurde dieselbe auf Vorschlag seines Freundes, G. F. Krotel, abgeschafft.

Stellung zur Generalsynode.

In die Zeit von Dr. Manns frischestem und kräftigstem Wirken in der pennsylvanischen Synode fällt die wichtige und folgenschwere Periode von 1853 bis 1866, da sich das Ministerium mit der Generalsynode wieder verband, um dann für immer aus derselben auszuscheiden. Zwei Jahre nach Pastor Manns Eintritt in die pennsylvanische Synode trat diese selbst wieder in die Generalsynode ein mit dem bekannten Vorbehalt, daß, wenn je die Generalsynode ihre Konstitution verletzen und von uns oder einer andern Synode etwas als Bedingung der Aufnahme oder der fortgesetzten Gliedschaft fordern sollte, was dem alten und anerkannten Glauben der evangelisch-lutherischen Kirche widerspräche, so sollen unsere Delegaten verpflichtet sein, gegen solche Beschlußnahme zu protestieren, von den Sitzungen der Generalsynode sich zurückzuziehen und an ihren Körper Bericht zu erstatten. Gleich zu der ersten Konvention, die das pennsylvanische Ministerium wieder beschickte, wurde Pastor W. J. Mann als Delegat abgeordnet. Die Versammlung fand im Mai 1853 in Winchester in der Gemeinde von Dr. Charles Porterfield Krauth statt, der aber damals in Westindien war. Die Reise nach Virginien, das dortige Leben, die splendide Gastfreundschaft des Hauses von Herrn Jacob Baker, der Verkehr mit hervorragenden Gliedern der Generalsynode, wie Dr. J. H. Schmidt, Dr. Charles Philipp Krauth und andern, gewährte ihm viel Anregung und Genuß. Unterm 30. Mai 1853 schreibt er darüber:

„Lieber Doktor. — In Winchester wurden wir mit echter Liberalität aufgenommen und bewirtet; we were living on the fat of the land and on the goodness of Virginian hospitality . . . . Ich habe mich zuvor über den Anschluß unserer pennsylvanischen Synode an die Generalsynode gefreut, und ich freue mich jetzt noch mehr. Den Wert der Sache lege ich nicht in ihre Beschlüsse, wie immer die Generalsynode sie fassen mag; sie hat ja ohnehin keine organisierende Rechte. Ich verkenne auch gar nicht, wie bedeutend sie durch ihre Missions- und Erziehungsgesellschaft wirken muß. Eine größere Zukunft muß ihr und der lutherischen Kirche werden, wenn Ruhe, Würde, Besonnenheit und Liebe ferner in ihr die Oberhand behalten. Was mir für die Gegenwart das Bedeutendste zu sein scheint, das ist der Einfluß, den eine solche Versammlung von Repräsentanten so vieler Teile der lutherischen Kirche dieses Landes an sich ausüben muß. Man fühlt an diesem großen Verein die Bedeutung des lutherischen Zweiges am Baume des Reiches Gottes. Man gewinnt Mut beim Gewahrwerden einer solchen Konzentration nicht unbedeutender persönlicher Tüchtigkeiten. Man sieht, daß der Kirche eine nicht geringe Macht der Intelligenz, der Bildung, der Gelehrsamkeit, der Talente zu Gebote steht. Man fühlt, daß bei allen, wie immer sie auch sonst verschieden denken und wünschen und streben mögen, doch eine herzliche Liebe zur Kirche Luthers da ist. Man tritt sich in brüderlichem Umgang näher und lernt sich leichter verstehen, und wer offenen Auges ist, Vergangenheit und Gegenwart vergleichen kann, der kann nicht ohne Staunen schon hier in wenigen Tagen lernen, wohin der Hauptstrom des lutherisch-kirchlichen Lebens seine Richtung künftig nehmen wird. Man hat in unsern Tagen überhaupt Gelegenheit, die Thorheit derer zu erkennen, die, auf Extremen vergeblich Stand zu halten bemüht, für kirchliche Zustände sich abarbeiten und Erscheinungen zu stabilieren suchen, die in einem Menschenalter sich gänzlich ausgelebt haben. Die traditionell beschränkten Vorstellungen von christlicher Religiosität halten nicht mehr Stich. Man muß aus der Kirche Christi kein Prokrustesbett und auch kein Faulbett machen wollen. Gewiß, es ist überall ein Fragen nach klaren, stichhaltigen Grundsätzen für das religiös kirchliche Leben zu bemerken, das uns ein Zeugnis ist, daß der Protestantismus sich verjüngen kann, weil er nicht dem leidigen Grundsatz der Unverbesserlichkeit weder in Lehre noch Leben huldigt.“ —

Bei der nächsten Konvention zu Dayton, O., im Jahre 1855 war Dr. Mann nur als Gast auf kurze Zeit gegenwärtig. Er hat in seinen „Blättern aus dem Wanderbuche“ (Kirchenfreund 1855, S. 385 ff.) seine Eindrücke von der damaligen kirchlichen Lage eingehend geschildert: „Der Versammlung der Generalsynode wohnte ich nur zwei Tage und etliche Stunden bei. Ich habe nicht die geringste Lust, zu den Urteilen des Lobes oder Tadels, welche längst

über diese Generalsynode ergangen waren, etwas hinzuzufügen. Wenn Denominationalismus ein Lob ist, dann verdient sie dasselbe in hohem Grade. Denn die Leute meinen es in ihrer Art gut genug mit der lutherischen Kirche. Sie wollen, daß dieser aufgeholfen werde durch möglichste Vergrößerung ihres Gebietes, daß von dem ihr, wenn wir so wollen, historisch und völkerrechtlich zukommenden Material ja nichts verloren gehe, sondern die Einzelnen gesammelt, unter den Zerstreuten missioniert, daß Gemeinden gegründet, Kirchen errichtet werden. Es ist ein Eifer da, die Denomination zu erweitern, groß und ansehnlich zu machen, wie sie das allerdings naturgemäß nach Verhältnis ihres Materials an eingebornen und eingewanderten Lutheranern auch wohl sein könnte. Aber — als ob am nomen alles gelegen wäre! Gewiß, der Name ist auch das bedeutendste, was die Generalsynode charakterisiert. Man sieht in ihm das Parteisignal, und um die unter ihm aufgenommenen Lehrprinzipien, ihren lutherischen Charakter weniger sorglich, setzt man ihre Richtigkeit ununtersucht voraus, oder man schwelgt sogar im süßen Vertrauen, daß man die lutherische Kirche rektifiziert habe. Die Menge der Pastoren hat offenbar keine selbständigen Studien über die dogmatischen Eigentümlichkeiten der lutherischen Kirche gemacht. Sie ist, wie das in Amerika ganz gewöhnlich ist, eben völlig abhängig von den Ansichten der Lehrer, denen sie ihr theologisches Wissen verdankt. Sind diese selbst von der Eigentümlichkeit lutherischer Lehre abgekommen, so wird etwas als lutherische Lehre vorgetragen, was mit höchst unerheblichen Abänderungen unter manchem andern Titel ebenso gut in die Welt ausgehen könnte. Aber so ging es denn, daß unter dem jammervollen Mangel lutherischer Bildungsanstalten in diesem Lande die lutherische Lehre weder nach Geist noch Lehre genügend repräsentiert wurde; daß sie, ohne eine tüchtige Defensive ergreifen zu können, von fremdem, undeutschem, unlutherischem Einfluß das Schwerste zu erleiden hatte; sie schien geschlagen und gerichtet, ehe sie den Mund selbst recht geöffnet hatte, und leider stand es in jenen Zeiten im deutschen Vaterlande selbst so, daß auch der schalste Rationalismus sich noch mit dem Namen Luthers groß machte. — Nun kam aber hierzulande das Bestreben auf, der lutherischen Kirche zur Popularität im Lande zu verhelfen, die dogmatischen Knorren an der Luthereiche mußten dem puritanischen Hobel weichen, und hatte man dem Leib die Knochen und die Eingeweide und das Herz herausgenommen, so konnte man in den leeren Balg hineinschieben, was man wollte, und der Name lutherisch blieb ja. Von dem Paragraphen Art. VII. der Augsburgischen Konfession, daß nicht not sei zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wurde und wird der ausgedehnteste Gebrauch gemacht, so daß man in demselben Interesse, die lutherische Kirche Fremden so viel als möglich anzuähneln, wahr-

lich viel mehr vom Fremden aufnahm, als vom Eigenen behielt. So wurde Liturgie, Gebrauch der Lektion der alten sonntäglichen Episteln und Evangelien, Feiertage, Chorrock und manches andere vielfach aufgegeben, um die Eigentümlichkeiten des Luthertums doch ja nicht heraustreten zu lassen. Man wollte damit andere gewinnen, aber man gab viel mehr sich selbst auf. Die lutherische Kirche hatte ihren Geist aufgegeben, und das war eben ihr eigentümliches originelles Wesen und Leben.

Je mehr man die Geschichte der lutherischen Kirche dieses Landes sich genau vergegenwärtigt, desto mehr findet man das alles, daß es so gegangen, begreiflich. Niemand trägt da eine besondere Schuld; es ist ein gemeinsames Unglück der Zeiten, der Verhältnisse. Am wenigsten sollte man das Verdienst derer, welche der lutherischen Kirche endlich zu eigenen Bildungsanstalten zu verhelfen suchten und dadurch ihre Zukunft zu sichern sich bemühten, verringern.*) Es war ein Anfang, wie ihn die Umstände eben zuließen. Aber wer jetzt gegen den im kirchlichen Leben eingetretenen Umschwung sich abschließt, wer dem Zumbewußtseinkommen ihres eigenen Selbst, ihrer originellen Individualität in seiner Kirche entgegentritt, wer die exegetische und dogmatische Vertiefung der neueren Theologie verkennt, wer besonders den Segen, den Gott hierin der deutschen Kirche und der kirchlichen Wissenschaft gegeben hat, vornehm oder träg ignorieren will, gewiß, der nimmt eine Schuld auf sich. Und die Art und Weise, wie man in vergangenen Jahrzehnten auch in der lutherischen Kirche, mit Hintansetzung des eigenen Segensschatzes, Fremdartiges nachäffen, „Christentum und Christen machen" wollte, die hat sich doch mit all' ihren unwürdigen Extravaganzen selbst gerichtet, und das sittliche Gefühl sollte sich in jedem weigern, der Sache Loblied ferner singen zu wollen.**)

Wenn nun die Generalsynode der lutherischen Kirche der Zeit Rechnung tragen, der kirchlichen Strömung nicht in den Weg treten, ihr Stimme im lutherischen Geiste erheben, Grundsätze aussprechen würde, in denen sie sich als lutherisch bekennt und nicht das Charakteristische des Luthertums verwischt oder ignoriert, so würde ihr ein unendlich größeres moralisches Gewicht zukommen, und ihr centraler Einfluß wäre von höchster Bedeutung. Denn gewisse allgemeine christliche Grundsätze auszusprechen, das reicht hin, um sich überhaupt zum Christentum, nicht aber, um sich zu einer bestimmten, historisch gegebenen Kirche zu bekennen.

*) Ein Wort der Anerkennung für den ihm sonst gar nicht sympathischen Dr. S. S. Schmucker, dem die Anstalten in Gettysburg, Seminar und College, sehr vieles zu verdanken haben.

**) Anspielung auf die methodistischen sogenannten „Neumaßregeln" (new measures) Bußbank u. s. f. die auch in vielen, besonders englisch-lutherischen Gemeinden der Generalsynode Eingang und weite Verbreitung gefunden hatten.

Ob es nun je mit der Generalsynode dazu kommen wird? Oder soll man ihr sich völlig ferne halten, bis es dazu gekommen ist? Natürlich beherrscht sie nicht die Einzelnen, sondern die Einzelnen, die sie bilden, machen sie zu diesem oder jenem. Es wird mit Schnelle nicht anders werden. Ist nun deswegen gar kein Segen mehr darin? Oder ist die Stellung, welche unsere sogenannten altlutherischen Brüder einnehmen, die einzig mögliche, richtige? Sie kamen aus den gedrückten Kirchenverhältnissen des deutschen Vaterlandes, zum Teil aus Verfolgung; kein Wunder, daß dort manche Bitterkeit erwuchs. Nun kamen sie hier an. Niemand bedrängte sie. Da fanden sie eine lutherische Kirche vor, die unter den zum Teil ungünstigsten Verhältnissen ihr Leben gefristet hat, von Anfang an nicht streng lutherisch organisiert war, unter einem mächtigen Druck von außen vieles verloren hat, das lutherisch ist. Aber sie stoßen diese unter solchen Verhältnissen gewordene Namensschwester ab. Sie selbst haben manche schwere Erfahrung, ernste Demütigung durchgemacht. Aber sie haben auch manche großen Vorzüge in Bekenntnisstrenge, kirchlicher Sitte, Kirchenzucht in den Gemeinden und in anderem. Sie haben aber mit der schwächeren Schwester keine Geduld, kein barmherziges Einsehen mit deren geschichtlichen und sonstigen Verhältnissen, sie wollen mit ihr gar keine Gemeinschaft haben, sie erkennen an ihr weder lutherisches Bekenntnis, noch Synode, noch Gemeinde, sie thun, als ob vor ihnen gar keine lutherische Kirche im Lande gewesen wäre. Brüder, ist das das Rechte? Man bleibt sich gegenseitig fremd, statt daß die Stärkeren der Schwachen Schwachheit mit etwas mehr Geduld trügen und auf sie helfend und fördernd einwirken würden, und bei dem sich so ganz Abschließen bleibt ja doch bei uns Menschen das Menschliche mancher unevangelischen Schwachheit und Einseitigkeit auch nicht ganz aus.

Diese Gedanken drängten sich mir in einsamen Stunden während des Aufenthalts in Dayton sehr lebhaft auf, und ich schreibe sie ohne Bitterkeit hier nieder. Ich bin weit entfernt von der Hoffnung, daß der leidige Zustand dieser Zerrissenheit und Entfremdung so bald aufhören werde. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß fast in allen Denominationen in unsrer Zeit ein Dualismus von sich in vielem entgegengesetzten Parteien sich zeigt: eine streng kirchliche, die auf Geltung einer kirchlichen Autorität in Lehre und Kultus drängt, und ihr gegenüber eine freiere, liberale, von der geschichtlichen Basis sich emancipierende, die für die wahrhaft progressive gelten will.“

Ein Wort für die Augsburgische Konfession.

(„A plea for the Augsburg Confession.“)

Es ist klar, daß Pastor Mann mit dieser „liberalen“ „progressiven“ Partei in der Generalsynode, die das wahre „Amerika-

nische Luthertum'' zu repräsentieren beanspruchte, von vornherein keine Sympathie haben konnte. Der Führer derselben, Dr. S. S. Schmucker, Professor der systematischen Theologie am theologischen Seminar in Gettysburg, zeigte ihm zwar alle mögliche Aufmerksamkeit. Er besuchte ihn von Zeit zu Zeit und sandte ihm seine Schriften zu. Aber W. J. Mann war sich bewußt, daß ,,Gebirge zwischen ihm und uns'' liegen. Das unverfrorene Selbstvertrauen, mit welchem Dr. Schmucker seiner Sache so gewiß war und darauf pochte, ,,er habe das ganze intelligente Amerika auf seiner Seite'', widerte Dr. Mann an. In seinem Herzen kochte schon lange der Ingrimm gegen diese ,,Judastheologie'', und schon 1851 war er bereit, öffentlich mit ihm zu brechen. Aber erst im Jahre 1856 fühlte er sich veranlaßt, aus der seitherigen "masterly inactivity" herauszutreten und den Fehdehandschuh aufzunehmen, den Dr. S. S. Schmucker mit seiner "Definite Platform" in die lutherische Kirche Amerikas geschleudert hatte. Während die amerikanische Partei in der Generalsynode früher gegen allen Bekenntnis-Zwang und -Standpunkt überhaupt geeifert und dagegen ,,die heilige Schrift selbst'' als ihr ,,Symbol'' proklamiert hatte, gingen doch allmählich den Führern dieser Bewegung die Augen darüber auf, daß dies für eine K i r c h e, selbst im freien Amerika, auf die Dauer ein unhaltbarer Standpunkt war. Solcher grundsatzmäßigen Bekenntnislosigkeit der ,,Neuen Schule'' gegenüber hatten die konservativen Lutheraner, die auf dem Grunde des historischen Bekenntnisses fest und treu zusammenstanden, einen ungeheuren Vorteil. Man kam darum auch im Lager des neumodischen amerikanischen Luthertums immer mehr zu der Erkenntnis, daß irgend eine Erklärung und Feststellung eines Lehrstandpunktes nötig sei, um die sich dann die Neu-Lutheraner offen und ehrlich scharen könnten, und worin der Unterschied zwischen ihnen und den altmodischen ,,Symbolisten'' unzweideutig zum Ausspruch käme. Eine solche Erklärung erschien im September 1855 in der Gestalt der "Definite Platform, Doctrinal and Disciplinarian, for Evangelical Lutheran District Synods; Constructed in Accordance with the Principles of the General Synod." Darin wurden dem Unveränderten Augsburger Bekenntnis eine Reihe von grundstürzenden Irrtümern vorgeworfen, und zwölf von seinen einundzwanzig Lehrartikeln verändert. Die sieben Artikel über Mißbräuche (XXII bis XXVIII) wurden sämtlich hinausgeworfen. Das wunderliche Dokument erschien anonym. Das neue Bekenntnis der Amerikanisch-Lutherischen Zukunftskirche hatte keinen Bekenner, der mannhaft genug gewesen wäre, seinen Namen darunter zu setzen!

Pastor W. J. Mann bekam die Schrift erst zu Gesicht, als er die oben angeführten Worte über die Generalsynode in Dayton geschrieben hatte. Er nahm sofort in einer Anmerkung Notiz davon: ,,Es scheint, der Verfasser will die Sache zu einer test-question

machen und eine Scheidung der Parteien erzwingen. Daß diese entmannte Augsburgische Konfession die von der General-Synode anerkannte ist, ist uns neu; daß einzelne sich mit diesem theologischen Kompromiß begnügen mögen, ist uns leider nicht neu. Ja, ja, ihr seid die Leute, um den Magister Philippus und den Doktor Martinus zu meistern und eine neue Revision der Augsburgischen Konfession der durch sie gegründeten lutherischen Kirche uns zu geben!" Und in derselben Nummer des Kirchenfreundes (Novbr. 1855) ruft er „denen, die sich's unterfangen, die Augsburgische Konfession zu „rezensieren", den königlichen Rat, der 2. Sam. 10, 5 geschrieben steht, ins Gedächtnis zurück.

Es war schon damals ein öffentliches Geheimnis, daß niemand als Dr. S. S. Schmucker der Verfasser der Definite Platform sein konnte, obwohl derselbe erst zehn Jahre später sich ausdrücklich und offen dazu bekannte. „Die Platform-Kontroverse," schreibt Dr. Mann im Januar 1856, „wird am Ende gut thun. Die konservative Partei wird sich klarer werden. Schmucker hat sich in zehn Jahren in der öffentlichen Meinung nicht so geschadet, wie in dem einen letzten Jahre." Indessen war Pastor Mann bei einer brüderlichen Besprechung auf der Philadelphia Pastoral-Konferenz aufgefordert worden, seine Gedanken über die "Platform" zu Papier zu bringen. Er that es auf Betrieb solcher amerikanischer Lutheraner, wie Dr. Stork und Dr. Hutter, und die Verlagsbehörde der Generalsynode übernahm ihre Veröffentlichung. Dies war sein "Plea for the Augsburg Confession", ein kleines Pamphlet von 47 Seiten, das er fast in einem Zug in englischer Sprache niederschrieb, und das, als die bedeutendste theologische Widerlegung der Platform, hoch über die andern Streitschriften jener Kontroverse emporragt. Pennsylvania College in Gettysburg verlieh ihm, wohl in Anerkennung dieser Leistung, die theologische Doktorwürde.

Lutheranism in America.

Sofort ging er wieder an die Arbeit zu einer neuen Schrift, die, obwohl vorwiegend historischen Inhalts, doch unter den damaligen Umständen, notwendig wieder den Charakter einer Streitschrift haben mußte. Es war dies sein: "Lutheranism in America: an essay on the present condition of the Lutheran Church in the United States"; das im Jahre 1857 erschien, von dem Verfasser deutsch geschrieben und von seinem Kollegen, Pastor G. A. Wenzel ins Englische übersetzt. Dr. S. S. Schmucker hatte gegen Dr. Manns "Plea" sein Buch: "American Lutheran Church" geschrieben, das zu seinem großen Verdruß die Verlagsbehörde zu veröffentlichen sich weigerte.

„Schmuckers Schrift gegen mich," schreibt Mann am 7. Mai 1856, „wird in ein paar Tagen heraus sein. Daß der Lutheran

Board of Publication sie nicht unter seine Fittige nahm, wie meine kleine Schrift, damit habe ich nichts zu thun, denn ich enthielt mich des „Votens". Schmucker greift aber zugleich die vorausgesetzten Irrtümer sämtlicher symbolischen Bücher der lutherischen Kirche an und bringt natürlich Citate über Gebrauch an diesen und jenen lutherischen Orten, um seinen Angriff zu begründen. Indessen scheint er zu fühlen, daß er ein gefährliches Spiel spielt, und wenn er nicht den Observer zum Bundesgenossen hätte, so würde er gar nichts ausrichten. Allein so fabrizieren die beiden Herren zusammen eine öffentliche Meinung, getragen von der Schar der ununterrichteten Glieder der lutherischen Kirche. Die Menge aller einflußreichen, wohlmeinenden Glieder, Prediger und Laien, was auch ihre Ansichten sonst sein mögen, sind entrüstet über Schmucker, Kurtz, Observer und die ganze Platform-Geschichte. Sollte die Sache zwischen uns und der Generalsynode zu einem Bruch führen, so sollte mich's nicht wundern. Die Folge wird sein, daß wir dem strikten Luthertum unwillkürlich näher gerückt werden, da die Missourier ohnehin in neuester Zeit etwas gelindere Seiten aufzuziehen scheinen. Gott weiß, was das Ende sein wird. Wie Schmucker mit seinen Ansichten Professor eines lutherischen Seminars bleiben kann, sehen viele nicht mehr ein. O tempora, o mores!"

Dr. Manns "Lutheranism in America" wollte schon in seinem Titel die wesentliche Verschiedenheit des Standpunkts andeuten, von dem aus er die Geschichte und Lage der lutherischen Kirche unseres Landes ansah. In unparteiisch geschichtlicher Weise beschreibt er zuerst die verschiedenen Richtungen, die damals unter den Lutheranern Amerikas sich kund gaben: den linken Flügel, das amerikanische Luthertum, den rechten Flügel, die Lutheraner von streng konfessioneller Observanz; und die Mitte, als deren Hauptrepräsentanten Pennsylvania und Ohio figurieren. Darauf folgt eine Darstellung des Geistes und Lebens unserer Kirche in Amerika während des letzten Jahrhunderts. Das Buch schließt mit einem Blick auf die Mission der lutherischen Kirche und einigen frommen Wünschen für dieselbe. Bei aller Milde gegen seine theologischen Gegner tritt der Verfasser doch entschieden für das lutherische Bekenntnis ein. „Der kostbare Schatz, unser Glaube, für den unsere Väter gekämpft und gelitten, gewacht und gebetet haben, darf nicht der Willkür einzelner oder dem schwankenden Zeitgeist ausgesetzt werden, der schon einen so ungebührlichen Einfluß über die heutige Theologie gewonnen hat. Irgend eine Veränderung, die man heutzutage an unserer Kirchenlehre vornehmen würde, wäre kein schöpferischer Akt, wie der, durch den die Kirche zuerst gegründet wurde. Das alte Bekenntnis, das gleichzeitig und gleichmäßig mit der Kirche besteht, bindet und hält die Kirche zusammen, und jede Veränderung erschüttert das Fundament der Kirche

selbst und muß dahin führen, daß auch ihr religiöses Leben haltlos und unsicher wird.“

Das Buch erfuhr übrigens von seiten der amerikanischen Lutheraner, selbst von Dr. Charles Philipp Krauth in der Evangelical Review, eine sehr harte, und wie uns dünft, ganz unbegründete Verurteilung. Dr. Mann fühlte sich tief dadurch gekränkt und gab seinem Unwillen in Briefen an den Freund offenen Ausdruck.

„Daß die lutherische Presse dieses Landes,“ schreibt er am 15. April 1857, „großenteils sich daran stößt, ist natürlich. — Mein Büchlein ist entschieden anti-amerikanisch in kirchlich-lutherischer Hinsicht und fährt ziemlich frei mit der Sache heraus. Das ist seine Sünde. Ich hielt es für Pflicht, offen zu reden, und allerdings ist mir dieser Zustand meiner Kirche bis zum Tode entleidet. Wer kann dieses mark- und kraftlose Ding, dieses verwaschene, um jeden individuellen Zug gekommene Gesicht der lutherischen Kirche gerne sehen? Darum arbeite ich einer entschiedenen Gestaltung der lutherischen Kirche nach Kräften in die Hände, *nicht, weil ich dächte, es helfe etwas*; aber ich habe dann meine Pflicht gethan. Weitere Zugeständnisse dem Altluthertum zu machen, habe ich gar keine Lust. Den Glauben an Union habe ich verloren, weil ich denke, es gibt keine Union bis jetzt. Nur die Unklarheit kann sich darüber täuschen. Wie viel weiter wären wir, hätte man Union nicht machen wollen! Ich glaube an eine Einheit, ohne Einerleiheit. Aber auch das kirchliche Leben nimmt am Gesetz der Individualisierung seinen Anteil.“

6. Juli ’57.

„Ich hätte mir gewünscht, daß dem Evang. Review eine Nase wäre gegeben worden, für die wirklich unwürdige Art, womit dieses Produkt der lutherischen Litteratur dieses Landes behandelt wurde, und daß darauf hingewiesen würde, daß doch ziemlich viel Information über den Status quo der amerikanisch-lutherischen Kirche darin gegeben ist. — Das Buch hat mir vor ein paar Wochen die Ehre eines Besuches des dir wohlbekannten Dr. Mühlenberg aus New York verschafft. Ein sehr lieber Mann, dessen theologischer Charakter mir durch Unterredung bald ziemlich klar wurde. Er ist kein Puseyit à la D. und R. — hat aber gefunden kirchlichen Sinn praktisch-religiöser Richtung und ist nicht shallow in der Lehre von den Sakramenten.“

Das letzte Mal, daß Dr. Mann das Ministerium von Pennsylvanien als Delegat bei der Generalsynode vertrat, war bei der Konvention zu Pittsburg im Jahre 1859. In mancher Hinsicht bildeten die Verhandlungen ein Vorspiel zu dem, was fünf Jahre später in York geschah. Es war die Frage über die Aufnahme der Melanchthon-Synode, über welche ein langer Kampf hin und herwogte. Diese Melanchthon-Synode hatte sich hauptsächlich aus den radika-

leren Gliedern der Maryland-Synode gebildet, die sich um den fanatischen Dr. B. Kurtz scharten und wesentlich den Standpunkt der "Definite Platform" vertraten. Die ganze Art und Weise, wie dieser Körper innerhalb der Generalsynode sich bildete, war von vornherein gegen den Buchstaben und Geist ihrer Konstitution. Denn diese verlangt, daß zur Bildung einer neuen Synode aus einer andern die Erlaubnis der älteren Synode erst eingeholt werden, und das Gebiet der neuen Synode erst geographisch begrenzt werden muß. Dieser Ordnung der Konstitution gegenüber stellten die Melanchthonianer ihr Prinzip der „Wahlverwandtschaft" (elective affinity) d. h. daß sie ohne Rücksicht auf territoriale Synodalgrenzen als Brüder eines Geistes sich zusammenthun wollten. Dieser Geist aber war der eines fortgeschrittenen „Amerikanischen Luthertums". Sie verwarfen in ihrem Formulare ausdrücklich jene fünf Punkte, welche in der "Definite Platform" als Irrtümer der Augsburgischen Konfession bezeichnet waren. Dabei aber suchten sie sich durch die feige Phrase zu decken: „Diese Lehren mögen in der Augsburgischen Konfession enthalten sein, oder nicht." Das wollten sie also unentschieden lassen! Diese „lutherische Synode" erklärte demnach als Stück ihres Glaubensbekenntnisses ihre Unwissenheit, was in der Augsburgischen Konfession stehe und was nicht! Dr. Mann und mit ihm die ganze pennsylvanische Delegation widersetzte sich entschieden der Aufnahme dieser Synode, aus dem einfachen Grunde, weil sie die Augsburgische Konfession nicht vollständig anerkenne. Die Sache endete aber damals noch mit einem Kompromiß, indem Dr. Charles Porterfield Krauth noch einmal als Vermittler zwischen die streitenden Parteien trat. Sein Vorschlag wurde angenommen, die Melanchthon-Synode aufzunehmen und die Brüder der Synode freundlichst zu ersuchen, „in amtlicher Weise und mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel übrig läßt, ihre Anhänglichkeit an die Grundsätze auszusprechen, welche die Generalsynode über die Gründung von Distriktssynoden niedergelegt hat; und wir bitten sie, brüderlich zu erwägen, ob es nicht zur Förderung der gegenseitigen Liebe und des Zweckes, zu dem wir verbunden sind, beitragen würde, wenn sie aus ihrem Lehrformulare den Paragraphen entfernen würden, der von gewissen angeblichen Irrtümern der Augsburgischen Konfession redet." In dem Bericht der pennsylvanischen Delegation an ihr Ministerium sagt Dr. Mann: „Ihre Abgeordneten widersetzten sich der Aufnahme der Melanchthon-Synode, weil die Applikation derselben mit einer Art Glaubensbekenntnis verbunden war, das uns im Widerspruch mit der unveränderten Augsburgischen Konfession zu stehen schien. Da übrigens diese Synode bei ihrer Aufnahme ernstlich ersucht wurde, ihr anstößiges Bekenntnis zurückzuziehen, soviel es das Bekenntnis unserer Kirche verunglimpfte, so läßt sich hoffen, daß besagtes Dokument seiner Zeit zurückgenommen werden wird." Daß seine Eindrücke von dem Geist

der Generalsynode auf jener Synode keine so günstigen waren, läßt sich denken. Er sah den Sturm kommen, der immer dichter sich zusammenzog und in den Jahren 1864 und 1866 zu York und Fort Wayne zum Ausbruch kam.

Neuntes Kapitel.

Im General-Konzil.

Stellung zur Gründung des General-Konzils. — „Um was es sich handelt." — Die Reading Konvention. — Die erste Konvention zu Fort Wayne. — Die Kirchengemeinschaftsfrage. — Stellung zur liturgischen und hymnologischen Arbeit des General-Konzils. — Frühere Grundsätze über protestantischen Kultus. — Konservativere Anschauungen. — Das Kirchenbuch des General-Konzils. — Memorandum vom Jahre 1873. — Brief an Dr. A. S. vom Juli 1881.

Fünf Jahre nach der Aufnahme der Melanchthon-Synode stand die Generalsynode wieder vor einer ähnlichen Frage, die aber diesmal nicht durch ein Kompromiß abgeschoben wurde, sondern in einer entscheidenden Krisis und Spaltung ihre Lösung fand. Auf der Versammlung zu York, im Jahr 1864, meldete sich die Franckean-Synode, aus dem Staate New York, zur Aufnahme. Sie hatte weder in ihrer Konstitution, noch durch irgend einen klar ausgesprochenen Beschluß jemals zur Augsburgischen Konfession sich bekannt. Die konservative Partei ließ es diesmal nicht dabei bewenden, daß sie bloß ihre Stimmen gegen die Aufnahme einer solchen Synode erhoben hätte. Die pennsylvanische Delegation reichte ihren Protest ein und zog sich ihrer Instruktion gemäß von der Konvention der Generalsynode zurück, um an ihren Körper zu berichten. Andere hervorragende Glieder der Generalsynode schlossen sich dem Protest an. Man hoffte durch diese drohende und entschlossene Haltung einen Druck auf die Führer der Majorität in der Generalsynode auszuüben. Aber als bei der nächsten Versammlung zu Fort Wayne, im Jahre 1866, wieder eine pennsylvanische Delegation erschien, wurde ihr durch einen Machtspruch des Präsidenten erklärt, daß das Ministerium von Pennsylvanien keine thatsächliche, praktische Verbindung mit der Generalsynode habe ("out of practical relations"). Darauf hin erfolgte natürlich der endgültige Bruch, der zur Gründung des General-Konzils führte.

Stellung zur Gründung des General-Konzils.

Dr. Mann war weder in York, noch in Fort Wayne bei jenen entscheidenden Versammlungen als Delegat gegenwärtig. Aber er war Vorsitzer des Komitees, in dessen Hände bei der Versammlung des Pennsylvania-Ministeriums 1866, die wichtige Frage über den Austritt aus der Generalsynode und die Bildung eines neuen konservativ-lutherischen Körpers gelegt war.

In seinem persönlichen Urteil, sowie in der ursprünglichen Fassung des Komitee-Berichts, war er nicht bereit, so weit zu gehen, wie die Entscheidung der Synode fiel. Er empfahl nur, ein Komitee anzustellen, „das mit andern lutherischen Synoden darüber korrespondieren solle, ob es nicht angemessen sei, eine Versammlung von solchen lutherischen Synoden, Kirchen und Männern zu berufen, die für die Organisierung eines allgemeinen kirchlichen Körpers auf echt lutherischem Grunde wären." Aber die Synode ging einen Schritt über diesen Vorschlag hinaus, indem sie ein Komitee anstellte, das sofort einen brüderlichen Aufruf erlassen sollte mit der direkten Einladung zu einer Konvention, die den Zweck haben sollte, einen neuen Verband lutherischer Synoden zu bilden. Dr. Mann hatte allezeit seine Bedenken darüber, ob dieser Schritt der weiseste und richtigste gewesen. Und man wird kaum leugnen können, daß die spätere Entwicklung der Dinge sich so gestaltete, daß er darin einen Beweis für die Richtigkeit seines Urteils erblicken konnte. Er täuschte sich nicht darüber, daß, bei aller Begeisterung für das Bekenntnis, doch zwischen östlichen und westlichen Lutheranern noch tiefgreifende Differenzen, wenn nicht in der Theorie, doch jedenfalls in der Praxis obwalteten, und daß man sich in Wahrheit noch nicht so nahe war, wie manche in bester Meinung sich selber glauben machten. Dazu kam seine angeborene Vorsicht und Nüchternheit, mit der er sich nicht dafür begeistern konnte, „von einem Ufer abzustoßen, ohne zu wissen, wo und wie man wieder einen Landungsplatz finden werde." Aber er unterwarf seine persönlichen Anschauungen und Bedenken dem Urteil der Synode und half nach bestem Wissen und Vermögen dazu, die ersehnte Vereinigung von drei lutherischen Synoden zustande zu bringen, zunächst als ein Glied des Komitees, das den brüderlichen Aufruf im Namen der pennsylvanischen Synode erlassen sollte.

In einem längeren, ganz populär gehaltenen Artikel in der Lutherischen Zeitschrift vom 17. November 1866 behandelt er die ganze Kontroverse zwischen der konservativen Partei, an deren Spitze das pennsylvanische Ministerium stand, und der unlutherischen Majorität der Generalsynode. Wir teilen denselben unverkürzt mit, da er Dr. Manns Stellung zu der alten Generalsynode am besten charakterisiert.

„Um was es sich handelt."

Wir dürfen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die meisten unserer Leser wissen, daß die alte Synode von Pennsylvanien, nachdem sie in der Person ihrer Delegaten bei der diesjährigen Versammlung der Generalsynode (zu Fort Wayne, Ind.,) wider alles konstitutionelle Recht behandelt und aufs gröblichste beleidigt worden ist, von der Generalsynode sich völlig losgesagt hat.

Nur die wichtigsten Gründe konnten die Synode von Pennsylvanien veranlassen, diesen entscheidenden Schritt zu thun. Sie hatte sich nach einem dreißigjährigen Alleinstehen im Jahre 1853 an die Generalsynode angeschlossen und hoffte, in der Verbindung mit derselben etwas zur Förderung der Interessen und des Wohles unserer lieben lutherischen Kirche in diesem Lande thun zu können. Sie erwartete, allgemeine Bestrebungen und Unternehmungen der Kirche zu unterstützen, die Einheit unter ihren Gliedern zu stärken und echt lutherischen Geist und Glauben angeregt und belebt sehen zu dürfen. Sie war willig, redlich mitzuarbeiten, und da sie wohl wußte, daß in der Generalsynode gar allerlei Leute aus allerlei Gegenden, Schulen, Verhältnissen beieinander waren, und daß eine völlige Uebereinstimmung betreffend manche Lehre des lutherischen Bekenntnisses und betreffend manche Ansichten und Wege im religiösen und kirchlichen Leben nicht unter allen, die in der Generalsynode verbunden waren, stattfinde, so war sie willig, unter deutlich erklärtem Vorbehalt ihres eigenen Standpunktes und Wesens, in mancher Hinsicht Geduld zu haben und hoffte ein Besseres für die Zukunft. Auf ein Besseres hin wollte sie gerne mitwirken und dachte, die manchen, die zur Generalsynode gehören, aber mit dem Eigentümlichen der lutherischen Kirche und ihrer Lehre nicht gehörig bekannt, dagegen aber sogar oft sehr verstimmt und eingenommen waren, möchten vielleicht nach und nach zu besserer Einsicht gelangen und erkennen, daß man bei lutherischem alten Glauben das Reich Gottes am Ende doch viel sicherer fördert, als wenn man bei den unlutherischen Parteien, Presbyterianern, Methodisten u. s. f. in die Schule geht, ihnen nachäfft und sich bald von diesem bald von jenem Wind der Lehre hin und her wiegen läßt. Mit denen, die unsern Namen tragen, die auch lutherisch heißen, will man ja doch lieber in gutem Einverständnis stehen und denkt, es sei Gottes Wille, daß man zu ihnen gehöre, und will nicht vor der Welt das so ärgerliche Schauspiel der Spaltung und gegenseitigen Abneigung darstellen. Einheit macht stark, das ist ja ein altes Wörtlein, und so dachte auch die Synode von Pennsylvanien, als sie 1853 an die Generalsynode sich anschloß.

Es mag bemerkt werden, daß sie dabei wenig riskierte. Denn sie war in keiner Weise gebunden, überhaupt nur der Generalsynode zu Dienst und Willen zu sein. Diese besteht aus Delegaten von lu-

therischen Synoden, versammelt sich alle paar Jahre, hält Beratung über allgemeine Bedürfnisse und Aufgaben der lutherischen Kirche, gibt Bücher für den kirchlichen Gebrauch beim Gottesdienst heraus und dergleichen mehr, aber keine der in ihr repräsentierten Synoden ist gebunden, dem, was die Generalsynode beschließt, sich zu unterwerfen oder die von ihr herausgegebenen Bücher zu gebrauchen. Das ganze Verhältnis ist überhaupt äußerst locker. Gerade deshalb ist Einigkeit im Geist um so notwendiger, um etwas zu erzielen. Je weniger ein gesetzlicher Zwang vorhanden ist, um so mehr thut gutes Einverständnis und Uebereinstimmung der Grundsätze und Ansichten not, um segensreich wirken zu können.

Die Stellung der alten pennsylvanischen Synode zur Generalsynode war darum eine sehr unabhängige. Sie hat dieser in der That für keine besondern Gaben zu danken. Sie war, ehe die Generalsynode war, ja viele Jahrzehnte vorher. Sie ist nicht durch diese ins Dasein gerufen worden. Sie hatte längst auch ihre eigenen kirchlichen Bücher und hat sie nicht aus der Hand der Generalsynode empfangen. Sie hat ihr eigenes kirchliches Gebetbuch, hat ihr eigenes weit verbreitetes Gesangbuch in deutscher Sprache und hat bedeutende Schritte in Herstellung eines englischen Gesangbuches zum Gebrauch der Gemeinden gethan; sie hat Bücher als Hilfsmittel zum Gebrauch des lutherischen kleinen Katechismus herausgegeben; sie hat in ihrer Mitte deutsche und englische christliche Journale für die lutherischen Prediger und lutherischen Familien. Aus ihrer Mitte geht seit vielen Jahren der außerordentlich verbreitete Allentowner lutherische Kalender in deutsch und nun auch in englisch hervor. Sie hat seit einigen Jahren ein Prediger-Seminar errichtet, auf welchem bisher viel göttlicher Segen ruhte, und welches von vielen Seiten her und selbst aus weiter Ferne lutherische Herzen an sich gezogen und für sich gewonnen hat; sie ist kräftig thätig bei andern Anstalten der Erziehung; sie hat eine Professur der deutschen Sprache am Kollegium zu Gettysburg gegründet. Dem ließe sich viel anderes beifügen.

In dem allen war die Synode von Pennsylvanien von der Generalsynode in gar keiner Weise abhängig. Sie hat derselben in diesem allen für nichts zu danken. Fragen wir dagegen, was die Generalsynode geleistet hat, so soll alles, was ihr Gutes nachgesagt werden kann, in seinem Rechte belassen werden. Allein, was ist denn zu sagen? Nach außen war ihre Thätigkeit und Wirksamkeit gewiß nicht bedeutend. Sie war gar nicht dazu angethan. Ihre ganze Arbeit hätte vielleicht auf dem Gebiet der Mission am bedeutendsten sein können und sollen. Was fürs Ausland geschehen ist, mag immerhin lobenswert genannt werden. Aber bedeutend war es nicht. Im Inland wurde aber gewiß wenig erzielt. Die lutherische Kirche hat

das reichste ausgedehnteste Feld in Stadt und Land für ihre Thätigkeit. Da ist ein ungeheures Material. Was hat die Generalsynode namentlich für diesen Zweig gethan? Wahrlich die Methodisten mit ihrem „deutschen Werk" haben die Zeit und ihre Aufgabe in diesem Lande besser verstanden. Es war dafür kein Mut, keine Lust in der Generalsynode, vielmehr mancherlei Vorurteile und eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit. Was hat die Generalsynode in unseren großen Städten geleistet, wo wir längst in bedeutender Stärke an manchem Platze auftreten sollten, der an Material mehr als genug darbietet? Da ist z. B. New York. Dort sind luth. deutsche Gemeinden seit mehr als hundert Jahren, und sie haben sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Wo sind denn die meisten Nachkommen der einst deutschen Lutheraner in der großen Weltstadt hingekommen? So viel wir wissen, existiert eine englische lutherische Gemeinde in jener Stadt. Ist das das ganze Resultat der Geschichte der lutherischen Kirche in der Stadt New York von hundert Jahren? Zu was ist denn eine Generalsynode da, wenn sie nicht besser eingreift und etwas ins Werk setzt mit konzentrierten Kräften, wo es doch nicht an Mitteln fehlen kann? Aehnliches gilt von andern Orten.

Auch in Beziehung auf Seminare und ähnliche Anstalten ist zum Lob der Generalsynode wenig zu sagen. Daß Gettysburg, welches das Schoßkind der Generalsynode ist, keine Befriedigung gab, das geht aus der Geschichte des Seminars von Anfang an hervor. Dort konnten junge Männer gar vielerlei loben hören, nur nicht gerade das Lutherische, und was man an diesem loben wollte, war, daß die lutherische Kirche in Leben und Lehre in alles sich schicke und eine ganz wächserne Nase habe. Freilich hat man das Luthertum vorher verstümmeln müssen, um so von ihm reden zu können. Indessen hat Gettysburg nicht einmal den praktischen Anforderungen genügt. Für den deutschen Teil der lutherischen Kirche that es lange so gut wie gar nichts. Und hätte es den tiefgefühlten Bedürfnissen je entsprochen, so wäre nie weder Selinsgrove mit seiner Missionsanstalt auf der einen, noch das Seminar zu Philadelphia (mit seinen jetzt etwa dreißig Studenten nach erst zweijähriger Thätigkeit) auf der andern Seite entstanden.

Ueberhaupt gingen bedeutendere Unternehmungen gar nicht aus der Generalsynode hervor. Ja, man konnte daran noch froh sein; denn wenn dieselbe irgend etwas lieferte, so war es meistens klägliche Arbeit. Das sieht man an den liturgischen und hymnologischen Arbeiten derselben. Die stellen den leitenden Geistern in der Generalsynode ein schreckliches Armutszeugnis aus und sind das stärkste Dokument, daß diese Herren auch keine Ahnung von dem haben, was der Geist der lutherischen Kirche ist. Sie kennen die Schätze ihrer eigenen geistlichen Heimat nicht und gehen betteln bei denen, die gerade in dem arm sind, worin die lutherische Kirche reich ist.

Was irgend ein rechtes Lebenszeichen in der lutherischen Kirche dieses Landes sein konnte, das ging gewiß nicht von der Generalsynode aus. Kam es mit ihr in Berührung, so war zu befürchten, daß der tödlichste Mehltau d'rauf falle. Der Board of Publication fing mit ziemlich günstigem Anlauf an. Sobald die Generalsynode d'rein griff, da kam der Frost über jede Blüte, und die Freundschaft derselben war die Umschlingung einer Boa Constrictor. Von da an konnte alles publiziert werden, nur nichts recht Lutherisches. Und es sind viele Aussichten da, daß viel Unlutherisches werde publiziert werden. — Gedenken wir hier der verschiedenen Waisenanstalten und Kinderrettungsanstalten und Krankenanstalten, welche seit etwa 15 Jahren in der lutherischen Kirche dieses Landes ins Leben getreten sind. Hat die Generalsynode Verdienste auch nur um eine unter denselben? Wenn Dr. Passavant mit seinen Unternehmungen hätte warten wollen, bis die Generalsynode unternommen hätte, da hätte er lange warten mögen und könnte heute noch warten.

Nun ist aber die Frage ganz natürlich, was ein solcher Körper wie die Generalsynode wert ist, wenn er nicht der tragende und anregende Mittelpunkt für alle allgemeinen Interessen und Bedürfnisse der Kirche nach innen und außen ist. Ist er nicht bestimmt, das zu sein, so mag man wohl fragen, zu was er überhaupt da ist. Ist er aber dazu bestimmt, und leistet er nichts oder schlechte Arbeit, so wird es Leute geben, die denken, daß die Verbindung mit einem solchen Körper am Ende keineswegs ein Vorteil, sondern ein Nachteil ist.

Es hat in der alten Synode von Pennsylvanien längst Leute gegeben, die so dachten. Allein andererseits hofften viele, daß ein besserer, ein mehr lutherischer Geist in die Generalsynode einziehen werde; sie wollten nicht gewaltsam und stürmisch losbrechen; sie wollten geduldig auf das Bessere hinarbeiten. Sie dachten an den geschichtlichen Gang der Dinge, wie das alles so gekommen war. Sie sahen, daß auch bei manchen Brüdern es zu einer Art von lutherischem Durchbruch kommen wollte. Es regte sich unter vielen Jüngern ein ernsteres Fragen und Forschen nach dem, was eigentlich lutherische Lehre sei. Bittere Erfahrungen, die nicht ausblieben, wo man methodistische Maßregeln und unlutherische Grundsätze in Anwendung gebracht hatte, trieben manches ehrlichere Gemüt, einen festen, klaren Standpunkt zu gewinnen. Das waren nicht zu verachtende Zeichen. Auch war es wohl bekannt, daß viele, die noch in der Generalsynode waren, nicht von ihr und mit ihr waren und von den leitenden Geistern derselben nicht länger ins bloße Schlepptau wollten genommen sein. Darüber war kein Hehl. Das sprach namentlich für die alte pennsylvanische Synode im Deutschen dieses Blatt unseres Bruders, Ehrw. Pastor S. K. Brobst, deutlich aus, und englischerseits der „Lutheran Missionary". Sollte darum die alte Synode nicht ge-

waltsam sich losreißen, so war sie doch gefaßt, einmal loszukommen, das ist nun auch in kräftigster Weise geschehen.

Dieses Loskommen war vielfach vorbereitet. Es ist dabei eben ans Licht gekommen, daß eine bloße Vereinigung ohne innere wirkliche Einheit nichts wert ist. Eben daß man sich gegenseitig vertragen will, beweist schon, daß man einander zu ertragen hat. Man sagt sich ins Gesicht, daß man sich liebe, aber im Herzen fürchtet man sich vor einander. Man ist bei einander, aber doch außer einander. Die ganze Sache leidet an der inneren Unwahrheit. Damit trägt sie das Siegel ihrer Verdammung an sich. Kein Teil hat dabei, was er haben will. Jeder Teil möchte aber die Oberhand gewinnen, und der Teil, der am wenigsten sittliches Gefühl und wahre Ehrenhaftigkeit hat, wird um die Wahl der Mittel nicht verlegen sein, durch die er sich numerisch und in anderer Hinsicht zu stärken hoffen mag.

Das alles hat sich an der Geschichte der Generalsynode in den letzten zehn Jahren sehr deutlich herausgestellt. Man darf nur die Thätigkeit der Leute ins Auge fassen, die seit langen Jahren die Leiter und Führer in der Generalsynode gewesen waren. Unter diese rechnen wir besonders Dr. S. S. Schmucker, gewesenen Professor am lutherischen Seminar zu Gettysburg. Ein gewisses Büchlein, welches im Jahre 1856 unter dem Titel "Definite Platform, doctrinal and disciplinarian for Evangelical Lutheran District Synods; *constructed in accordance with the principles of the General Synod*" erschien und damals ziemlich viel Geschrei in der Kirche anrichtete, ist auf ihn, als den Verfasser, zurückzuführen, wurde aber in solcher Weise angekündigt, als drücke es die Ansicht sehr vieler aus. Es schien viele Versuche und Bestrebungen gewissermaßen zum Abschluß zu bringen, damit einem tief gefühlten Bedürfnis zuentsprechen und war bestimmt, der Welt anzuzeigen, daß in der Augsburgischen Konfession sich allerlei Irrtümer befinden, daß aber die Fortschrittslutheraner dieses Jahrhunderts und der amerikanischen Weltperiode sich als erleuchtete Leute von diesen Irrtümern losgemacht haben. Natürlich drängte sich bei jedem nüchternen Manne von selbst die Frage auf: Wer hat wohl recht — Luther und Melanchthon oder — Dr. S. S. Schmucker? In diesem Stücke konnte die Antwort kaum schwierig sein. Indessen — das Büchlein war das Programm derer, welche in der lutherischen Generalsynode waren, aber das wahrhaft Lutherische so gründlich verachten gelernt hatten, daß sie sich schämten, wahre Lutheraner zu sein und der alten Augsburgischen Konfession zu trauen. Freilich war die Sache so plump angegriffen, daß selbst manche Freunde des Schmuckertums dabei ihres Restchens von Luthertum plötzlich so stark bewußt wurden, daß sie es für expedient hielten, der Definite Platform zu einem ziemlich unceremoniellen Begräbnis zu verhelfen. Aber das war gewiß, daß Leute, die längst

den höchsten Einfluß in der Generalsynode gehabt hatten, damit der andern, konservativ-lutherischen Seite in derselben und also besonders der Synode von Pennsylvanien den Fehdehandschuh hingeworfen, den Krieg erklärt hatten.

Natürlich hatte die Generalsynode selbst damit nichts zu thun, so wenig als mit Dr. Schmuckers nachfolgender „Erklärung des kleinen Katechismus" oder seinen "American Lutheranism" oder andern Publikationen, die im Sinne derselben Partei in die Kirche ausgingen. Allein es zeigte sich eben daran dies, daß diese Partei und ihre Vertreter auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege fortgehen wollten und sich zu verstärken suchten, um überall die andere Seite in der Generalsynode überstimmen zu können.

Diese Absicht trat an vielen Handlungen auf den Versammlungen der Generalsynode selbst heraus. Wenn irgend die unlutherische Seite Hoffnung hatte, sich zu stärken, da war man nicht ängstlich, auf welche Weise es auch geschah. Keine Irregularität war zu bedenklich. Das sah man bei der Versammlung zu Pittsburg in der Aufnahme der Melanchthon-Synode. Noch viel stärker bei der Zulassung der Frankean-Synode auf der Versammlung zu York, Pa. Die "practical relation" mit solchen Synoden war trotz der anerkannten Irregularität der Sache gar bald hergestellt. Und wie leicht ward dagegen zu Fort Wayne die Synode von Pennsylvanien außer practical relation durch den Machtspruch des Herrn Dr. Sprecher gesetzt—und gerade von denselben Leuten gebilligt — —!

Was will denn aber die andere, die konservativ-lutherische Richtung? Sie will nichts, als die lutherische Kirche lutherisch erhalten und will ihr ihr eigentümliches Wesen in Lehre und Gottesdienst bewahren. Was will die unlutherische Partei? Sie will die lutherische Kirche dieses Landes mehr und mehr um ihr eigentümliches Wesen bringen und will sie so viel wie möglich reformiert machen. Den Namen Lutherisch hat sie zwar noch nicht aufgegeben, aber bereits ist ein Anhängsel dazu fabriziert. Es sollte uns kaum wundern, wenn sie auch den Namen Lutherisch ganz aufgeben würde. Es wäre allerdings sehr ehrlich. Ob's aber geschehen wird, dessen sind wir freilich nicht gewiß.

Allerdings ist das gerade das Eigentümliche der unlutherischen Partei, daß sie wesentlich den reformierten Ansichten zugethan ist. Dr. Schmucker hat sich längst offen zu Ansichten bekannt, die mit der Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften in offenbarem Streit stehen, aber mit denen der reformierten Bekenntnisse, besonders der Zwingli'schen Lehrart, harmonieren. In diesem Sinne sind viele seiner Publikationen verfaßt, und in diesem Sinne hat er gelehrt viele, viele Jahre lang als Lehrer an einem lutherischen Seminar. Er ist von zwinglisch-reformiertem Geiste beseelt, und er hat

seine Schüler damit zu beseelen gesucht. Ihm und ihnen hat sich nie aufgeschlossen, was eigentlich die lutherische Anschauung vom Christentum ist. Er selbst hat auch nicht die geringste Sympathie dafür.

Nun wollen wir nicht vergessen, daß wir über die Gewissen Dr. Schmuckers und der unlutherischen ganzen Partei nicht gesetzt sind. Wir sind auch gar nicht gesonnen, darüber zu richten. Für uns handelt es sich nur um die Existenz der lutherischen Kirche. Wir glauben, daß sie ein Recht hat, als lutherische, mit ihrem alten lutherischen Bekenntnis zu existieren, und daß sie nicht die geringste Ursache hat, sich desselben zu schämen, dagegen aber alle Ursache hat, Gott für die Gaben zu danken, die Er namentlich in Beziehung auf das rechte Verständnis der Offenbarung Gottes in Christo und der heiligen Schrift den Vätern der lutherischen Kirche gegeben hat, wie dasselbe in den Bekenntnisschriften derselben niedergelegt ist.

Die Frage, *um was es sich für uns Lutheraner in diesem Lande dermalen handelt*, ist also ganz einfach die: *Soll unsere lutherische Kirche bei ihrem alten ursprünglichen Bekenntnisse, bei ihrem ursprünglichen Verständnisse des Wortes Gottes bleiben, oder soll sie dasselbe fahren lassen und die Lehre Zwinglis und der reformierten Kirche seines Teiles annehmen?*

Die Sache ist ganz klar. *Die lutherische Lehre ist in manchen Stücken eine besondere, eigentümliche.* Wenn das nicht der Fall wäre, so wäre auch nie eine lutherische Kirche im Unterschiede von der reformierten Kirche geworden. Eben weil jede Seite ihr Eigentümliches hat, ist jede zu etwas Eigenem, Besonderem geworden. Ein Zwinglianer oder ein Calvinist denkt nun eben einmal in vielen Stücken nicht wie ein Lutheraner. Und daß er nicht so denkt, das ist ihm eine gar ernste Gewissenssache. Damit kann niemand Fehler finden. Es wird aber ganz dasselbe stattfinden bei einem Lutheraner, dem seine lutherische Glaubensüberzeugung lieb und wert ist. Sie ist ihm eine Gewissenssache. Er hat sie nicht zufällig angenommen. Er hat sie geprüft ehrlich und redlich an Gottes Wort. Er sieht mit bester Erkenntnis ein, daß die liebe lutherische Kirche recht lehrt, daß sie in Gottes Wort wohl begründet ist und damit herrlich übereinstimmt. Er kann auch die zwei Männer, *Luther*, den deutschen, und *Zwingli*, den schweizerischen Reformator, wohl zusammenhalten. Er hat alle Achtung vor letzterem als einem grundehrlichen und mutigen Manne. Aber daß derselbe in Gottes Wort tiefer hineingeschaut habe als Luther, daß er das gottselige Geheimnis der Offenbarung im Fleisch besser erkannt habe als *Luther*, nein, das kann er nicht glauben. Dagegen spricht die Geschichte der Reformation und auch die des Reiches Gottes seit 300 Jahren. War ja doch selbst *Calvin*, der große Genfer Re-

formator, gerade in den Punkten, wo Zwingli und Luther am meisten auseinander gingen, nämlich in der Lehre von den heiligen Sakramenten, keineswegs mit Zwingli einverstanden.

Sollen nun Lutheraner, die wohl wissen, warum Luther gerade so lehrte, wie er lehrte, und daß er gar nicht anders lehren konnte noch durfte, und warum unsere lutherischen Bekenntnisschriften alle auch so lehren, es sich ruhig gefallen lassen, daß man aus lutherischer Kirche und Lehre etwas ganz anderes machen will, als sie ursprünglich waren, daß man allmählich die zwinglisch-reformierte Lehre in die lutherische Kirche einführen will? Sollen sie dazu schweigen, daß man der lutherischen Kirche ihr Eigenstes nimmt? Sollen sie es recht heißen, daß man dafür der lutherischen Kirche eine Lehre aufdrückt, die ihre Lehre gar nicht ist? Sollen sie sagen, es ist ehrlich, sich lutherisch zu heißen, wenn man nicht mehr lutherisch glaubt und bekennt? Wo würde es zuletzt hinkommen, wenn jedes Geschlecht der Kirche wieder eine andere Lehre des Glaubens geben wollte? Dürfen wir es, so dürfen die nach uns es auch thun. Was wäre das Ende? Hier also handelt es sich um wichtige Grundsätze, hier um das Gewissen und um das Heilige, hier um die Ehre Gottes, um die Wahrheit seines Wortes und recht eigentlich um die Existenz der luth. Kirche.

Was wir da gesagt haben, das bitten wir, mögen manche unserer lieben Laien ernstlich beherzigen. Man kann unter denselben bisweilen Bemerkungen hören, daß die jetzige Schwierigkeit in der Kirche nur herkomme von den Predigern. Wenn die nicht miteinander streiten würden, wäre alles im Frieden. Und in der ganzen Geschichte sei der Fehler, wie gewöhnlich in solchen Fällen, auf beiden Seiten.

Wir wundern uns gar nicht, daß Leute, die vielleicht über die eigentlichen Unterscheidungslehren der lutherischen und der reformierten Kirche nie gründlich nachgeforscht haben und mit dem Für und Wider beider Seiten gar nicht vertraut sind, also auch in die Schwierigkeit der Sache so wenig als in ihre Wichtigkeit — denn es handelt sich um das Verständnis und die Auslegung des Wortes Gottes — recht hineingeschaut haben, also denken und urteilen mögen. Das Wohlfeilste ist es, wenn solche Leute meinen, daß eben in der ganzen Streitsache der Fehler wieder wie gewöhnlich in solchen Fällen auf beiden Seiten liege. Das ist bald gesagt, und man kommt leicht damit über alles ehrliche Prüfen weg. Aber wir dürfen glauben, daß ernstere Gemüter das recht wohl einsehen, daß Luther schon um des Friedens willen gerne in allem mit Zwingli eins gewesen wäre, wenn nur Gottes Wort und sein Gewissen es ihm erlaubt hätten; daß die lutherischen Prediger heutzutage ja viel tausendmal lieber Frieden und Eintracht in allem hätten, und daß ja ihr äußeres Interesse selbst

darauf hintreiben muß. Aber der Friede hat seine Grenzen. Wo es sich um die Wahrheit nach dem Worte Gottes handelt, da muß doch die Wahrheit und das Bekenntnis der Wahrheit obenan stehen.

Die Sache hat ohnehin zugleich ihre sehr ernste praktische und ganz leicht verständliche Seite. Wir Lutheraner sehen uns in diesem Lande überall von Reformierten, als da sind Presbyterianer, Episkopale, Methodisten, Baptisten u. s. f. umgeben. Der Einfluß derselben ist allerwärts mächtig. Wenn wir uns nun in der Lehre nur so ganz leicht selber aufgeben, unsern eigenen Geist aufgeben und reformierte Lehre annehmen und einführen, so werden unsere Leute mit Recht sagen, es sei ja doch kein Unterschied von Lutherischem und anderem, und da öffnen wir ihnen das Thor selber, daß sie nach andern Kirchen laufen, wo sie dann nichts ihren Ohren und Herzen Fremdartiges mehr hören, manches andere Anzügliche finden und gar bald dort lieber zu Hause sind, als in ihrer lutherischen Mutterkirche. Wenn wir uns selber treu sind, wird der Respekt vor uns nicht abnehmen und das Eigene und Eigentümliche den Unsern mehr ans Herz wachsen. Hätten wir nur immer darnach gehandelt, wir wären längst viel mehr, als wir sind.

Jetzt stehen die Dinge nun so, daß die zwei Seiten getrennt sind. Der Anlaß dazu wurde der Spruch des Herrn Dr. Sprecher in Fort Wayne. Die Ursache liegt, wie aus allem Bisherigen deutlich hervorgeht, viel tiefer. Die alte pennsylvanische Synode, welche bei der ihr in Fort Wayne zugefügten Schmach sagen kann wie David bei den Beleidigungen Simeis sagte, und andere Synoden haben sich von der Generalsynode losgemacht und werden sich untereinander wohl mit andern lutherischen Synoden, die mit der Generalsynode in keiner Verbindung gestanden hatten, zusammenschließen auf einer klaren und wahrhaft lutherischen Grundlage. Wir hoffen, daß sie sich gegenseitig recht wohl verstehen und darum recht treu zusammenstehen und für die Förderung lutherischen Glaubens und der lutherischen Kirche eifrig und willig arbeiten werden. Um die nötigen Schritte dazu zu thun, wird noch diesen Herbst eine Konvention von Predigern und Laien als Delegaten verschiedener Synoden gehalten werden. Gebe Gott dazu Seinen Segen.

Von denen, die auch Lutheraner sich heißen, aber nicht lutherisch glauben noch lehren, wollen wir scheiden im Frieden mit der Hoffnung, daß die Zeit kommen werde, wo sie das besser verstehen. Mögen sie nur in allem recht ehrlich und lauter sein. Dem Redlichen läßt's Gott gelingen!

Gewiß die Zeit, in der wir stehen, ist für unsere lutherische Kirche eine sehr ernste. Jeder muß mit sich ins Reine kommen, wie er steht, auf welche Seite er gehört. Halbheit, Unentschiedenheit taugt gar nicht. Die lutherische Kirche hat auch in diesem Lande eine große Aufgabe, und um sie zu erfüllen, müssen wir

Lutheraner wissen, warum wir Lutheraner sind, nicht bloß, daß wir so heißen. Je treuer wir mit den uns anvertrauten Pfunden umgehen, desto größer wird auch die Zukunft unserer Kirche in diesem Lande der Zukunft sein, desto tauglicher werden wir sein, das Kommen des Reiches Gottes zu fördern.“

Die Readinger Konvention.

Kurz, nachdem dies geschrieben war, fand die Readinger Konvention statt (Dezember 1866), welche über die Grundartikel der Lehre und des Kirchenregiments verhandelte, die die Basis für die Organisation und Konstitution des General-Konzils bildeten. Dr. Mann war als Delegat der pennsylvanischen Synode gegenwärtig und nahm lebhaften Anteil an den Debatten. Seine Eindrücke schildert er nachher dem Freunde in einem Briefe vom 2. Januar 1867 in folgenden Worten:

— „If a thing is worth doing, it is worth doing it well — und wollen wir Lutheraner sein, so wollen wir's mit Gesinnung sein und nicht mit dem Heuchelschein des bloßen Namens. So dachte ich in Sachen der Konvention in Reading. Ohnehin ist es der größte Unsinn für die lutherische Kirche, den Versuch zu machen to run a race with Methodists and Presbyterians, wie unsere unlutherischen Namensbrüder thun, und es als den herrlichsten Vorzug der lutherischen Kirche proklamieren, daß sie durchaus nichts Eigentümliches habe, sondern sich in Leben und Lehre drehen lasse, wie ein nasser Lumpen oder eine Nase von Wachs. Den alten scholastischen Zopf und die Spiegelfechterei der alten Heißsporne brauchen wir darum nicht. Indessen war Klarheit, Kraft und Charakter in den Burschen.“

Ganz im Einklang mit dieser mehr und mehr positiven und konfessionellen Richtung, die sich hier kund gibt, finden wir auch sein Urteil über die westlichen Lutheraner des strengsten Konfessionalismus viel freundlicher und anerkennender als früher, da er ihnen ziemlich schroff und unsympathisch gegenüber gestanden war:

„Diese theologischen deutschen Kratzbürsten des Westens thun ein bedeutendes Werk. Sie disziplinieren Tausende von Deutschen in kirchlicher Weise, wie es sonst nur die katholischen Priester vermögen. Sie führen großenteils ein rauhes, selbstverleugnendes Leben. Sie trotzen dem weichlichen, sentimentalen, nebelartigen, kirchlichen Amerikanismus. Es ist fester Charakter da. Es wird nicht immer schroff zugehen, wie gegenwärtig. Das Englische kommt mit der Generation, und vieles wird sich mildern. Die Missourier sind eine Macht im Westen, wie überhaupt das Deutsche dort mehr und mehr eine Macht wird. Sie wird einen immer stärkeren elementaren Einfluß gewinnen. Das deutsche Blut wird nachwirken auf spätere Zeiten.“

Die erste Konvention in Fort Wayne.

Im November 1867 wohnte er als Delegat seiner Synode der ersten Konvention des General-Konzils zu Fort Wayne bei. Er berichtet darüber dem Freunde: (17. Dezember 1867.)

— „In der lutherischen Kirche dieses Landes existieren wir jetzt als eine dritte Partei zwischen dem deutschen Anti-Unions-Luthertum und dem amerikanischen anti-lutherischen Unionsstreben, das nichts wert ist, nicht einmal den Namen lutherisch. Es ist eben jetzt kein Großhandel im kirchlichen Treiben. Die Gegenwart produziert nichts Rechtes, Eingreifendes. Es fehlt an aller Schwungkraft. Da rettet man sich gerne auf die soliden, im Kampfe erprobten Reste vergangener Zeiten. Denn nichts Widerwärtigeres, als die Farblosigkeit, die zu nichts recht Ja und auch nicht Nein sagt."

In Brobsts „Lutherischer Zeitschrift" schrieb er eingehender als Korrespondent von Fort Wayne über Geist, Zweck und Ziel der neuen Organisation: (30. November und 7. Dezember 1867.)

„In dieser schönen Stadt und dieser schönen Kirche gotischen Stils war im vorigen Jahre auch eine Versammlung von Repräsentanten vieler Synoden der lutherischen Kirche dieses Landes. Da waren auch die Delegaten der Synode von Pennsylvanien, und die wurden eben hier ihres guten Rechtes beraubt, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich von einer Brüderschaft, die ihnen dem größten Teile nach so unbrüderlich begegnete, zurückzuziehen. Nachher erklärte die Synode von Pennsylvanien, daß auch aller ferneren offiziellen Verbindung zwischen ihr und der sogenannten Generalsynode ein Ende gemacht sei. Ueber dieses Resultat hatte die Synode selbst am wenigsten zu klagen, wohl aber über den Geist, der in jener Brüderschaft herrschte. Es kam an diesem Ende der Verbindung der Synode von Pennsylvanien und der Generalsynode nur heraus, daß, was innerlich so weit geschieden ist, auch äußerlich nicht geeint werden kann.

Natürlich ist daran nicht zu denken, daß eine Synode nur für sich separatistisch dastehen werde, unbekümmert um den Zustand der Kirche überhaupt oder um die Gemeinsamkeit der Ueberzeugungen und Ansichten, die andere Synoden, oder in ihnen manche Brüder mit ihr haben mögen. Das wäre sehr thöricht und unchristlich. Es gibt freilich Leute genug, die nicht eigentlich unchristlich sein wollen, denen aber das rechte Mitgefühl mit der Kirche im ganzen und großen fehlt. Es gibt Gemeinden, die christlichen Gottesdienst haben wollen, die auch für lutherisch gelten wollen, in denen sich aber eine ganz bedenkliche Gleichgültigkeit gegen die Kirche überhaupt findet, ja sogar gegen die Synoden, zu denen sie gehören wollen. Solche Gemeinden wollen Gesangbücher, Katechismen, Kirchengebetbücher, wollen natürlich auch Prediger und überhaupt alles, was das kirch-

liche Leben der Gemeinde fordert. Sie lassen sich das alles geben und darreichen und gebrauchen es auch, aber sie thun selber wenig oder gar nichts dazu, daß die Kirche für solche allgemeine Bedürfnisse auch ordentlich sorgen kann. Käme es nur auf solche ganz nur in sich und für sich selbst lebende Gemeinden an, wer würde auch wohl für die allgemeinen, oben genannten Bedürfnisse sorgen? Nein, nicht also. Das Glied fürs Ganze, und das Ganze für jedes Glied!

Das wußte die Synode von Pennsylvanien wohl genug und erkannte, was der Kirche not thut. Sie durfte erwarten, daß andere Synoden sich fänden, die mit ihr in einer engeren Geistesverwandtschaft standen und sich bereit fühlten, mit ihr in ein näheres Verhältnis zu treten. Sie täuschte sich auch hierin nicht, und noch im Herbst (Dezember 12—14) vorigen Jahres traten Delegaten verschiedener Synoden von Ost und West zusammen und vereinigten sich in der Annahme einer Reihe von Fundamental-Artikeln, betreffend das Glaubensbekenntnis und die für die Kirchenregierung geltenden Grundsätze und bereiteten einen Entwurf einer Verfassung für eine neue Verbindung von Synoden und zwar auf der Grundlage unsres lutherischen Glaubensbekenntnisses, wie wir es von den Vätern der Reformationszeit empfangen, und wie sie selbst den Sinn desselben verstanden und es ausgelegt haben.

Damit war nun freilich die Sache noch lange nicht abgemacht. Es kam darauf an, daß die verschiedenen Synoden, die durch Delegaten in Reading waren vertreten gewesen, oder andere *als Synoden* die in Reading angenommenen Artikel und den Entwurf der Verfassung förmlich als das Grundwerk der nun zu errichtenden allgemeinen Kirchenrepräsentation anerkennen und darauf hin sich als eine allgemeine lutherische Kirchenversammlung organisieren sollen. Das muß geschehen, wenn es zu einer gemeinsamen ernsten Arbeit, zur Förderung unsrer lutherischen Kirche in diesem Lande kommen soll. Und solche Arbeit thut sehr not. Es gilt ja, gegen Verdrehung des lutherischen Bekenntnisses sich zu wehren, die Glieder unsrer Kirche in wohlgeordnete Gemeinden in unseren Städten und auf dem Lande überall zu sammeln, ihnen zu rechtgläubigen, wohlausgebildeten und ausgerüsteten tüchtigen Predigern zu helfen, den Gemeinden die rechten Gebetbücher, Gesangbücher und gute religiöse Blätter und Schriften zu liefern, die Mission auch unter den Heiden zu fördern, — kurz, da ist Arbeit nach allen Seiten hin genug, und zwar Arbeit, die nur durch Zusammenwirken gleichgesinnter, echt lutherischer Synoden recht ausgeführt werden kann.

Dazu ist nun ein Anfang gemacht. Allerdings sind hier in Fort Wayne lange nicht alle lutherischen Synoden dieses Landes vertreten. Die lutherische Kirche im Süden ist hier nicht repräsentiert. Natürlich fehlen die mit der alten sogenannten Generalsynode verbundenen Synoden. Was sollten sie hier thun, die nur lutherisch *heißen*

wollen, aber ernstlich sich dagegen wehren, es zu sein? Uns dagegen muß in der That mehr daran liegen, echt lutherisch zu glauben und zu sein, als nur so zu heißen. Es fehlen auch die Missourier, diese fleißigen, der zersetzenden Zeitströmung so treu widerstehenden Vorkämpfer unserer lutherischen Kirche im Westen. Sie fehlen, weil wir, wie wir dermalen sind, ihrem hohen Begriff von kirchlichem Glauben und Leben noch nicht entsprechen. Andere fehlen, die wir gerne unter uns, bei uns sehen würden! Vielleicht die Freude wird uns noch.

Aber um so herzlicher erquicken wir uns an denen, die da bei uns sind und zu uns halten. Und es sind Leute da von nah und fern. Da sind unsere amerikanischen, eingebornen Brüder, in deren Herzen der Herzensglaube des alten, deutschen Luther lebt; da sind wir, die eingewanderten Landeskinder, die wir mitbauen müssen am geistlichen Tempel, wenn wir sein Gutes genießen und uns nicht schämen sollen; da sind Brüder aus dem Herzen des Landes gekommen, und Brüder aus dem Osten und Brüder aus dem Westen und Nordwesten. Und wir verstehen einander. Wir haben ein Herz zu einander. Wir müssen es treu und redlich meinen. Offenheit, Freiheit, Wahrheit muß herrschen. Sonst ist ja kein Fortgang, kein Segen zu erwarten. Das walte Gott! —

Das ist ein ganz eigentümlicher Zug dieser Kirchenversammlung, daß Brüder, bei denen bisher das Deutsche fast ausschließlich die Synodalsprache gewesen ist, hier in einen Kreis geworfen werden, in welchem das Englische der Natur der Sache nach ganz dieselben Rechte hat, welche das Deutsche genießt. Damit hängt auch das zusammen, daß die Verhandlungen strikt nach der hierzulande in allen englischredenden kirchlichen Versammlungen geltenden Sitte geführt werden. Brüdern, die anders bisher gewohnt sind, gibt auch das neue Eindrücke. Es tritt der geschichtliche Gang unseres kirchlichen Lebens in diesem Lande hier lebendig vor unser Auge.

Einleuchtend ist, wie richtig es ist, daß man dem sich geltend machenden Bedürfnis des Englischen gerecht werde, ohne daß man gegen die bisher geltenden lutherischen Grundsätze im Lehren und Leben untreu werde. — Die allgemeine Kirchenversammlung, die mit den bisher deutschen Synoden des Westens auf demselben Grund und Verständnis des Bekenntnisses sich befindet, hat also hier eine große Missionsaufgabe vor sich. Sie muß das als eine große Pflicht erkennen, im möglichsten Einverständnis mit diesen westlichen Synoden und Brüdern jenes wachsende Bedürfnis zu befriedigen. Sie wird aufgefordert sein, namentlich in den bedeutenderen Städten des Westens englische Gemeinden lutherischen Bekenntnisses zu sammeln. Ein unermeßliches Feld öffnet sich hier für einheimische Mission. Die lutherische Kirche hat hier ein Werk, eine Aufgabe vor sich, deren Größe jetzt kaum recht zu ermessen ist.

So viel ist klar, daß wir in einer der bedeutendsten, entscheidungsvollsten Perioden in der Geschichte unserer lutherischen Kirche stehen. Der Westen hat für unsere Kirche eine Bedeutung gewonnen, die noch vor zwanzig Jahren kein Mensch ahnen konnte. Und doch stehen wir gerade in dieser Hinsicht erst in den Anfängen der Dinge. Man sieht zugleich, wie viel davon abhängt, daß die allgemeine Kirchenversammlung mit den westlichen deutschen Lutheranern in möglichst naher und freundlicher Beziehung steht und mit ihnen Hand in Hand geht, um im Segen an dem großen Werke, das der Herr uns anweist, zusammen zu arbeiten. — Während in Beziehung auf die Grundlagen für Lehre und Kirchenregiment eine große Einheit unter allen Teilen der allgemeinen Kirchenversammlung stattfindet, sind die herrschenden Grundsätze in Beziehung auf manche praktische Fragen verschieden. Der Osten ruht in seinem kirchlichen Leben auf einer Geschichte. Er legt nicht mehr erst den Grund, wie die Brüder im Westen es thun, die dort tabula rasa, ein noch unbedeutendes Feld fanden. Wir im Osten bauen auf dem Grunde, den die Geschlechter vor uns in kirchlicher Hinsicht gelegt haben. Wir haben es nicht zu thun nur mit der Gegenwart, sondern mit einer uns aufgebürdeten Vergangenheit, von der, mit all ihren Verwicklungen, festgestellten Gebräuchen und herrschenden Ansichten, wir uns vielfach abhängig fühlen. Da entstehen für uns Schwierigkeiten, von denen viele Brüder im Westen keine Ahnung haben. Dagegen herrschen auch Grundsätze und Anschauungen im Westen, denen die Brüder im Osten strikter Anschauungen gegenüberstellen. — Daß ein Unterschied ist zwischen fundamentalen Prinzipien und zwischen Fragen disziplinarischer Natur, das scheint man allgemein anzuerkennen. Man kann sich auch das nicht verbergen, daß sehr viel guter Wille und freundliche Gesinnung auf allen Seiten herrscht, und eine männliche Offenheit und Geradheit, ohne die das andere nur eine Lüge wäre. Sollte man da nicht Hoffnung hegen, daß ein Werk des Segens zu stande kommen wird? Es wird an Schwierigkeiten nicht fehlen; ohne Kämpfe geht es nirgends in der Welt ab. Aber es ist dies kein Grund, an einem guten Fortgang und Ausgang zu verzweifeln.“

Die Kirchen-Gemeinschafts-Frage.

Aber obwohl Dr. Mann so warm und entschieden für die vom General-Konzil vertretenen Prinzipien eintrat, hat er doch an den Arbeiten und Kämpfen derselben in der Folgezeit wenig direkten persönlichen Anteil genommen. Er ward zwar so ziemlich regelmäßig von Jahr zu Jahr zum Delegaten gewählt, besuchte aber höchst selten eine Konvention. Nach der ersten Versammlung in Fort Wayne (1867) finden wir ihn nur gegenwärtig in Philadelphia (1877 und 1885).

in New York (1883) und in Minneapolis (1888). Die Verhandlungen über die Grundsätze der Kirchengemeinschaft (Altar- und Kanzel-Gemeinschaft), die das General-Konzil unter dem Namen der „Vier Punkte" so anhaltend beschäftigten, waren nicht nach seinem Geschmack. Während er am entscheidenden Punkte offen und unumwunden für das historische Bekenntnis eintrat, hielt er sich doch von den Debatten und Kontroversen darüber so viel als möglich zurück. Unter der Flut von Zeitungs-Artikeln, die nach der berühmten Galesburger Erklärung die Kirche überschwemmten, schreibt er ganz verstimmt an den Freund: (11. Febr. 1876.)

„Des Gezänkes über Kanzelgemeinschaft, Altargemeinschaft 2c. ist dermalen viel um mich her. Die Rigoristen haben Recht mit ihrer strengen Theorie von dem einmal eingenommenen Standpunkte aus. Aber man hat neben dem theologischen auch ein christliches Gewissen, und die christliche common sense sagt es einem so deutlich, daß man mit der Theorie der Rigoristen schreit: Fiat justitia, pereat mundus! Aber die Welt geht glücklicher Weise nicht zu Grunde, und die Extremisten mühen sich für eine verlorne Sache.

Es ist ein klägliches, kleinliches, verworrenes Wesen um das heutige, kirchliche Leben. Würde man am Christentum nichts anderes finden, man wäre bald verleitet, daran zu verzweifeln. Wir schleppen mit der alten, abgelebten Kirchenform ein elendes, sieches Leben hin, die geistige Frische, das geistliche Leben, der Glaube, die Liebe, alles leidet darunter. Es muß einmal anders werden. Es braucht eine Kraftthat von oben. Es muß ein neuer Geist kommen, der die alten Schläuche sprengt. Wir werden's freilich nicht mehr erleben.

Diejenigen, die in kindlicher Befangenheit irgendwo mit Vertrauen und Sicherheit auf einem Fragment der Kirche festsitzen und Gott danken, daß sie, und nur sie die Wahrheit haben und die Rechten sind, sind glücklich zu preisen, — provided ignorance is bliss. Diejenigen aber, die von ihrem Standpunkt aus mehr ein Auge für das Ganze haben, können sich in der Wirre der Zeiten nur damit trösten, daß Gott endlich alles doch recht machen wird. Resignation ist auch eine Tugend."

Nach der Philadelphia-Konvention (1877), auf der Dr. Krauths Thesen über die Galesburger Erklärung verhandelt wurden, und wo Dr. Mann in der Frage über die Appellation des New Yorker Ministeriums mit der streng konfessionellen Partei stimmte, schreibt er (26. Oktober 1877):

„Das General-Konzil-Meeting liegt nun auch hinter uns. Auch da nichts als Konflikte zwischen Gefühl und theologischer Logik; angewachsen an den Symbolen des sechzehnten Jahrhunderts, kann die lutherische Kirche dem Drange des neunzehnten nicht gerecht werden. Losgerissen von jenen alten, ehrenfesten, ernsten Zeugnissen ist sie eine geschichtliche Lüge und der charakterlose Spielball schwankender Zeit-

meinungen. Befriedigung ist da nach keiner Seite. Und doch ist wahrhaftig keine Zeit weniger dazu angethan, als die unsere, neue Symbole zu bilden. Mir ist bei dem ganzen Zustand gar nicht behaglich zu Mute. Ohne die Thorheit mir anzueignen, daß außer der lutherischen Kirche kein Evangelium und kein Heil ist, bin ich doch ein Gegner unionistischer Tendenzen und weiß, daß die Union in Deutschland auch sich den Zeiten keineswegs gewachsen zeigt. Man kann sich ja einen jammervolleren Mischmasch kaum denken. Wo ernste Gewissensbedenken noch in Religionssachen die Gemüter beherrschen, da ist der Widerwille gegen alles Unionistische. — Und wie sollten Christen heutiges Tags zusammen stehen gegen die herrschende Macht des Unglaubens! Aber es wird uns für jetzt niemand aus diesen Konflikten und Wirren der Zeit heraushelfen. Die große Krisis kommt aber. Wir werden sie nicht mehr erleben, aber mitten in ihren Vorzeichen und Vorbereitungen stehen wir drin. Eine mächtige Katastrophe muß die Geister erschüttern und uns vom Modergeruch und der Pestluft des herrschenden Materialismus befreien. Wer heutzutage nichts von der Kraft des Wortes von Christo an seinem eigenen Herzen erfahren hat, ist gegen die hereinbrechenden Wogen des Unglaubens um so weniger geschützt, je mehr er auf den Höhen moderner Weltbildung steht.

Auch unter den Gebildeten dieses Landes hat der Unglaube enorm zugenommen, obwohl er nicht aggressiv ist, sondern sich akkommodiert und lieber schweigt, als ehrlich sich verrät. Aber der Ton der öffentlichen Blätter ist in dieser Hinsicht symptomatisch genug. Man kann ihre Neutralität nicht mißverstehen.

— — — —

Die Frage, wie weit ich, im Bewußtsein, mit Andersgläubigen viel Gemeinsames und Wichtiges zu haben, dieser Anerkennung im kirchlichen, amtlichen Handeln Ausdruck geben darf und soll, ist mir, ich bekenne es, nicht klar und ist nirgends klar beantwortet worden. Sie bloß durch ein gewisses wohlwollendes Gefühl lösen zu wollen, ist sehr bedenklich.“

Stellung zur liturgischen und hymnologischen Arbeit des General-Konzils.

In der Geschichte des General-Konzils ist neben jenen Lehr- und Principien-Fragen über Kirchengemeinschaft die praktische Arbeit auf liturgischem und hymnologischem Gebiete, die dasselbe durch seine Komiteen zu stande gebracht hat, ohne Zweifel das Wichtigste und Bedeutungsvollste gewesen. Diese Arbeiten haben sich in dem englischen “Church-Book” und dem deutschen „Kirchenbuch“ konso-

lidiert, und es ist uns von besonderem Interesse, Dr. Manns Stellung zu der Sache zu beleuchten und zwar nicht bloß zu den praktischen Resultaten, sondern ganz besonders zu den zu Grunde liegenden Prinzipien. In den letzteren werden wir ihn fast durchweg in überraschender Uebereinstimmung mit dem General-Konzil und seinen Komiteen finden. Gegen die ersteren aber hat er sich bekanntlich mehr oder weniger ablehnend verhalten.

Schon die Readinger Konvention des Jahres 1866 hatte die Herstellung von englischen und deutschen Kirchenbüchern mit Gottesdienstordnungen und Liedersammlungen ins Auge gefaßt und Komiteen ernannt, welche diese Arbeit unternehmen sollten. In Fort Wayne bei der ersten regelmäßigen Konvention des General-Konzils wurde Dr. Mann, als Repräsentant der pennsylvanischen Synode, am Kirchenbuch-Komitee zum Vorsitzer des letzteren ernannt. Dieses Komitee legte einen Bericht über die Regeln und Grundsätze vor, nach welchen das deutsche Kirchenbuch hergestellt werden sollte. Es war darin ausdrücklich vorgesehen, daß die Gottesdienstordnung des deutschen Buches mit der des englischen Church-Book durchaus übereinstimmen solle. Mit diesem Komitee-Bericht war der Charakter des deutschen Kirchenbuches im wesentlichen bestimmt. Nun aber wurde die Pennsylvania-Synode auf Antrag ihrer Delegation sofort an der Mitarbeit an dem neuen Kirchenbuche entschuldigt, und ihr Repräsentant von dem betreffenden Komitee entlassen, weil man fürchtete, daß durch Teilnahme an dieser Arbeit das Ministerium möglicher Weise in rechtliche Schwierigkeiten mit den Eigentümern seines im Jahr 1849 veröffentlichten Gesangbuches, (des sogenannten Wollenweber-Buches) verwickelt werden könnte. Es ist sehr zu bedauern, daß auf diese Weise das General-Konzil die Mitarbeit Dr. Manns an seinem Kirchenbuch entbehren mußte, und umgekehrt, daß er selbst mit dem Geiste und den Zielen des mit der Arbeit beauftragten Komitees mehr oder weniger die Fühlung verlor. Wenige Jahr darauf wurde die pennsylvanische Synode doch wieder zur Arbeit am Kirchenbuche herangezogen, und je länger dieselbe währte, umso stärker und einflußreicher wurde die Mitwirkung ihrer Vertreter bei dieser Arbeit. Sie hat darum das Buch bei seinem endlichen Erscheinen im Jahre 1877 auch förmlich anerkannt und ihren Gemeinden aufs wärmste zur Einführung empfohlen.

Fragen wir uns nun zunächst, wie stand Dr. Mann selbst in der Theorie und den Prinzipien zu den liturgischen und hymnologischen Fragen die hier in Betracht kommen? Er hatte freilich nie Gelegenheit oder Veranlassung gehabt, Spezial-Studien auf diesem Gebiete zu machen. Aber er beschäftigte sich viel mit den zu Grunde liegenden Prinzipien und behandelte sie wiederholt in Briefen und Aufsätzen für den Kirchenfreund.

Frühere Grundanschauungen über protestantischen Kultus.

In früheren Jahren begegnen wir hier zunächst einem ziemlich radikalen Subjektivismus, der sich ganz unverhohlen gegen alle festen Formen und Ordnungen erklärt und dem Protestantismus einen besonderen Beruf und Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete des Kultus geradezu abspricht.

„Das darstellende Element im Leben der Kirche," schreibt er im August 1851, „nimmt natürlich seinen Gehalt aus dem Bewußtsein der Religion und aus ihrem Ideenkreise. Allein die Form muß von ganz künstlerischem Geiste schöpferisch aufgefaßt werden. Was ist mir das Gemurmel der Gemeinde in der episkopalen Liturgie so zuwider! Es ist das unanständigste Ding, das man sich denken kann; man stelle sich vor: eine murmelnde, verworren recitierende Masse im Gotteshaus! Da fehlt also die ideale Behandlung des Tons der vox humana, es fehlt die Musik, die Tonkunst. Und so könnte man fortfahren, in allen darstellenden Momenten des Gottesdienstes eigentlich den Hauptmangel des echten künstlerischen Elementes zu zeigen. Damit ist die Feierlichkeit verloren. Hier handelt es sich um etwas für die Sinne, oder man muß nicht darstellend verfahren wollen. Wer vor jenem sich fürchtet, wer dualistisch Inhalt und Form in kirchlichen Leben trennen will, der glaube nicht, mit diesen Episkopalistenlappen den Schaden zuzudecken. Allein es bleibt uns in der Gegenwart allerdings nichts übrig, als dualistisch zu verfahren, und das Gefühl des Feierlichen im Dienste vor Gott wird in den Kirchen des Protestantismus der Gegenwart nie in dem Grade durch Formen getragen werden, wie die Macht überwältigender Wahrheit, der Sieg der Ewigkeitsgedanken es tragen wird. Der Protestantismus hat alles an der Religion, sofern sie nicht als christliche Moral sich im Leben, in Werken bethätigt, ins Innere verlegt. Das ist das Thema des Protestantismus, und alle seine mannigfaltigen Phasen sind nichts als Variationen über dieses Thema. Da ist nun gar kein anderes δός μοι ποῦ στῶ in der Gegenwart zu gewinnen oder geltend zu machen. — Wir Protestanten können für jetzt dem Uebel nicht helfen; wir sind so einseitig, als das Mittelalter auf dem andern Extrem. Es ist an allen Theorien zu Gottesdienst, Kirchenverbesserung u. s. f. in unserer Zeit so viel wahr und falsch im Verhältnis zu der Kirche der Zukunft, als am Theoretisieren der Waldenser u. s. f. gegen die mittelalterliche Kirche im Verhältnis zum Protestantismus. Man schlage also für unsern Kultus vor, was man will, es ist schon gut, und man kann dadurch mehr oder weniger ästhetische Bildung zeigen. Allein das ist lauter Subjektivismus, nicht die That der Selbstbestimmung des objektiven Geistes. Unser deutscher Choral

hat noch am meisten protestantisch-liturgischen Charakter an sich, was lange nicht genug anerkannt wird. Allein warum? Er ist die That eines musikalischen Volkes und hat erst noch viel gelitten seit 100 Jahren. Will der Protestantismus kirchlich-künstlerisch wirken, so muß er durch die „Kunst der innersten Tiefe, in der das Erzittern und Jauchzen und Erbeben der Seele wiederhallt," durch Musik und Gesang wirken. Malerisch und plastisch und architektonisch ist er kirchlich nicht viel wert, da muß er eklektisch sein. Allein Massen musikalisch bilden ist schwer. Darum, für unsern Kultus ist wenig Raum. Er muß der Lichtdienst reinen Erkennens, klaren Empfindens, ernsten Strebens werden. Unser Gottesdienst ist ein Dienst an der Welt. Es ist alles um die Stola und das Cingulum gekommen."

16. April 1856.

„Es kostet uns eine Ueberwindung, es zu gestehen, daß der Protestantismus nicht fähig ist, es zur Realisierung der wahren Kultus-Idee zu bringen. Aber die Geschichte gesteht es für uns. Und da ist der englisch-bischöfliche Gottesdienst nicht ausgeschlossen. Man kann eben nicht alles sein in der Weltgeschichte. Man kann nur eine Einseitigkeit sein, oder man ist gar nichts recht. Ueber dies Universal-Gesetz erhebt sich kein individuelles Leben, auch kein kirchliches. Nur die Geschichte im ganzen ist die Totalität. Dies schließt nicht aus, daß der Gebildete seinen Einfluß benützen wird, schroffer Einseitigkeit einsichtsvoll entgegen zu arbeiten. Daher freue ich mich, daß das liturgische Prinzip bei euch, wie bei uns ausgesprochen, der Idee ihr Recht gelassen, ihre Wahrheit anerkannt wird. Aber ich weiß, daß unser religiöses Leben nicht daran gebunden ist, davon abhängt. Der Geist ist Geist, ist Freiheit, Bewußtsein, Innerlichkeit, Erkennen, Wollen bei uns. Die ästhetische Seite, der Formsinn tritt zurück. Wohl uns, daß diese Anschauungen uns versöhnen mit den der Theorie widersprechenden Zuständen der Wirklichkeit und der Praxis."

28. Januar 1858.

„Es geht nicht mehr mit dem Ueberherrschen des Objektiven, wo einmal das Individualisieren eigentlich die objektive Macht des religiösen Lebens selbst geworden ist. Wo so viele Mündigkeit ist, wie in unserem Protestantismus, da kann man immer weniger erwarten, daß die Leute sich kindlich naiv zum Nachsagen eines Vorgesagten, als zum rechten Ausdruck ihres Eigenen verstehen werden. Die bischöfliche Kirche Englands hält ihrem Prinzip nach die persönliche Freiheit drunten. Aber — wo gibt's mehr Dissenters, als eben um sie her, und selbst wieder in ihr so viele dissentierende Parteien! Kirchliche

durchgeführte Organisierung, kirchliche Lebensgestaltung und liturgische Lebenserweisung sind zusammengehörig. Aber die Religiosität steht d'rüber, und so das Christentum.''

Konservativere Grundsätze.

Diese Anschauungen aber finden ein kräftiges Korrektiv in den reichhaltigen und gedankenvollen Artikeln im Kirchenfreunde, in denen er wiederholt die andere Seite der Frage behandelt, den Wert und die Wichtigkeit gesunder, kirchlicher Kultusformen betont und überhaupt sehr richtige und beherzigenswerte Gedanken über dieses Thema ausspricht. Wir verweisen zunächst auf den Artikel ,,Liturgie oder freies Gebet beim öffentlichen Gottesdienst'' (Deutscher Kirchenfreund, 1853, September und Dezember). ,,Gewiß,'' sagt er da, ,,es fehlt bei unseren Gottesdiensten an einem großen heiligen Gute, am rechten Geist der Anbetung vor Gott, dem Herrn. Es ist oft viel mehr Menschendienst dabei, als Gottesdienst. Es ist der Mensch, der sich in seinen Talenten, in seiner Gewandtheit, in seiner Gelehrsamkeit groß macht, auf den die Gemeinde, als auf ihren Prediger, stolz ist, anstatt daß Christus vor uns groß sein, und die Gemeinde vor Ihm sich in den Staub beugen sollte. Und was kommt denn am Ende bei all' dem Predigen heraus? — Wir sehen in der Ueberschätzung der Predigt ein großes Uebel der Zeit, eine Ursache und zugleich ein Zeichen davon, daß unsere Frömmigkeit kränkelt, daß unser Gemeindegottesdienst viel zu wenig eigentliche Anbetung ist. Man betet wohl auch, aber wer will leugnen, daß die Predigt die Hauptsache, der Mittelpunkt des Ganzen ist? Sollte das eines christlichen Gottesdienstes würdig sein? Ist es gut bestellt, wenn die Gemeinde bei ihrer Versammlung am Tage des Herrn damit zufrieden ist? Ist das Bedürfnis der Gläubigen, Gott, den Dreieinigen, anzubeten, vor Ihm zu bekennen, Ihn zu bitten, zu loben, zu danken als ein Herz, als eine Seele, so gering, daß das Gebet wie eine Nebensache, die Predigt als die alles andere beherrschende Hauptsache erscheint? — Wie kann nun dem Uebel abgeholfen werden? Wird etwa durch die Regel des freien Gebetes der Formalismus, das Mechanische im Gottesdienst vermieden? Es ist wahr, daß es zu allen Zeiten der Kirche wohl einzelne gegeben hat, die, reich begabt im Geiste, stets salbungsvoll, gedankenschwer, würdig zu beten wußten; in stets neuem Flug der Ideen trug ihr Beten die Bitten der Kirche, der Gemeinde, des einzelnen in sich. Allein das sind denn doch Ausnahmen. Gewöhnlich wird durch dies sogenannte freie Beten dem Formalismus in seiner allerleidigsten Form gehuldigt. Dem Scheine nach ist das Gebet frei, der Wahrheit nach ist es an die unerquicklichste Kette von stehenden Phrasen und Gemeinplätzen gebunden. Da kann man meistens von Anfang an wissen, über welchen Grund der Be-

tende Station für Station hingehen wird. Es ist alles stereotyp und könnte ohne den geringsten Verlust nach irgend einer Seite hin, ja vielleicht im Vortrage, wie im Stil viel würdiger und darum mit wahrem Gewinn viel besser aus einem Kirchenbuche abgelesen werden.

Was wir bei unseren gewöhnlichen protestantischen Gottesdiensten überhaupt vermissen, ist eine organische Mitthätigkeit der Gemeinde bei denselben. Der Protestantismus ist in sich selbst inkonsequent, wenn er die Gemeindeglieder bei der gottesdienstlichen Handlung mundtot macht. Er sollte diesen Fehler umso mehr fliehen, je mehr er die innere, freie religiöse Belebung des Individuums anstrebt, je mehr er seit Luthers und Speners Tagen das Priestertum auch des Laien zu schätzen weiß. Diejenigen, die frisches Leben in der Kirche, eine kräftig auch im Bekenntnis sich kundgebende Religiosität wollen, wissen nicht, was sie thun, wenn sie die Mitbethätigung der Gemeinde auch beim Gottesdienst nicht als ein Hauptmittel zur Förderung lebendiger Frömmigkeit betrachten und nach Kräften zu fördern suchen. — Eine gute Liturgie, je mehr sie auch in die Hand der Laien kommt, desto mehr kann sie ein Mittel werden, zu lehren, wie man recht beten, in welchem Geiste man beten soll. Sie gibt auch dem Laien ein Mittel in die Hand, daß er daran umso besser erkennen und prüfen mag, ob, was er von der Kanzel hört, auch mit der Lehre seiner Kirche übereinstimmt. Wenn aber der Geistliche aus dem Kirchenbuche betet, und die Gemeinde aus dem Kirchenbuche ebenfalls mitspricht, mitbekennt, mitbetet, so tritt ihr dabei das so bedeutungsvolle Moment vor die Seele, daß hier nicht individuelle Meinung, augenblickliches Gefühl sich kund gibt, sondern daß der Glaube der ganzen Kirche auch in ihr lebt, daß sie durch dies heilige Band mit den Geschlechtern der Vergangenheit und mit denen der Zukunft zu einem heiligen Verein verbunden ist. Das sind, gegenüber den leidigen Schwankungen des religiösen Geistes unter den Einflüssen des weltlichen Zeitgeistes, einer zuchtlosen Schwärmerei voll Trugs und Scheins und einer zuchtlosen Theologie des Unglaubens, in der That keine gleichgültigen Dinge. —

Weil der Romanismus in kirchlichen Dingen alles beinahe in reiner Form sich entäußern und den Inhalt darüber verschwinden ließ, soll darum der Protestantismus auf dem andern Extrem verharren wollen und in der Formlosigkeit seine Form, seinen Vorzug suchen? Gewiß nicht. Religion ist ohnehin nichts, das nur einseitig den Menschen fassen und bilden sollte, etwa seinen Verstand oder seinen Willen ergriffe, zu andern Anlagen der Seele aber sich gleichgültig verhalte. Nein, sie will uns ganz heiligen und alle unsere Gaben verklären und dem Dienste des lebendigen Gottes weihen. Je mehr wir religiös durchgebildet werden, desto weniger können wir in starrem, extremem Puritanismus eine wahre Frucht echt christlicher Bildung erblicken, sondern eine Einseitigkeit, ein ungesundes Extrem.

— Vieles, was bei uns heutzutage für römisch ausgeschrieen wird, ist so wenig römisch, als wir selbst. Es ist vielmehr katholisch, altkatholisch, hat der alten und allgemeinen christlichen Kirche und ihrer Gottesdienstordnung angehört in Zeiten, wo der römische Bischof kein Papst, sondern eben ein Bischof wie andere auch war und nicht mehr, noch minder. Als Luther in Wittenberg Liturgie und Responsorien einführte, und selbst Zwingli in Zürich ein Aehnliches versuchte, da glaubten sie gar nicht etwas Römisches zu thun, sondern etwas alt und allgemein Kirchliches, etwas, das sich bei dem gemeinsamen Gottesdienste gläubiger Christenheit ganz von selbst verstehe.

Nur von schriftwidrigen Zusätzen wollte Luther die römisch-katholische Liturgie reinigen; seine „evangelische Messe" behielt bei, was irgend der reinen Lehre nicht zuwiderlich und Gottesdienst ohne Gebetsformular und Bekenntnisformular hätte Luther sich als das Ordnungsmäßige in der christlichen Kirche gar nicht denken können. Auch darf man nicht sagen, er habe sich nur von den Verhältnissen und Bedürfnissen seiner Zeit leiten lassen. Es war schon der gesunde, kräftige Formsinn, der ihn vor puritanischen Extravaganzen bewahrte, und der ihn an einem Gottesdienste ohne Wechselthätigkeit der gesamten Gemeinde in ihrer naturgemäßen Gliederung kein Wohlgefallen hätte finden lassen. Bekannt ist, wie Luther die Kunst im Dienste des Heiligtums schätzte und förderte, und er, der der Kirche Lieder und Choräle gab, wollte auch des Malers und des Bildhauers gottgeweihtes Werk in ihr nicht von rohen, kunstlosen Händen entstellt wissen. —

Wir freuen uns, daß ein Gefühl der Nichtbefriedigung mit dem jetzt unter uns gewöhnlichen Wesen und der Unform unseres Gottesdienstes sich bei vielen kundgibt, denen die Kirche lieb ist, und die eine lebendigere Mitwirkung der Gemeinden in der gottesdienstlichen Feier als eine die Erbauung fördernde Sache ernstlich wünschen. Wir wissen aber recht wohl, daß diese Mitthätigkeit der Gemeinde von ganz anderen Dingen abhängt, als nur von Synodalbeschlüssen und einzuführenden Liturgieen. Die Gemeinden müssen selbst den Drang empfinden, auch ihrerseits aus einem Herzen, mit einem Munde Gott, den Dreieinigen, zu loben und zu preisen. Die Diener am Worte aber haben das Ihrige zu thun, um selbst klarere Einsicht in das wahre Wesen des Gottesdienstes zu gewinnen und solche in den Gemeinden verbreiten zu können."

Ueber den Charakter einer echten Kirchenmusik und besonders das Eingreifen der Singchöre in den Gemeindegottesdienst gibt er in einer Abhandlung unter dem Titel „Gemeinde und Singchöre" (Kirchenfreund, 1855, S. 374 ff.) treffliche Winke, die noch heute die Beachtung unserer Pastoren und Organisten verdienen. — Zunächst klagt er darüber, daß die Chöre viel zu sehr als eine von der Gemeinde getrennte Gesellschaft dastehen, die im Gang des Gottes-

dienstes viel zu sehr eine selbständige Stellung einnimmt, statt organisch mit in den Gottesdienst einzugreifen. Dann verurteilt er den Charakter der von den Chören gewöhnlich vorgetragenen Gesangstücke. „Es ist gewiß," sagt er, „daß nicht einmal alle Oratorien, und wenn der Stil der Kompositionen noch so streng kirchlich ist, sich verwenden lassen für den Gebrauch des gewöhnlichen Gemeindegottesdienstes. Das religiöse, erbauliche Element wird darin durch das Interesse künstlerischer Vollendung zu sehr in den Hintergrund gedrängt. Dagegen ist der Schatz der älteren, klassischen Komponisten im echten strengen Kirchenstil noch lange nicht ausgebeutet für den Gebrauch kirchlicher Singchöre. Es ist ein Zeichen gesunkenen Geschmackes, daß man sich diesen ernsten Kompositionen, deren Melodieen freilich nicht immer so augenblicklich in die Ohren fallen, nicht mehr zuwendet, und doch wären so viele von ihnen geeignet, eine ernste Stimmung in der versammelten Gemeinde zu fördern. Würden sie auch zum Teil etwas mehr Studium erfordern, so wäre das wahrlich kein Verlust, sondern reiner Gewinn für die Sänger und Sängerinnen selbst. Und doch ist es dabei nicht auf jene Virtuosität des Singens und besonders der Solistinnen abgelegt, wie das in verwandten Kompositionen der neuesten Zeit der Fall ist. —

Daß die Singchöre in den ältesten Zeiten der lutherischen Kirche in die liturgische Feier als ein besonderes Glied des Gemeinde-Organismus eingriffen, geht aus jenen Liturgie-Chören hervor, die uns in den ausgezeichneten liturgisch-musikalischen Werken von Lukas Lossius, Spangenberg u. a., sowie aus den alten musikalischen Agenden aufbewahrt und in die neuen Werke von Dr. Naue, Layriz, Hommel u. a. übergegangen sind. Wenn nun auch einzelne Responsen Sache der ganzen Gemeinde sein sollen, so erfordern doch die Chöre eine geförderte Kunstübung, sind, eingelegt im Gottesdienste am rechten Orte, von großer Wirkung und bilden einen lieblichen Kontrast zum Gemeindegesang des Chorals. Daß überhaupt die Schönheit der liturgischen Feier wesentlich durch den Chor bedingt ist, das bedarf keines weiteren Beweises."

Fünf Jahre später hatte er in einem Aufsatze über „Die reformierte Kirche und die liturgische Frage" die ganze Sache noch mehr vom konkreten, praktischen Gesichtspunkt aus behandelt und war aufs wärmste für die neue Liturgie und das Komitee eingetreten, welches mit ihrer Ausarbeitung beauftragt war. Er verurteilt die früheren liturgischen Arbeiten der Kirche, weil viel zu sehr in der Zeitsprache der modernen Theologie gefaßt, „als in der alten kirchlichen Sprache, welche, genau betrachtet, eben die biblische ist und gerade darin ihre unüberwindliche Stärke hat." Diese neue Liturgie dagegen wird aufs wärmste empfohlen. Ihre Sprache ist die alte, biblisch-kirchliche mit all ihrer einfachen Sublimität, schmucklos gegenüber aller modernen poetischen Ziererei und doch so

erhebend. — Es wird nicht an solchen fehlen, die da sagen, die Zeit wird's beweisen, ob das Buch gut ist, oder nicht. Die so denken, verwechseln zwei Dinge, nämlich „gut an sich" und „dem Zeitgeschmack entsprechend". Die reformierte Kirche mag nicht im stande sein, den Gedanken dieses Buches in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren in dem Leben ihrer Gemeinden durchzuführen, es in Haus und Gottesdienst heimisch zu machen, daß es dort zur zweiten Natur wird, wie das Book of Common Prayer in der Episkopalkirche. Das mag sein. Es geht mit solchen Dingen sehr schwer, wo die Leute nicht von Kindheit auf an dergleichen gewöhnt sind. Allein, wer deshalb sagen wollte, das Buch ist an sich nicht gut, *der setzt den Zeitgeschmack zum Richter über kirchliche Grundsätze*, die, so wenig wie Grundsätze überhaupt, mit dem bloßen populären gewohnheitdienenden Geschmack zu entscheiden sind. Oder soll die kirchliche Arbeit von richtigen Prinzipien absehen und sich herrschender Meinung, eingewurzeltem Vorurteil, bloßer Gewohnheit anbequemen? Das lernen nachgerade immer mehrere einsehen, daß unser protestantischer Gottesdienst, so wie er an den meisten Orten ist, namentlich besteht aus Anhören eines singenden Chores, eines ziemlich stereotypen, jedoch für extemporiert geltenden Gebetes, und einer etwas längeren Predigt. Die Gemeinde, die offenbar am Gemeindegottesdienste am meisten thun sollte, thut dabei am wenigsten. Da trifft man den Verfall unseres kirchlichen Lebens. Da fehlt die innere Lust zur einheitlichen, freudigen Kundgebung unsres religiösen Lebens in Bekennen, Beten, Singen. Wir haben gar keine Erwartung, daß das anders werden wird. Aber ganz in Ordnung ist es, daß dieser traurigen Wirklichkeit gegenüber das Bild eines besseren kirchlichen gottesdienstlichen Zustandes gehalten werde. Man kann sagen, es sei jetzt keine Zeit, Liturgieen zu machen und einzuführen. Und doch gerade unsre Zeit bedarf es, daß sie daran erinnert werde, was Gemeindegottesdienst eigentlich sein will. Die Schwierigkeiten, die in unserer Zeit der Einführung eines richtigen liturgischen Gemeindegottesdienstes im Wege stehen, kannte die deutsche reformierte Synode und ihr Komitee ganz wohl. Sie ist auch keineswegs der Ansicht, daß Christentum nach Lehre und Leben von Liturgie oder Nichtliturgie abhänge. Aber *etwas den richtigen kirchlichen Grundsätzen nicht Entsprechendes wollte und durfte das Komitee deshalb nicht geben*. Vorsicht und Rücksicht ist ganz wünschenswert, und daran fehlt es hier nicht. Aber daß die leitende oberste Behörde der Kirche sich einem herrschenden Uebelstande gerade akkommodieren sollte, wird nicht gefordert werden dürfen. Sie ist da, um Uebelstände nach Kräften zu verbessern, nicht sie zu sanktionieren." (Kirchenfreund 1858 S. 9—15.)

Das Kirchenbuch des General-Konzils.

Wir glauben nicht, daß Dr. Mann, diese Grundanschauungen, die sich Wort für Wort auf die Arbeit des Kirchenbuch-Komitees im General-Konzil anwenden lassen, je aufgegeben hat. Aber der praktischen Durchführung der Sache stand er kühl und kritisch, ja oppositionell gegenüber. Den liturgischen Teil des Kirchenbuches erkannte er mehr bereitwillig in seinem großen Werte an, aber er meinte, das sei doch mehr für englische Gemeinden als für deutsche, und einzelne Anordnungen dieser Liturgie, z. B. das allgemeine Kirchengebet nach der Predigt, bekämpfte er bis zuletzt aufs entschiedenste. Am meisten aber widersetzte er sich der Auswahl und Bearbeitung der Lieder im Kirchenbuch. Zur Zeit, da Dr. Schaff an seinem Gesangbuch arbeitete, hatte er seine Gedanken über Liederwahl und Textredaktion in einem Briefe (vom 24. Juli 1858) ausgesprochen:

„Kannst du nicht deine Gesangbuchs-Arbeit wenigstens teilweise hierher bringen? Wir hätten dann Zeit, manches zu besprechen. Die Sache wäre mir lehrreich, weil ich einer solchen Arbeit nie näher auf den Leib gerückt bin und mit vielem bekannt würde, was mir höchst wahrscheinlich neu ist. Ich bin kein retrograder Purist, der um altertümliche Phrasen streitet, weil sie alt, original sind, trotz ihrer, selbst sprachlichen, Impurität. Der Grundsatz läßt sich nun einmal gar nicht durchführen, oder man wird lächerlich. Kirchengesänge sind Kirchengut. Die Kirche muß sie treulich verwalten, aber eben deshalb nicht pedantisch theoretisierend, sondern um praktisch so viel als möglich Nutzen daraus zu ziehen. Da kommt's auf stilistische Akribie nicht an."

Memorandum vom Jahre 1873.

(Unterm 3. Dezember 1873.)

Als die Arbeit des Kirchenbuch-Komitees weit genug vorgeschritten war, um ein Bild von dem allgemeinen Charakter des Buches zu geben, legte er in einem Memorandum von acht Folio-Seiten dem Komitee seine Gedanken und Wünsche in dieser wichtigen Angelegenheit vor: „Wir machen kein Gesangbuch," heißt es darin, „für Theologen, auch nicht für Hymnologen vom Schulfach, sondern für Gemeinden. Lehrsätze entlehnen wir darum doch dankbar nach Bedürfnis von Theologen und Hymnologen. Aber das Ziel ist nicht die Theorie, um ihr gerecht zu werden, sondern die lutherische Gemeinde, um ihrer Erbauung und Förderung aufs beste zu dienen. Die Theorie wird dabei ein bedeutungsvolles Mittel sein.

Wir machen ein Gesangbuch für Gemeinden, in welchen lutherisch-christlicher Glaube traditionell ist und darum auch Gesangbücher eine Erbschaft, — keineswegs ohne Erbsünde. Aber das traditio-

nelle Bewußtsein verlangt hier in einem zarten Punkte große Schonung, und selbst die Schwachen wollen nicht verwirrt werden. — Unser Laientum ist im ganzen nicht das der chaotischen Masse einer deutschen Staatskirche. Ich sage rundweg, es ist besser. Wir dürfen ihm auch im Liede echt lutherischen Gehalt bieten und werden das Rechte treffen. Aber wir müssen es thun in der Form, für die das rechte Gefühl und Verständnis da ist. Würden wir das vergessen, so würden wir, — vielleicht um einer bloßen Theorie willen — einem an sich so guten Werke selbst den Riegel vorschieben, was wir später zu bedauern hätten. —

Lieder, in denen sich kirchlich Objektives mit dem frommen Subjektiven kräftig durchdringt, sind mir die liebsten. Den Accent aber lege ich, weil es **Lieder** sind, auf das zweite, vorausgesetzt, daß das erste zum wenigsten nicht geschädigt ist. — Eben in Vermeidung des einseitig Objektiven sowohl wie des einseitig Subjektiven, des einseitig Epischen sowohl wie des einseitig Lyrischen liegt mir die Wahrheit des christlichen Liedes und des Gesangs, des Poetischen und des Musikalischen.

Noch darf ich daran erinnern, daß jede Zeit ihren eigentümlichen Zug und Stempel hat. Mag daran immer viel nur Zeitliches, Schwaches, Verkehrtes sein, es ist auch etwas Wahres, Bleibendes daran. Und ohne ihre Mängel ist keine Zeit, auch keine kirchengeschichtliche Blüteperiode. Nun ist es ebenso falsch, sich von der Zeit ins Schlepptau nehmen zu lassen, als ihr einen Weg aufzwingen zu wollen, auf dem sie sich nicht zurecht zu finden vermag. Ein Ignorieren der Potenzen der Gegenwart ist so verkehrt, wie das der Vergangenheit. — Fest in dem, was als Wahrheit und heilsame Lehre unantastbar ist, wollen wir nicht versuchen, den Widerwillen mit dem anzureizen, was keineswegs wesentlich ist, was vielleicht uns auf unserem Standpunkt der Anschauung anmutet, andere, und vielleicht gerade die vielen, entmutigt und fröstelnd macht.“

An diese Darlegung der leitenden Grundsätze reihten sich dann verschiedene Wünsche und Ausstellungen, hinsichtlich einzelner Nummern, die er gerne drin oder draußen sähe. Das Schriftstück wurde von dem Komitee mit größter Sorgfalt berücksichtigt, und mehrere besonders von Dr. Mann gewünschten Lieder wurden aufgenommen, andere, von ihm beanstandete, gestrichen. Das schließliche Resultat war aber darum doch unbefriedigend für ihn. Den „Drang des neunzehnten Jahrhunderts“, der ihn bei den konfessionellen Streitfragen oft so unbehaglich machte, empfand er noch unmittelbarer und stärker auf dem praktischen Gebiete des kirchlichen Kultus. Seiner ganzen Art nach war er viel zu sehr ein moderner Mensch, eine zu sehr reflektierende Natur, als daß er es hätte recht fassen und glauben können, wie man sich heutzutage in den alten Gottesdienstformen des sechzehnten Jahrhunderts und der vorreformatorischen Zeit wirklich in schlich-

ter, naiver Weise erbauen könne. Dazu kam bei ihm, bei allem Sinn für das objektiv-Geschichtliche, jener stark ausgeprägte schwäbische Individualismus, der ihn mit einer fast unüberwindlichen Abneigung gegen alle festen Formen beseelte, und hätten sie auch die ältesten und gewichtigsten Autoritäten für sich gehabt. Die praktischen Schwierigkeiten, die dem beinahe Sechzigjährigen bei einem etwaigen Versuch der Einführung des Kirchenbuches in der Zionskirche entgegentreten würden, mögen, wenn auch in untergeordneter Weise, mit in Betracht gekommen sein. Der hochverehrte Vorgänger von Dr. Mann, der selige Dr. Demme, hatte ja hauptsächlich die Redaktion des alten pennsylvanischen Gesangbuches in Händen gehabt. Schon das Andenken an ihn brachte eine gewisse Anhänglichkeit an jenes Buch in der alten Gemeinde mit sich. So trat denn Dr. Mann auf der Synode zu Pottstown, im Jahre 1881, mit seinem ganzen Einfluß als damaliger Präsident für den Neudruck des „Wollenweberschen Buches" und damit gegen das Kirchenbuch des General-Konzils ein. Unmittelbar nach jener Synode schrieb er seinem langjährigen Kollegen und Freunde, der auf deutscher Seite vor allen sich mit dem Kirchenbuch identifiziert hatte, einen Brief, aus dem wir uns nicht enthalten können, die leitenden Punkte wiederzugeben, weil darin sein sachlicher Standpunkt und sein persönliches Gefühl dem Freunde gegenüber aufs vollste zum Ausdruck kommen und zwar zu einer Zeit, da die Gemüter tief aufgeregt waren, und eine schmerzliche Entzweiung drohte.

Brief an Dr. A. S. vom Juli 1881.

„Mein lieber Bruder," schreibt er, „unmittelbar nach dem Schlusse der Synode drang es mich sehr, zu Ihnen zu eilen und mich mit Ihnen auszureden, gründlich und herzlich. Wenn Sie je gedacht hätten, daß ich mich in gewissem Sinne eines Sieges freue, so hätten Sie mir großes Unrecht angethan und mein Herz wirklich verkannt. Im Gegenteil ist eine gewisse Traurigkeit über mich gekommen; denn statt eines haben wir jetzt zwei kirchliche Gesang- und Gebetbücher, die beide, von entgegengesetzten Seiten her der Verbesserung bedürfen. Also sind wir keinen Schritt vorwärts, wohl aber tiefer in die Verwirrung hinein geraten. Darüber kann mir nur das Herz bluten.

Als das „Kirchenbuch" an das Licht der Oeffentlichkeit trat, lag es mir sehr nahe, eine Kritik desselben zu schreiben. Ich hätte an ihm viel Herrliches zu rühmen gehabt und bin noch derselben Ansicht. Aber allerdings hätte ich mich über dies und jenes in demselben dahin äußern müssen, daß ich bedaure, daß unnötigerweise dem Sprachgefühl und dem sittlich-sozialen Gefühle unserer Zeit und keineswegs etwa den Unglaubenskindern unserer Zeit ganz außerordentliche Zumutungen gemacht wurden. Wer diese Züge vergangener Jahrhunderte für das Wesentliche, Unwandelbare ansieht, der ist auch auf dem Wege zu einem kirchlichen Romanticismus und Sentimentalismus,

bei dem er sich in das Zufällige, Zeitliche versenkt mit einer bewundernden Liebe, die nur dem Wesentlichen, Ewigen, Bleibenden, der Substanz, nicht aber dem Accidenz gebührt. Wir wollen uns im Substanziellen mit den großen, gottbegnadeten Zeugen einer großen Zeit der Kirche eins wissen, aber sie auch im Aeußerlichen, Zufälligen, Zeitlichen, künstlich zu kanonischem Ansehen hinaufzuschrauben, heißt dem christlich-lutherischen Gemeindebewußtsein der Gläubigen unserer Zeit einen Zwang anthun, und das Künstliche, Gesuchte der Sache wird sich überall kund thun, wo dergleichen Dinge nicht das Schibboleth einer Ecclesia pressa geworden sind. Härten von mancherlei Art läßt man sich wohl bei genialen Produktionen noch willig gefallen. Aber wenn die Sache sich nicht einmal über das Gewöhnliche erhebt, am unwilligsten.

Ich achte die Ehrfurcht vor dem Alten, und Sie selbst trauen mir einen Grad von geschichtlichem Gefühle zu. Aber die Liedersammlung des Kirchenbuches hat darin zu viel gethan. Niemand liest den Bibeltext heute in der Kirche vor, wie er aus Luthers Feder floß. Niemand gibt dem damaligen Stil u. s. f. ein kanonisches Ansehen. Niemand predigt, betet im Stil und Manier jener Zeit. Eine solche sklavische Abhängigkeit würde sich vor der evangelischen Freiheit eines Christenmenschen zu schämen haben und in den allermeisten Fällen in die reinste Affektation ausarten. Gerade solche Repristinationen des Alten rufen als etwas Erkünsteltes, Erzwungenes, Gesuchtes, den Widerspruch recht hervor. Statt uns unsere Einheit mit einer vergangenen Periode mehr zum Bewußtsein zu bringen, lassen sie uns die Unterschiede doppelt stark fühlen.

Ich bin willig, das Kirchenbuch dem Urteil der drei Synoden von Württemberg, Bayern und Hannover zu unterstellen*). Wenn diese Körper demselben ihr unbedingtes Lob geben, so nehme ich alles zu-

*) Ein höchst charakteristischer Vorschlag! „Die Synode von Württemberg" soll in einem Schiedsgericht über das Kirchenbuch des General-Konzils sitzen! Damit wäre ja freilich den Gegnern des Buches der Rücken sicher gedeckt. Denn in keiner lutherischen Landeskirche ist bekanntlich so wenig Sinn für liturgische Ordnung, als gerade in Württemberg. Dr. Mann selbst sagt von der württembergischen Liturgie von 1842, „sie taugt nicht zum liturgischen Gottesdienst" (Brief vom 2. Aug. 1852). Der würdigste und zugleich kirchlichste Vertreter des schwäbischen Pietismus, der selige Prälat Kapff, konnte es mit all seinem Einfluß nicht dahin bringen, daß auch nur dem Apostolischen Glaubensbekenntnis eine Stelle beim Sonntags-Gottesdienst eingeräumt würde! Und über das württembergische Gesangbuch urteilt der tüchtige schwäbische Hymnologe Ed. Koch, es sei nur eine Abschlagszahlung, ein „Gantvergleich, wobei man statt der vollen Schuldsumme nur etwa 60 bis 70 Prozent erhalten hat," — mit einem „ganzen Liederdrittel als Ballast." In Bayern und Hannover steht die Sache allerdings anders. Da ist gesunder und entwickelter liturgischer Sinn und Urteil. Aber aus diesen beiden Gebieten haben wir auch längst das Zeugnis hervorragender Autoritäten, die dem Kirchenbuche „unbedingtes Lob" spenden.

rück, was ich gegen dasselbe zu sagen habe. Ich erkenne gerne den Fleiß und die ernste Gewissenhaftigkeit der Arbeiter an. Aber deren Gefühl und Takt billige ich in manchem nicht. Als Anthologie geistlicher Lieder ist die Sammlung vortrefflich. Aber bei Anthologieen hat man ein litterarisch-historisches, bei kirchlichen Gesangbüchern ein anderes Interesse.

Gegen den liturgischen Teil des Buches habe ich nichts Prinzipielles zu sagen. Ich stelle mich da einfach auf Luthers Standpunkt. Eben deshalb sollen die, die ihren Gottesdienst auf solche Weise halten wollen, ihre Freiheit haben. Nur soll niemand diejenigen, die, auf demselben Bekenntnisse stehend, es auf andere Weise zum Ausdruck bringen wollen, zwingen wollen. Uniformität erscheint vielen als das Nötige, Unerläßliche. Von dieser Anschauung, die stark ins Katholisierende geht, weiß ich mich frei. Liturgie und was dahin gehört, ist Menschenwerk und Menschenwort. Hierin hat die Schrift uns Freiheit gelassen. Die Kirche Gottes muß bestehen können mit, aber auch ohne diese menschlichen Gottesdienstformen. Sie trauen mir zu, daß ich den Wert liturgischer Formen zu schätzen weiß. Aber ich will ihn nicht überschätzen. Die hl. Schrift dringt nicht darauf. Thäte sie es, stünde die Sache anders. Die alten Liturgieen haben die lutherische Kirche des lieben deutschen Vaterlandes vor innerem Ersterben nicht bewahrt. Es wäre viel besser gewesen, man hätte die evangelische Predigt und das Bibelstudium in rechter Frische erhalten, also das Wort des Herrn recht lebendig ins Leben eingeführt. Das Formenwesen hat diesen Mangel nicht zu ersetzen vermocht. Also wollen wir uns, belehrt von der Geschichte selbst, die Freiheit unseres Urteils bewahren und ja nicht zu viel den Accent auf einen Punkt legen, wohin die Schrift ihn nicht legt. Mir graut vor einem jungen Theologenvolke, das eine Hauptsache darin sucht, der Liturgie fein ja gerecht zu werden, die Predigt aber als etwas Sekundäres darüber anzusehen geneigt wird. Die inneren Zustände der Episkopalkirche, die um ihrer Liturgie willen von manchen beneidet wird, sind mir in dieser Hinsicht traurig genug. Was aber ist die theologische Bildung dieser in ihrer Liturgie und ihrem Episkopat hochbewußten, selbstgenügsamen „Kirche“?

Unsere liebe württembergische Kirche war bekanntlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine rechte Burg des Luthertums. Und noch ist in diesem unserem engeren Vaterlande sehr viel herzliche, ungekünstelte, naive lutherische Frömmigkeit gerade auch unter der sogenannten pietistischen Richtung. Aber keine Partikularkirche hatte weniger Formen, als gerade die württembergische. „Eines schickt sich nicht für alle.“ Man kann nicht alles in dieselbe Form gießen. Auch nicht alle.

Daß ich Ihnen, l. Br., durchaus die reinsten Motive, den treuesten Eifer, den gewissenhaftesten Willen zutraue, brauche ich

nicht erst zu sagen. — Aber ich habe in diesen Sachen auch eine Ueberzeugung. Es bleibt uns nichts übrig, als daß wir uns gegenseitig dulden. Mir wird das gar nicht schwer bei Ihnen, den ich von Grund meiner Seele hochachte und obendrein herzlich, brüderlich liebe. Mit ganzem Herzen Ihr W. J. M."

So schmerzlich es für die Freunde war, daß in diesem Punkte ihre Anschauungen auseinander gingen, so gab es doch auch Stunden, wo der begeisterte Befürworter des Alten die Befriedigung hatte, aus Dr. Manns Munde die wärmsten Zeugnisse für das zu hören, was ihm in den schönen Gottesdiensten des Gotteshauses das Würdigste und Schönste zu sein schien. Unvergeßlich wird uns allen seine begeisterte Empfehlung bleiben, welche er bei der Versammlung des General-Konzils in Philadelphia (a. 1885) über die von seinem Freunde veranstaltete Gesangs-Vesper vor den Körper brachte. Und wie manchmal hat er in der St. Johannis-Kirche, wo jene alten Gottesdienstformen und -Klänge am vollsten gebraucht wurden, besonders bei Fest-Gottesdiensten, mit tiefer inniger Bewegung dem Freunde die Hand gedrückt mit den Worten: „Das war ein herrlicher Gottesdienst!" Sein letztes Abendmahl auf Erden, das er im Kreise einer größeren Gemeinde feierte, war in St. Johannis mit der vollen Ordnung der Osterfest-Liturgie. Seine letzte Predigt, die er in einer unserer Stadtgemeinden hielt, war in St. Johannis, nur wenige Tage, ehe der letzte Leidensschlag ihn darniederwarf.

Sein letztes, zusammenfassendes Urteil über das Kirchenbuch finden wir in seiner Biographie des Patriarchen Mühlenberg, wo er auf dessen hymnologische Arbeit, besonders auf sein Gesangbuch des Jahres 1786 zu sprechen kommt. Da sagt er unumwunden: „Mühlenberg war ein viel zu konservativer Kirchenmann, als daß er den Lutheranern die Lieder hätte nehmen können, die ihnen durch Tradition und Gewohnheit teuer geworden waren, und aus denen der lutherische Glaube kräftig wiederklang. In dieser Hinsicht ist dieses Gesangbuch, das größtenteils von Mühlenberg selbst zusammengestellt und von der Synode im Jahre 1786 herausgegeben wurde, dem im Jahr 1849 unter Synodalautorität erschienenen weit überlegen; aber es bleibt hinter dem Werte des Kirchenbuches zurück, das vom General-Konzil der lutherischen Kirche in Amerika herausgegeben wurde und den höchsten Standpunkt liturgischer und hymnologischer Theorie vertritt (representing the highest standard of liturgical and hymnological theory)."

Zehntes Kapitel.

Die Professur am theologischen Seminar in Philadelphia 1864—1892.

Die ersten Schritte zur Gründung einer theologischen Lehranstalt für die lutherische Kirche in Amerika.—Das Seminar der Generalsynode zu Gettysburg. — Gründung des Philadelphia-Seminars durch das Ministerium von Pennsylvania. — Amerikanische Professoren und Studenten. — Die erste Vorlesung im theologischen Seminar.—Was heißt predigen, und was soll man predigen? — Die Hausvaterstelle im Seminar. — Die evangelische Allianz im Seminar. — Hoffnungen und Sorgen für die Anstalt. — Die Sprachschwierigkeit im Seminar. — Resignation.

Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich für Dr. W. J. Mann, als das Ministerium von Pennsylvanien im Jahre 1864 dazu schritt, sein eigenes theologisches Seminar in Philadelphia zu errichten. Seine ganze Begabung, sein Bildungsgang, seine Stellung in der Kirche drängte dahin, daß er auf dem Katheder, als Lehrer unserer künftigen Pastoren, die krönende Thätigkeit seines arbeitsreichen Lebens finden sollte.

Die ersten Schritte zur Gründung einer theologischen Lehranstalt der lutherischen Kirche.

Schon der Gründer der pennsylvanischen Synode, unser Patriarch Heinrich Melchior Mühlenberg, hatte das dringende Bedürfnis empfunden, Pastoren für die lutherische Kirche in Amerika hier auf dem neuen Boden selbst heranzubilden. Trotz seiner innigen Beziehungen zu Halle und dem Nachschub, der ihm von den Vätern drüben zugesandt wurde, fand er es für nötig, die hiesigen Arbeiter hier zu erziehen und so Pastoren zu gewinnen, die mit Land und Leuten bekannt und mit allen hiesigen Verhältnissen genügend vertraut wären. Und Dr. Mühlenberg faßte auch auf diesem Gebiete die Pionier-Arbeit frisch und entschlossen an. Bei der Versammlung des Ministeriums im Jahre 1769 brachte er die Sache der Prediger-Erziehung vor. Mit der Beihilfe des tüchtig gebildeten Johann Christoph Kunze, der später sein Schwiegersohn wurde, kam eine Vorbereitungsschule zu stande. Bei der Synodalversammlung im Jahr 1773 wurde eine

öffentliche Feier mit 13 Zöglingen dieser Schule veranstaltet. Die unruhigen Kriegszeiten, die bald darauf über das Land hereinbrachen, machten diesem Unternehmen vorläufig ein Ende. Im Jahr 1822 beschloß der Kirchenrat der St. Michaelis- und Zions-Gemeinde in Philadelphia die Gründung einer Anstalt zur Ausbildung von jungen Leuten zum Kirchendienst.

Das Seminar der Generalsynode zu Gettysburg.

Wenige Jahre darauf nahm die Generalsynode selbst die Sache in die Hand, indem sie im Jahre 1825 das theologische Seminar zu Gettysburg gründete. In demselben sollten „die Grundlehren der heiligen Schrift, so wie sie in der heiligen Schrift enthalten sind, in deutscher und englischer Sprache gelehrt werden." Und als am 5. September 1826 Dr. S. S. Schmucker als Professor der systematischen Theologie an der jungen Anstalt installiert wurde, da legte es ihm die Rede des Pastors D. F. Schäffer feierlich ans Herz, „daß er bemüht sein sollte, seine Studenten davon zu überzeugen, daß die Augsburgische Konfession eine sichere Anleitung gebe, in Glaubenssachen zu entscheiden ("that the Augsburg Confession is a safe directory upon matters of faith declared in the Lamb's book.")

Die Auffassung, die der Professor selbst von jenem Bekenntnis-Artikel in der Konstitution des Seminars hatte, wurde von ihm später frank und frei dahin ausgesprochen: „Das Seminar sei nicht gegründet worden, das symbolische System des sechzehnten Jahrhunderts zu lehren. Ja, es wäre ein Verrat am Vertrauen derer gewesen, die die Professoren erwählten, und eine Verkehrung der ursprünglichen Absicht dieser Anstalt, wenn die Professoren ihren Studenten solche altväterischen und längst abgethanen Anschauungen beibringen wollten, wie z. B. die reale Gegenwart des Leibes und Blutes im heiligen Abendmahl."

Das pennsylvanische Ministerium hatte zu jener Zeit (1823—1853) bekanntlich keine offizielle Verbindung mit der Generalsynode. Aber zwischen den leitenden Geistern fand allezeit viel Berührung statt, und man rechnete in Gettysburg immer auf die Sympathien und die finanzielle Unterstützung der Muttersynode. Je mehr aber in derselben das konfessionell-lutherische Bewußtsein erstarkte, umso weniger war man mit dem Geiste zufrieden, der in Gettysburg gepflanzt und genährt wurde. Im Jahre 1846 ersuchte die Synode den Pastor der St. Michaelis- und Zions-Gemeinde, Dr. C. R. Demme, die Ausbildung junger Männer zum Predigtamt in die Hand zu nehmen und machte auch schon den Anfang mit einer kleinen Bibliothek für ein theologisches Seminar. Dr. G. F. Krotel, der im Jahre 1846 an der Universität von Pennsylvanien graduiert hatte, erhielt seine theologische Ausbildung auf diese Weise bei Dr. Demme. Spä-

terhin ließ sich nun aber doch die pennsylvanische Synode bewegen, am Pennsylvania-College zu Gettysburg eine deutsche Professur, zu fundieren, mit dem Verständnisse, daß der Professor einen Teil seiner Zeit auch dem theologischen Seminar widmen solle, mit deutschem theologischen Unterricht und Sitz in der Seminar-Fakultät. Vater Benjamin Keller sammelte die Gelder zu dieser Professur, und Dr. C. F. Schäffer wurde mit dem Amte des Professors bekleidet. Das brachte wieder etwas mehr deutsche Studenten nach Gettysburg. Aber die Arbeit des Professors im Seminar war eine sehr schwierige. Er war auf die deutsche Sprache und auf möglichst untergeordnete theologische Fächer beschränkt. Da benützte er denn nach Kräften seine Katechetik, um das Bekenntnis der lutherischen Kirche unverkürzt zum Ausdruck zu bringen, während sein eigener Schwager, der Professor der Dogmatik, dasselbe bekämpfte und entstellte.

In der Synode von Pennsylvanien waren es die Männer einer streng konfessionellen Richtung, wie C. F. Welden und die Freunde und Fürsprecher des Deutschen, wie S. K. Brobst, die immer entschiedener auf die Gründung eines neuen Seminars im Osten von Pennsylvanien drangen. Bei der Versammlung im Jahre 1860 wies der Präsidenten-Bericht von Pastor Welden auf den großen Mangel an Predigern hin und betonte die Notwendigkeit der Gründung einer Anstalt „im eigenen Synodal-Bezirk zur Heranbildung junger Prediger.“ Und im folgenden Jahre 1861 legte S. K. Brobst, der Herausgeber der lutherischen Zeitschrift, der Synode neun Thatsachen als Gründe vor, „warum die deutsche Abteilung des theologischen Seminars in Gettysburg in eine deutsche Gegend und zwar nach Allentown verlegt werden sollte, damit es in unserem Bezirk sei, unter den ältesten, größten und reichsten deutschen lutherischen Gemeinden, in lebendiger Verbindung mit dem Leben und Geiste des deutschen Teils der Kirche.“

Im Februar 1861 resignierte Dr. S. S. Schmucker als Professor am theologischen Seminar in Gettysburg. Eine Zeit lang gaben sich die mehr konservativen Lutheraner, besonders in der pennsylvanischen Synode, der Hoffnung hin, daß durch Anstellung eines treu lutherischen Professors das Vertrauen in die Gettysburger Anstalt wieder erneuert, und das Band zwischen Pennsylvanien und Gettysburg fester geknüpft werden könnte. Die Wahl von Charles Porterfield Krauth als Nachfolger von Dr. Schmucker hätte unzweifelhaft diesen Erfolg gehabt. Aber dazu war wenig Aussicht vorhanden, und jede Hoffnung auf ein weiteres Zusammengehen mit der Generalsynode wurde durch die Konvention in York, im Mai 1864, aufs tiefste erschüttert. Da wurde die ganz unlutherische Franckean-Synode in den Verband der Generalsynode aufgenommen, und die pennsylvanische Delegation zog sich unter Protest zurück, um an ihr Ministerium zu berichten.

Gründung des Philadelphia-Seminars durch das Ministerium von Pennsylvanien.

Die Antwort der Synode auf das Verfahren in York war der einstimmige Beschluß, der am 25. Mai 1864 in Pottstown passiert wurde, sofort die einleitenden Schritte zur Gründung eines theologischen Seminars in Philadelphia zu thun. Die Absicht war, womöglich einen vollen theologischen Kursus zu geben in beiden Sprachen, die gleichberechtigt neben einander stehen sollten; der Lehrcharakter der Anstalt sollte unbedingt und rückhaltslos auf sämtlichen Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche ruhen. Man durfte hoffen, daß eine Lehranstalt inmitten der starken lutherischen Bevölkerung von Ostpennsylvanien, mit all den Vorteilen einer Großstadt, wie Philadelphia, eine bedeutende Vermehrung der Predigerzahl zur Folge haben werde, während Gettysburg, ursprünglich eine irisch-schottische Kolonie, für das eigentlich lutherische Element ziemlich neben draußen stand. Am 26. und 27. Juli wurde auf einer Spezialversammlung zu Allentown der Komitee-Bericht über diese wichtige Angelegenheit angenommen, und die erste Fakultät erwählt, bestehend aus den Professoren Dr. C. F. Schäffer, Dr. W. J. Mann und Chas. Porterfield Krauth. Wozu dann als außerordentliche Professoren noch Dr. C. W. Schäffer und Dr. G. F. Krotel kamen.

Mit aufrichtiger Herzensfreude nahm Dr. Mann den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf an und reichte sofort seiner Gemeinde seine Resignation als Pastor ein. Die Gemeinde ließ ihn aber nicht ziehen, und zwanzig Jahre lang trug er die Doppellast als Pastor und Professor. Während er die volle Arbeit eines Professors that, „lebte" er, wie er sich selbst ausdrückte, von seiner Gemeinde. Da die finanzielle Lage des Seminars keineswegs glänzend war, so begnügte er sich in dieser ganzen Zeit mit höchstens einem Drittel seines Professoren-Gehalts. Mehrere Jahre lang diente er ganz umsonst.

Amerikanische Professoren und Studenten.

Mit ganzer Begeisterung warf er sich in den neuen Beruf, von dem er von vornherein eine sehr hoffnungsfrohe und zuversichtliche Anschauung hatte. „Ein amerikanischer Professor," sagt er, „richtet selbst mit wenigen Schülern mehr ins ganze aus, als ein deutscher mit einem vollen Hörsaal. Jene entlassen frei aus sich, von wenig Schranken gehemmt, ins kirchliche Leben, was sie sich aneigneten. In Deutschland ist zwischen Hörsaal und Kanzel eine furchtbare Kluft, auch ist jener gerade um so viel zu frei, um was es diese zu wenig ist. — Wir haben in diesem Lande eine Klasse von theologischen Studenten vor uns, die in den meisten Fällen ganz und gar bei der Sache sind und ohne den Leichtsinn oder die Eitelkeit, die so häufig den deutschen Studenten charakterisiert. Es verlangt mich sehr

stark darnach, meine ganze Zeit und Kraft dem Seminar zu widmen, selbst wenn ich in anderen Hinsichten ein bedeutendes Opfer bringen müßte. Aber es scheint, die Zeit dazu ist noch nicht gekommen.“

Die erste Vorlesung im theologischen Seminar.

Am 4. Oktober 1864 wurde die erste Fakultät des Seminars in der englischen St. Johannis-Kirche (Race Straße), Philadelphia förmlich installiert. Tags darauf begannen die Vorlesungen im Hintergebäude der lutherischen Buchhandlung in der neunten Straße. Wir haben von Dr. Manns Feder eine Schilderung jener ersten Morgenstunde des Seminars, die er für die Festnummer des Indicator, Oktober 1889, geschrieben hat. „Ich denke, elf junge Leute hatten sich bei der Fakultät zur Aufnahme gemeldet. Die Zahl war freilich klein, aber doch kein Grund zur Entmutigung, denn es waren Männer mit warmem, weitem Herzen. Als ich an jenem Tage zur Buchhandlung kam, wurde ich ins Hintergebäude gewiesen, und dort, in einem kleinen Zimmer im zweiten Stock, fand ich diese Studenten, um einen länglichen Tisch sitzend, und begann meine Vorlesung. Es war, so viel ich mich erinnere, die erste, die im Seminar gegeben wurde. Mein Gegenstand, der mir neben anderen für das Jahr zugewiesen wurde, war die Erklärung des Römerbriefes, und in jener Vorlesung erzählte ich der Klasse das Leben des Apostels Paulus und versuchte, meinen Studenten den Charakter des Mannes zu schildern, der durch sein Apostelamt, seinen Missionsgeist und seine Hingebung und Energie mehr als irgend ein anderer gethan hat, um dem Evangelium von Christo den Weg durch die Welt zu bahnen. Niemals werde ich vergessen, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit jene Studenten-Klasse meinen Worten folgte, und wie sehr sie mich dadurch ermutigte.“

Außer der neutestamentlichen Exegese lehrte er im Seminar besonders Hebräisch, Symbolik, Ethik, Homiletik und zeitweise auch Katechetik. Auf seine Vorlesungen und Stunden bereitete er sich immer auf das sorgfältigste vor. Bei all dem reichen Wissens-Vorrat, den er zu seinem Professoren-Amt mitbrachte, verachtete er doch nicht das alte docendo discimus (durch Lehren lernen wir)*) und bereicherte und erweiterte fortwährend sein eigenes Wissen durch seine Lehrthätigkeit. Wenn er mit seiner gründlichen Ausrüstung, seiner warmen Begeisterung für den Gegenstand, seiner mächtigen sittlichen Energie in eine Unterrichtsstunde eintrat, da gab es für seine Studenten keinen neutralen Boden. Entweder sie ließen sich von ihm packen, an-

*) „Man sollte,“ so schrieb er um jene Zeit, „die Leute ermutigen, Deutschland und seine Universitäten zu besuchen. Und nicht bloß die Studenten sollten dahin gehen, sondern auch die meisten Professoren. Und ich selbst bin einer davon. Wenn einer zu lehren hat, findet er bald genug aus, wie viel es noch für ihn zu lernen gibt.“

regen, begeistern und mitfortreißen zum innern Erfassen und Begreifen dessen, um was es sich handelte, oder sie wehrten sich dagegen und stellten sich, mehr oder weniger ausgesprochen, auf den Kriegsfuß mit ihm. Wer sich nicht mit gespanntem Interesse auf seine Stunden freute, der fürchtete dieselben geradezu. Namentlich in der Homiletik und im Hebräischen gab es da mitunter peinliche Erfahrungen unter dem Seziermesser seiner unbarmherzigen Kritik. Eigentümlicher Weise hatte gerade die Symbolik eine Anziehungskraft für ihn, die man bei seinem philosophischen und theologischen Standpunkte kaum erwarten konnte. „Die Symbolik," schreibt er im Mai 1870 an seinen Freund Dr. Schaff, „ist ein Zweig, der unter den hiesigen Verhältnissen mit einer gewissen Neuheit auftritt und im theologischen Lehrkursus eine bedeutende Lücke ausfüllt. Kaum wird etwas anderes das theologische Bewußtsein mehr reinigen und erweitern. Denn auf welche schmähliche Vorurteile und Mißrepräsentationen stößt man da!" Gerade für dieses Fach hatte er ein besonders vollständiges und ausführliches Manuskript präpariert. Seine reife und weite geschichtliche und philosophische Bildung befähigte ihn in ganz besonderem Maße, die verschiedenen kirchlichen Gruppen klar und plastisch zu charakterisieren und die verschiedene Lehrsysteme bis in ihre letzten Wurzeln und Keime hinab zu verfolgen. Am meisten Anregung und Belehrung gab er wohl in seiner Ethik, wenn auch das darin gebotene für manche seiner Zuhörer mitunter allzu „starke Speise" sein mochte.

Aus dem Kapitel, das sein früherer Schüler, Pastor Theod. Schmauk zu dem englischen Memoir von Miß Emma Mann lieferte, geben wir folgende charakteristische Skizze aus einer seiner homiletischen Vorlesungen.

Was heißt predigen, und was soll man predigen?

„Das Predigen ist eine der wichtigsten Funktionen des geistlichen Amtes. Liturgisch lesen kann wohl jeder lernen; auch das Lehren, denn dem Lehrer ist sein Lehrstoff gegeben. Aber predigen kann nur der P r e d i g e r. Er muß ein Redner sein; ein volkstümlicher Redner; ein Theologe, ein Schriftgelehrter, ein herzmäßiger Gottesgelehrter, der überzeugen, erwecken, erbauen kann.

Was aber predigen? Die ewige, geoffenbarte Heilswahrheit, unser Verhältnis zu Gott und Seine Offenbarung in Christo. Den Text soll man predigen, nicht das ganze Wort, sondern speziell das hier gegebene Wort.

1. Der Text muß in seinem eigenen Sinne verstanden werden. Wenn z. B. der Text offenbar von irdischer Armut redet, soll man nicht von geistlicher Armut predigen. Wenn der Text offenbar von unserer Gerechtigkeit im Verkehr mit den Nebenmenschen handelt, muß man nicht die Rechtfertigung im dogmatischen Sinne entwickeln.

2. Die besondere Sprache des Textes muß dazu dienen, der Predigt einen besonderen Ton und Charakter zu geben. Redet der Text z. B. von der Perle, von Licht, Sonne, Unkraut, Weizen, Salz u. dgl. so muß man auf die Natur und Eigenart, die Wirkung und den Gebrauch gerade dieser Dinge eingehen. Man halte sich nicht auf mit lehrhaften Allgemeinheiten und Plattheiten, und man wird finden, daß die Bibel eine unerschöpfliche Quelle immer neuer und neu erfrischender Wahrheit ist.

3. Man darf den Text nicht als bloßen Ausgangspunkt für eine Reihe von verschiedenen Gedanken, Grundsätzen und Ermahnungen brauchen, die in keiner direkten Beziehung zu dem besonderen Sinne des Textes stehen. Die Predigt muß aus dem Texte herauswachsen und nicht irgendwo in der Entfernung von ihm.

4. In der Auslegung des Textes muß man ein besonderes Auge haben auf diejenigen Punkte, Winke und Wahrheiten in demselben, von denen man am meisten erwarten darf, daß sie der Gemeinde, wie sie einmal ist, zu besonderem Segen werden, sie erbauen, belehren, in der Wahrheit bestärken und lebendig machen. Manches mag wahr und gut sein, aber es paßt nicht gerade für die Gemeinde. Der Prediger muß einen sensus communis haben (wörtlich: Gemeinsinn). Er muß den bewußten Reflex der Gemeinde und ihres geistlichen Zustandes bilden. Er muß wissen, in welcher Form er ihr am besten die geistliche Nahrung bieten kann.

5. Die Worte, Begriffe und Wahrheiten des Textes muß man auf die verschiedenen Lagen des Menschen anwenden. Das Licht des Wortes muß hineinleuchten in die Winkel ihrer Herzen, die Gewohnheiten ihres Lebens, die verschiedenen Verhältnisse, unter denen sie sich in dieser Welt befinden; die krummen Wege der Sünde; das Elend eines gottlosen Lebens, die Segnungen eines gottseligen Wandels, des ewigen Lebens u. s. w. Das Licht muß die Finsternis vertreiben.

6. Wer sich an seine Predigt macht, lasse den Text erst sich selber predigen. Wir gehören selber dazu. Wir müssen selbst erst das zweischneidige Schwert in unserem Herzen erfahren. Das ist der Weg, wie wir für andere das rechte Mitgefühl gewinnen.

7. Man plage sich nicht viel um das „Thema". In der Jagd nach dem Thema hat schon mancher den Kern seines Textes verloren. Man muß den Text praktisch beleuchten und anwenden. Da stellt sich vielleicht auf einmal ein Thema ein. Wenn nicht, so thut's auch nichts, wenn nur dem Texte sein Recht wird, und damit auch den Seelen.

8. Wenn man seine Predigt vorbereitet, soll man sich in Gott versenken und alles vergessen, außer dem Texte, der Wahrheit, die man der Gemeinde groß und wichtig machen soll. Bei der Vorberei-

tung gilt es, die Gedanken konzentrieren; bei der Predigt den Willen.“

Die Hausvaterstelle im Seminar.

Nach dem Tode des ehrwürdigen Missionars, Vater Heyer, der in seinen letzten Jahren dem Seminar als Kaplan und Hausvater gedient hatte, übernahm Dr. Mann die Hausvaterstelle, da er in dem neuen Pfarrhause der Zions-Gemeinde, nur wenige Thüren von dem Seminar selbst wohnte. In dieser seiner Hausvater-Stellung drang er allezeit entschieden auf gute Zucht und Ordnung in der Anstalt. Es war ihm nicht zu viel, morgens in der Frühe am Bette eines Langschläfers zu erscheinen, der sich daran gewöhnt hatte, die Glocke zum Aufstehen und zur Morgenandacht zu überhören. Da wußte dann das ernste, seelsorgerliche Wort das Ohr wieder für Glockenklang und Stundenschlag zu wecken. Aber bei all dieser Strenge war er voll herzlichen Mitgefühls mit seinen Studenten und allezeit bereit, denen, die seiner bedurften, mit Rat und That kräftig unter die Arme zu greifen. Seine treue, aufopfernde Hingebung bewies er besonders zur Zeit der schweren Heimsuchung, die im Dezember 1875 in Gestalt einer Blattern-Epidemie über das Seminar hereinbrach. Zwei Studenten erlagen der Seuche, und Wochen lang mußte das Seminar geschlossen bleiben. Täglich besuchte er die Kranken und sorgte aufs treulichste für ihre leibliche und geistliche Pflege. Die ganze Hausverwaltung mit den nötigen Maßregeln zur Ventilation, Reinigung und Desinfektion war in seinen Händen, und alles wurde aufs gewissenhafteste von ihm durchgeführt. In jenen Tagen trug er eine Last von Sorgen und Mühwaltung, wie er, nach seinen Worten, sie nie in diesem Leben zu tragen erwartet hatte.

Die evangelische Allianz im Seminar.

Eine hübsche Episode in der Geschichte der Anstalt war der Besuch, den Dr. Dorner und Dr. Schaff während der Versammlung der evangelischen Allianz im Jahre 1873 dem Seminar abstatteten. Dr. Mann schildert ihn in einem humoristischen Freundesbriefe folgendermaßen: „Nun muß ich Ihnen doch melden, daß uns die heilige, evangelische Allianz zu guter Letzt doch noch ins Haus gekommen ist. Gestern früh (16. Oktober) nach neun Uhr kam Herr Dr. Dorner mit Dr. Schaff an mein Haus und wurde da ins Seminar gewiesen, wo ich gerade mit Kamez, Kibbuz und Konsorten stark beschäftigt war. Indessen teilte mir Vater Heyer die Ankunft dieser praeceptores Germaniae nec non Americae mit, und ich eilte, sie zu begrüßen. Da hielt mir nun der gute Dr. Dorner gleich eine ganz sanftmütige Strafpredigt, daß wir Lutheraner Philadelphias uns unter unser sicheres Dach zurückziehen, während draußen der helle Allianz-Pfingst-Segen

in hellen Strömen herabrieselt. Natürlich war dagegen rein nichts vorzubringen, und es war für mich nur ein Glück, daß mein alter Freund Schaff so an Erkältung litt, daß er kaum ein lautes Wort hervorbringen konnte, und dieser günstige Umstand bewahrte mich vor dem Kreuzfeuer aus zwei schweren Batterien. Indessen wollte Dr. Dorner das Seminar sehen, und bei dieser Gelegenheit hatte ich das Vergnügen, ihn mit Herrn Dr. C. W. Schäffer bekannt zu machen, der um 10 Uhr seinen Unterricht begann. Da trommelten wir in der Eile sämtliche Studenten zusammen und stellten die Herren vor sie, was sehr gut aufgenommen wurde. Dorner hielt eine warme Rede in Deutsch, in der er auf die Aufgabe der deutschen Theologie und überhaupt der deutschen positiv-christlichen und kirchlichen Elemente in diesem Lande hinwies. Dr. Schäffer respondierte dazu dankend in vortrefflicher Weise. Da die Studenten erwarteten, daß Dr. Schaff auch etwas sage, so ließ sich auch dieser ermuntern und redete über die Grundlagen alles theologischen Studiums. — — Das fühlte ich wohl, daß wir vieles anders auffassen, als Dr. Schaff, und daß Dr. Dorner länger hier sein müßte, um zu einem wohl balancierten Urteil zu kommen. Aber sein mildes Wesen ist sehr wohlthuend.“

Hoffnungen und Sorgen für das Seminar.

Bei all seiner Liebe und Begeisterung für das Seminar und die Lehrthätigkeit, die es ihm gebracht, war er doch von Anfang an nach seiner ganzen Natur äußerst nüchtern und zurückhaltend mit seinen Hoffnungen und Aussichten für die neue Anstalt. Es schien ihm, wie anderen auch, die den Stand der Dinge in der pennsylvanischen Synode kannten, ein Ding der Unmöglichkeit, daß das Seminar zu seinen Lebzeiten ordentlich fundiert werden könnte. „Ich erinnere mich der Zeit noch recht wohl, da ich den Mann mit ganz ungläubigen Blicken betrachtet haben würde, der mir gesagt hätte, daß die alte Synode von Pennsylvanien die Gründung eines eigenen Seminars unternehmen könnte. Ich weiß noch recht gut, wie ich meinem lieben Bruder Brobst von Allentown, dessen Gedächtnis bei uns im Segen steht, für einen recht liebenswürdigen Schwärmer ansah, wenn er mir im Privatgespräch immer wieder vorhielt, wie nötig uns ein Seminar von echt lutherischem Charakter inmitten unserer pennsylvanischen Synode sei.“ So war es auch wieder, als die Verlegung des Seminars nach Mount Airy zur Notwendigkeit geworden war. Er redete und wirkte dafür mit allem Eifer. Aber er wagte kaum zu hoffen, daß er selbst es noch erleben werde. Und als nun doch der Tag kam, da an der herrlichen Stätte, wo das Seminar jetzt steht, der Eckstein zu dem neuen Gebäude gelegt werden sollte, da wurde sein Geist wieder jung in der Freude über den schönen, von ihm selbst kaum erwarteten Erfolg. Unvergeßlich wird es denen, die ihn hörten, bleiben welch ein frisches,

fröhliches Frühlingswehen an jenem Tage durch seine kräftige, begeisterte Rede ging. Und es ist ihm ja wirklich vergönnt gewesen, noch in der neuen Heimat, die das Seminar in Mount Airy gefunden, aus- und einzugehen und ein gutes Stück seiner reifsten Lebensarbeit dort draußen seinen lieben Studenten zu geben. Nachdem er sich so lange gesehnt, aus dem Doppelamt an Gemeinde und Seminar hinauszukommen,*) wurde ihm in den letzten paar Jahren seines Lebens erst die volle Konzentration auf die Seminar-Arbeit ermöglicht. Vierunddreißig Jahre diente er der Gemeinde; siebenundzwanzig Jahre dem Seminar.

Die Sprachschwierigkeit im Seminar.

Auch an schweren Erfahrungen und bitteren Anfechtungen hat es ihm bei seiner Seminararbeit nicht gefehlt. Sie kamen gerade in seinen letzten Lebensjahren und hatten ihre Quelle in den Klagen, die von seiten mancher deutschen Pastoren gegen das Seminar erhoben wurden, als werde es den deutschen Interessen unserer Kirche nicht gerecht und setze die deutsche Sprache zu sehr hintenan. Bei einem Rückblick auf seine Lehrthätigkeit sagte er zur Zeit des fünfundzwanzigjährigen Seminar-Jubiläums über diesen Punkt: „Ich erinnere mich, daß ich Jahre lang die deutsche Sprache gebrauchte, was aber schließlich dahin führte, daß unsere englischen Studenten schlechterdings nichts von mir hatten, außer daß sie ein wenig Hebräisch lernten. Denn das Hebräische mußte ich englisch lehren, oder es mußte ganz wegfallen. Andere wichtige Fächer, wie Ethik und Symbolik, die auch in englischer Sprache hätten getrieben werden sollen, fielen für die englischen Studenten während ihres ganzen Seminar-Kursus einfach aus. Dieser Ausfall war nicht eine Sache freier Wahl und Entscheidung, sondern eine jener unangenehmen Notwendigkeiten, die zur Uebergangs-Periode unsrer Kirche bei ihren Sprachen-Schwierigkeiten gehörten. Ich erinnere mich auch wohl der Zeit, da diese Studenten in ihrem eigenen Interesse zu mir kamen und mich baten, die englische Sprache zugleich mit der deutschen zu gebrauchen, so daß ihnen mein Unterricht auch zu gute kommen könnte. Ich fühlte, daß ich diese Bitte mit gutem Gewissen erfüllen konnte und bin auch fest überzeugt, daß kein deutscher Student ehrlich behaupten könnte, daß er dadurch in seiner Ausbildung in der deutschen Sprache zu kurz gekommen sei."

Die Vermehrung des deutschen Unterrichts und die Stärkung des deutschen Elementes im theologischen Seminar lag ihm aber dabei je länger, je mehr am Herzen. Am 16. September 1886 regte er in

---

*) Schon in den siebziger Jahren schrieb er: „Gott weiß, wie lang es in diesem Doppelgespann weiter geht. Sonst ziehen zwei Pferde einen Wagen. Hier ein Pferd, — und dazu ein elendes, zwei Wagen."
"Non e valle trahunt equuli currum nisi nisi."

der Fakultätssitzung die Frage an, was für die Vermehrung des deutschen Unterrichts im Seminar geschehen könnte. Am 10. Februar 1887 berichtet er der Fakultät, wie das Protokoll aussagt, daß er mit Pastor J. Paulsen, dem Leiter der theologischen Anstalt des deutschen Missionskomitees des General-Konzils, in Kropp, korrespondiert habe, und daß es der Wunsch von Pastor Paulsen sei, es möchten Anordnungen getroffen werden, daß die Studenten jener Anstalt das letzte Jahr ihres Kursus im hiesigen Seminar zubringen könnten. Dr. Mann und sein deutscher Kollege in der Fakultät wurden darauf hin als Komitee angestellt, einen passenden Lehrplan für solche Studenten zu entwerfen und über diese Angelegenheit weiter mit Pastor Paulsen zu korrespondieren. Einen Monat später, am 17. März 1887, legte Dr. Mann einen ausführlichen Studienplan für solche junge Männer vor, die nach zweijährigem Kursus im Kropper Seminar nach Philadelphia übersiedeln sollten. Der Unterricht des ersten Jahres hat nach diesem Plan mehr propädeutischen Charakter und schließt außer Religionsgeschichte und Einleitung in die heilige Schrift, auch Weltgeschichte, Psychologie und Logik ein. Im zweiten, eigentlich theologischen, Jahre war dann freilich sehr viel zusammengedrängt, namentlich da auch eine ordentliche Kenntnis des Hebräischen gefordert wurde.

Die von Dr. Mann angeregte und dermaßen vorbereitete Angelegenheit gewann dann auf der Synodalversammlung zu Philadelphia, im Juni 1887, eine definitive Gestalt. Da wurde nämlich von dem Direktorium des Seminars der Synode folgende Vorlage unterbreitet: „Da das Ministerium von Pennsylvanien — beschlossen hat, daß die Fakultät einen Plan entwerfe behufs geeigneter Einrichtung erweiterten deutschen Unterrichts — mit der Angabe, welche weiteren Lehrkräfte zur Ausführung eines solchen Planes nötig sein würden, so berichtet die Fakultät folgendes: Wir haben den Gegenstand in ernstliche Erwägung gezogen und in mehreren Sitzungen uns darüber besprochen; wir haben auch, so viel in unseren Kräften lag, die Gelegenheit zum Gebrauch der deutschen Sprache als Unterrichtsmittel vermehrt und mit gutem Erfolge. Wir sind überzeugt, daß es weder ratsam, noch wünschenswert ist, die Lehrerzahl im Seminar zu vermehren, um den deutschen Unterricht zu erweitern. Es wird so viel als möglich dafür gesorgt, daß die Studenten, welche die eine oder die andere Sprache gebrauchen, den vollen Unterrichtskursus genießen, und zwar besonders in der Dogmatik nach dem jetzigen Lehrplan. Da dieselben Lehrbücher in deutscher und englischer Sprache gebraucht werden, so haben die Studenten in beiden Sprachen wesentlich dieselbe Gelegenheit. Mit der Zunahme der deutschen Studentenzahl wird auch die deutsche Sprache eine mehr prominente Stellung bekommen. Wegen dieser und anderer Ursachen möchten wir, als Fakultät, befürworten, daß Vorkehrungen getroffen werden, wonach Stu-

denten vom theologischen Seminar zu Kropp das letzte Jahr ihres Kursus bei uns zubringen würden, daß der der Synode vorgelegte Plan des Direktoriums in zufriedenstellender Weise ausgeführt werden kann.“ (So beschlossen durch die Fakultät am 31. Mai 1887.)

„Infolge dieses Berichtes, und in Erwägung dieses Gegenstandes, hat das Direktorium beschlossen, dem Ministerium von Pennsylvanien zu empfehlen, dem General-Konzil vorzuschlagen, es möchten durch dasselbe Vorkehrungen getroffen werden, daß die Studenten von Kropp das letzte Jahr ihres Studiums im Seminar zu Philadelphia zubringen 2c.“

Diese Empfehlung wurde dann von der Synode angenommen, und es wurde die Summe von eintausend Dollars per Jahr bewilligt zur Unterstützung solcher Studenten, welche ihr letztes Studienjahr im Seminar zu Philadelphia zubringen würden.

Dr. Mann war hocherfreut, daß die Sache in dieser Weise eine praktische, wirksame Gestalt gewinnen sollte. So hoffte man dem Seminar wohl vorbereitete deutsche Studenten zuzuführen, die vielleicht in manchem den andern ein heilsamer Sporn geworden wären. Man hoffte, das deutsche Element im Seminar, in der Synode und im General-Konzil zu stärken und einem drohenden Zwiespalt in der Kirche vorzubeugen, der unvermeidlich war, wenn die zwei Anstalten, Kropp und Philadelphia, und ihre Fakultäten nicht in herzlichem Einvernehmen mit einander arbeiteten, und die beiderseitigen Zöglinge nicht als Glieder und Diener eines und desselben kirchlichen Körpers sich fest und rückhaltslos aneinander anschlossen. Aber diese schönen Hoffnungen sollten in schmerzlicher Weise getäuscht werden. Pastor Paulsen wies das freundliche Entgegenkommen der Synode entschieden zurück und ging dann, nachdem er im Herbst 1887 Amerika besucht hatte, zu jenem verhängnisvollen Angriff auf das Philadelphia-Seminar über, durch den auch Dr. Mann bittere und unverdiente Kränkung erfahren mußte. Da ging ein tiefes Weh durch sein zum Tragen und Vergeben immer so bereitwilliges Herz. In der Seminar-Chronik, die seine fleißige Hand bis zum Februar 1891 herunter geführt hat, und worin er ein ganz objektives Bild vom Wachstum der Anstalt entwirft, beklagt er aufs tiefste die Agitation, durch welche gerade unsere deutschen Pastoren, Kirchenräte und Gemeinden dem Seminar entfremdet werden sollten, und besonders schmerzte es ihn, daß einer seiner früheren Schüler, ein Zögling des Seminars, der demselben seine eigene theologische Ausbildung zu danken hatte, in dieser ganzen Bewegung der eigentliche spiritus regens war. In Freundesbriefen sprach er sich über die ihm widerfahrene Unbill in tief bewegter Weise aus. Er war eben durch jene Erfahrungen mehr angegriffen und entmutigt, als durch alles, was er in vergangenen Jahren in seinem Pfarramt durchgemacht. „Mir ist Mut und Lust, an unseren Kirchensachen weiter zu arbeiten, sehr vergangen. Aber, was ist zu

thun? Man ist d'rin und kann die Flinte nicht ins Korn werfen. — — Meine Stellung in unserem kirchlichen Kreise ist mehr oder minder durch die Maulwurfsarbeit sogenannter Brüder untergraben. Meine Kräfte nehmen der Natur der Sache nach nicht mehr zu, sondern ab. Meine Arbeitslust ist unter solchen Verhältnissen großenteils geschwunden, und ich thue, was ich noch thue, mehr aus einem Gefühle der Pflicht, als aus innerem Drang. Gewaltsam abbrechen, das geht nicht, und doch ist es eine harte Sache, denken zu müssen, daß man mehr geduldet, als gewünscht ist. Indessen, es sei alles in Gottes treue Hand gelegt. Es gilt mir, die wenigen übrigen Tage gebeugt im Glauben durchgehen. — — Mir ist eine Wunde geschlagen, die bis an mein Ende nicht heilen, nicht vernarben wird. Ich glaube an die züchtigende und erbarmende Hand Gottes; und wenn ich diesen Glauben nicht hätte, wer weiß, was aus mir geworden wäre? Gegner, wie die sind, mit denen wir es zu thun haben, kennen keine Rücksicht, kein Erbarmen, und gegen solche Gegner sind auch warme, liebe Freunde, an denen es, Gott sei Dank, auch nicht fehlt, ein schwacher Schutz. Ich kann nur sagen, daß mir mein Leben gar vieles von seinem Werte verloren hat, und daß ich das mir auferlegte Amt nur führe, weil ich mich als Diener anderer bis zu einem gewissen Grade gebunden ansehe; aber die innere Lust und Freiheit fehlt. Lange geht es bei mir ja doch nicht mehr, und je mehr ich vergessen wäre, umso lieber wäre mir's." (Sommer 1889.)

Resignation.

Am 27. Oktober 1891 hatte Dr. Mann zum letzten Male seine Stunden gegeben und das Seminar in scheinbar guter Gesundheit verlassen. Am Morgen des 28. warf ihn ganz plötzlich das Herzleiden darnieder, von dem er sich nicht wieder erholte, und das ihn, auf den dringenden Rat des Arztes, zum sofortigen Aufgeben seiner Arbeit am Seminar zwang. Das war ein schwerer, saurer Schritt für ihn. Aber in demütiger Ergebung und Beugung unter Gottes Willen hat er ihn gethan. Am 15. Dezember teilte er der Fakultät diesen seinen Entschluß mit in folgendem an den Vorsitzer, Dr. Charles W. Schäffer, gerichteten Schreiben: „Ich halte es für meine Pflicht, Sie und durch Sie die lieben Brüder in der Fakultät zu benachrichtigen, daß ich nach reiflicher Erwägung und ernstem Gebet, gestern beim Vorsitzer des Verwaltungsrates, Herrn Dr. J. A. Seiß, meine Resignation als Professor an unserem Seminar eingereicht habe. Dieselbe soll vom ersten Januar 1892 an in Kraft treten.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich diesen Schritt nur mit tiefstem Herzeleid gethan habe. Die lange Zeit, während der es mir vergönnt war, Unterricht im Seminar zu erteilen, die innigen Freundschaftsbande, die mich mit Ihnen und den lieben Brüdern

verknüpften, die unverbrüchliche Freundlichkeit und Nachsicht, die ich von Ihnen allen erfahren durfte, der reiche Segen, den Gottes Vorsehung unserer lieben Anstalt geschenkt hat, und der unter der Verwaltung des thätigen Superintendenten, unseres lieben Bruders Hill, immer mehr zu Tage tritt, die Arbeit selbst, die mir eine unerschöpfliche Quelle immer neuer Begeisterung und Anregung war, der Eifer und das Interesse, das unsere Studenten bewiesen, die natürliche Sympathie mit diesen unseren jungen Freunden, — diese und andere Erinnerungen stürmen jetzt auf meine Seele ein und machen es mir sehr schwer, Lebewohl zu sagen.

Aber die schuldige Rücksicht auf das Gedeihen des lieben Seminars und die demütige Unterwerfung unter den Willen der Vorsehung machen es mir zur Pflicht, zurückzutreten. Ihnen und den lieben Brüdern in der Fakultät sage ich meinen herzlichen Dank für alle Ihre Liebe, die Sie mir erwiesen, und in brünstigem Gebete gedenke ich Ihrer, Ihrer Familien, Ihrer Arbeit und der jungen Freunde, die Sie unterrichten. Gott segne das Seminar!" —

Auf dieses Schreiben antwortete die Fakultät mit folgendem Memorandum, das von dem Vorsitzer selbst vorgelegt und ins Protokoll eingetragen wurde, und das wir hier in seinem englischen Original wiedergeben:

"The professorship of the Ministerium of Pennsylvania has, from the beginning, been filled with such signal ability, sustained by such unwearied diligence, adorned by a scholarship so eminent, honored by such happy results and so successful in contributing to the development of the high and attractive character of our school, that the resignation of the Rev. Professor Dr. W. J. Mann, its sole occupant for twenty-seven years, has filled the hearts of his colleagues in the faculty with profound regret.

Our sorrow is deep in proportion to the very high esteem we have so long and so fondly cherished for him, by reason of his uniform kindliness and courtesy as a man and a brother, his many gifts and graces as a scholar and a Christian, his wisdom and discretion in maintaining the discipline and the good order of the Seminary.

We bow in humble submission to that Providence, which seems to have admonished him to rest from his exacting labors; devoutly praying, at the same time, that, by the will of God, his years of comfort may yet be prolonged, that his influence may yet be active in the interests of the Seminary and the Church, and that he may himself long continue to enjoy the evidences that he has not lived nor labored in vain.

Though deeply lamenting our loss, we are yet comforted by the fact that Professor Dr. Mann, so thoroughly versed in theology and christian philosophy, so keen and accurate in his perception of the wants of the times, so pure and practical in his

sympathies, and holding the pen of the ready writer, will be able by the preparation of volumes of rare and permanent value, and by varied contributions through the periodical press, to render such service to the cause of truth, as will prove not only creditable to himself, but also a lasting honor to the Seminary of which he has ever been so bright an ornament."

Darauf folgte dann der Beschluß, der ebenfalls vom Vorsitzer der Fakultät beantragt wurde, „daß wir es in aller Ehrerbietung dem ehrsamen Verwaltungsrate nahe legen, womöglich solche Anordnungen zu treffen, wonach Dr. Manns Name auf der Liste der Fakultät fortgeführt werde, und er in solcher Verbindung mit dem Seminar bleiben möge, wie es ihm seine Gesundheit und sein eigenes Wohl gestatten mögen."

Sehr bekümmerte es ihn, daß durch seine Erkrankung und die gleichzeitige Abwesenheit seines deutschen Kollegen in der Fakultät, der jenen Winter auf der Insel Capri zubrachte, um seine geschwächte Gesundheit wieder zu kräftigen, eine solche schwere Störung des Unterrichts im Seminar eintrat, und namentlich die deutschen Fächer darunter leiden mußten. „Wohnte ich beim Seminar," so schrieb er unterm 11. Januar 1892 an Dr. A. S., „so würde ich es wagen, je und je doch mit geschwächten Kräften zu lehren. Bei der Entfernung, in der ich lebe, und ohnehin während des Winters kann ich nicht daran denken."

Er ist auch zum Unterricht seiner Studenten nicht mehr ins Seminar gekommen, obwohl er im Frühling 1892 noch einige Male bei den Pastoral-Konferenzen draußen sich einfand und mit altgewohnter Frische und Schneidigkeit an den Besprechungen sich beteiligte.

Elftes Kapitel.

Sonstige Arbeit mit der Feder und am grünen Tische.

Der Jugendfreund. — Die Lutherische Zeitschrift von S. K. Brobst. — Traktat über die persönliche Freiheit. — Der Sonntag und die bürgerlichen Gesetze. — Die evangelischen Zeugnisse. — Nekrolog von Albert Knapp. — Kommentar zum Neuen Testament. — Kohlers Familienbibel. — Theologische Monatshefte. — Lutheran Church Review. — Ritschl und seine Theologie. — Die Lehre der Zwölfe. — Amerikanische Kirchengeschichte. — Hallesche Nachrichten. — Mühlenbergs Biographie. — Liebesarbeit in der Deutschen Gesellschaft, im Gefängnis, Hospital und Diakonissenhause.

Als Dr. Manns Arbeit am „Kirchenfreund" zu Ende gekommen war, wurde er sofort von anderer Seite her in Anspruch genommen. Sein langjähriger Freund und Verehrer, Pastor S. K. Brobst, der begeisterte Bahnbrecher deutsch-lutherischer Kirchen-Journalistik im Osten unseres Landes, gewann ihn sofort zur langjährigen, fleißigen Mitarbeit an seiner „Lutherischen Zeitschrift", dem „Lutherischen Kalender" und dem „Jugendfreund". Letzterer war das erste deutsche Kinderblatt in Amerika und ist vor beinahe einem halben Jahrhundert von Pastor Brobst gegründet worden. Viele Jahre lang hat der gelehrte Doktor und Professor der Theologie mit besonderer Lust und Liebe darin mit den Kleinen geplaudert. Seine Beiträge erschienen über der Signatur M. S. N., — den Endbuchstaben seiner Namen. Noch heute, wenn wir sie durchblättern, spüren wir ihnen an, mit welcher inneren Herzensfreude er da zu der Kinderwelt sich herabgelassen und mit den Kleinen klein geworden. Da hatte er gewöhnlich zu den oft bunt und kraus zusammengewürfelten Bildern einen Text oder Kommentar zu liefern. Und meist ist ihm das so prächtig gelungen, daß man meint, die Bilder seien Originalstücke zu seinen Artikeln, und nicht die Artikel Erklärung der Bilder. Er war da ganz und gar der liebe Onkel oder Großpapa, der sich in der Kinderstube mit auf den Boden setzte und die hübschen Bilder mit dem jungen Volke ansah. Auch der kleinste Zug bot seinem hellen Auge und seinem glücklichen Griffe ein Thema zur Besprechung. Seine sprudelnde Phantasie und sein köstlicher Humor fanden dabei reichliche Verwendung. Aber immer wieder kehrte er zurück zu dem einen, das not thut.

In der „Lutherischen Zeitschrift" behandelte er in seinen Leitartikeln, die er Jahre lang dafür lieferte, fast eine ebenso reiche und bunte Fülle von Gegenständen, wie früher im „Kirchenfreund"; aber natürlich mußte hier alles einfacher, volkstümlicher gehalten werden. Seine treffendsten und tüchtigsten Beiträge waren wohl die vom apologetischen Charakter, worin er den alten Christenglauben gegen seine modernen Gegner, namentlich die negative Philosophie und Kritik, wie sie in Deutschland gepflegt wurde, verteidigt hat. Dahin gehören seine Briefe über Glauben und Unglauben (1863), seine Aufsätze über Sonntagsheiligung (1867), persönliche Freiheit, Christentum und Zeitgeist, Staat und Gottesleugner, politischen und religiösen Radikalismus (1870), das Christentum und den Unglauben (1871). Auch seine erste Synodalpredigt als Präses im Jahre 1861, die in der Zeitschrift veröffentlicht wurde, gehört hierher. In einer „Rundschau" oder „Weltchronik", die sich mitunter durch den ganzen Jahrgang hinzog, musterte er die Welt- und Zeit-Ereignisse vom Standpunkte des Reiches Gottes aus in ähnlicher Weise, wie etwa die Artikel „Aus Welt und Zeit" im Stuttgarter Christenboten es gethan. Aber auch praktische Lebens- und Tagesfragen für Gemeinden, Pastoren und Christen fanden hier eine eingehende und allezeit frische, packende und belehrende Besprechung. Da holte er als ein guter Haushalter aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung Altes und Neues hervor, seinen dankbaren Lesern zur Besserung und Erbauung. Der Geist eines lebendigen, praktischen Christentums weht in diesen Beiträgen, und überall dringen sie mit Ernst und Nachdruck darauf, daß ein gesunder, reiner Glaube in einem aufrichtigen, entschiedenen Christenleben sich bethätige. Aus dem Reichtume des in diesen Artikeln vorliegenden Materials wählen wir zwei aus, um unseren Lesern ein Bild zu geben, in welchem Geiste dieselben geschrieben waren.

Die persönliche Freiheit.

(Nach einem früheren Artikel, als besonderes Flugblatt zur Verteilung gedruckt, 1888.)

„Unter unseren deutschen eingewanderten Landsleuten und vielleicht auch unter anderen rumort es dermalen gar sehr, namentlich in unsern großen Städten, und die Klage, die von den vielen Unzufriedenen vorgebracht wird, ist, daß ihnen ihre persönliche Freiheit nicht in ihrem vollen Umfange gegeben werde, wie es doch in einer Republik erwartet werde und sein solle.

Fragt man nun, in welchem Stücke den klagenden und unzufriedenen Leuten die persönliche Freiheit verkürzt werde, so hört man, daß ganz besonders unsere bestehenden Sonntagsgesetze und die strenge Handhabung derselben der eigentliche Stein des Anstoßes seien,

daß diese Gesetze teils abgeschafft, teils verändert werden müßten, daß künftig an jedem Sonntag Nachmittag von 2 Uhr an die Kneipen, Saloons, Bierhäuser, Vergnügungshäuser, Theater u. s. f. bis in die Tiefe der Nacht hinein offen stehen sollten, damit das Volk seiner persönlichen Freiheit auch in der That recht froh werden könne. Der Sonntag müsse und solle ein Erholungstag sein, und das sei er unter der Herrschaft der gegenwärtigen Gesetze eben gar nicht.

Nun ist freilich die persönliche Freiheit eine gar schöne Sache. Gewiß, zur Freiheit, zur Selbstbestimmung ist der Mensch bestimmt. Ihn zum Spielball eines fremden Willens zu machen ist ein Frevel an seiner Natur. Sagt nicht unser Schiller so begeistert: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren?" Die Freiheit ist es, die im Menschen die geheimen, schlummernden Kräfte weckt, sie hervorlockt und in Thätigkeit versetzt. Unter der Knechtschaft verkümmert die Seele, und der Sklave wird geistig verkrüppelt. Man sehe sich nur unser eigenes Land an — wäre es auch geworden, was es ist, ohne den Segen der Freiheit? Der zivilisatorische Fortschritt und die Freiheit gehen zusammen. Also — wir haben alle Ursache, für die Freiheit zu danken, die wir genießen, und, eben damit sie uns bewahrt bleibe, sie nicht zu mißbrauchen.

Indessen — so wahr das alles ist, so vergessen wir doch keinen Augenblick, daß die schöne persönliche Freiheit, zu thun und zu lassen, wie man will, sogar auch in Freistaaten ihre Grenze hat. Diese Grenze kommt daher, daß um das Wohl des Ganzen willen die persönliche Freiheit des Einzelnen in gewisse Schranken gewiesen werden muß. Wären diese Schranken des Gesetzes nicht, so würde eben jeder thun, was ihm gut dünkt und beliebt. Da hört aber alle Ordnung und Zucht auf, und das Faustrecht fängt an, d. h. die willkürliche Vergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren. Da ist natürlich das Ende auch der Freiheit. Darum muß um der Erhaltung und des Wohles aller, der Gesamtheit, willen die persönliche Freiheit des Einzelnen in gewissen Schranken gehalten werden. Es wäre eine Sache der persönlichen Freiheit und mir recht bequem, wenn ich mein Haus ein paar Schritte über die städtische Baulinie hinausbauen dürfte, aber ich darf es nicht. Es möchte mir von Vorteil erscheinen, in meinem Hause eine schöne Quantität von Pulver, Raketen, Dynamit und dergleichen harmlosen Spielwaren zu haben, aber ich darf es nicht. Es möchte mir behagen, in vollem Gebrauche meiner persönlichen Freiheit mich zu vermummen und in alten Weiberkleidern herum zu laufen, aber ich darf es eben nicht, trotz meiner persönlichen Freiheit, weil ich das Unglück habe, ein Mann zu sein. Ja, ich möchte gar auf die närrische Idee kommen, daß ich mit zwei oder drei Weibern glücklicher leben würde, als mit einer. Aber ich darf eben nicht.

Somit ist ganz klar, daß meine persönliche Freiheit beschränkt ist und zwar nach vielen Seiten hin. Aber wie kommt denn das? Ist

das nichts Weiteres als das Kommando irgend eines halbverrückten Querkopfes? Ist das nicht die reine despotische Willkür? Muß ich mir diese Beschränkung nur so ohne weiteres gefallen lassen?

Nein, keineswegs. Wenn du ganz allein in der Welt wärest, da wäre der Ausübung deiner persönlichen Freiheit eine grenzenlose Weite gelassen. Da könntest du in einem siebenfarbigen Rocke spazieren gehen und deine Friedenspfeife auf einer offenen Tonne Pulver rauchen, und dein Haus quer auf die Straße stellen, die du freilich vorher ganz mutterseelenallein hättest anlegen müssen. Aber — du bist eben nicht allein in der Welt, und wenn nur noch ein einziger Zweiter da wäre, so möchte es dazu kommen, daß dieser Zweite dir eine Beschränkung deiner persönlichen Freiheit ganz wirkungsvoll andemonstrieren würde. Aber die Sache steht auch gar nicht so, daß außer dir noch einer da ist. Vielmehr sind außer dir noch Tausende, ja Millionen da, und wenn die auf einander keine Rücksicht nehmen, sich unter einander ihre persönliche Freiheit nicht beschränken würden, so wäre das Resultat ganz einfach der Krieg aller gegen alle.

Unser keiner lebt nur ihm selber. Wir alle sind da gar nicht nur jeder für sich, sondern jeder für die anderen, alle für alle. Nur auf diesem Gedanken, auf der Anerkennung dieser Wahrheit kann ein geordneter Zustand sich auferbauen. Nur von diesem Standpunkte aus werden zuletzt die schweren sozialen Fragen ihre befriedigende Lösung finden. Um des Wohles aller oder des Ganzen willen wird die persönliche Freiheit des einzelnen beschränkt. Aber in dieser Beschränkung aller Einzelwillen liegt auch der persönliche Schutz für jeden einzelnen. Denn ich bin nicht allein in meiner Willkür beschränkt, sondern jeder andere auch. Also die mir in der Ausübung meiner persönlichen Freiheit gesetzte Schranke ist auch die Mauer, die mich gegen die Willkür anderer schützt. Diese Schranke ist das bürgerliche Gesetz, das — unter unserem Verhältnisse — von der geordneten Repräsentation des Volkes als Schranke, als Regel — Festgesetzte. Daran bricht sich die Willkür, der oft ganz unvernünftige Wille der Einzelnen, um der Erhaltung des Ganzen willen. Darum die Majestät des Gesetzes. Darum die Reaktion, die Rache des Gesetzes gegen den, der glaubt, seine persönliche Freiheit und Willkür über das Gesetz stellen zu dürfen.

Bekanntlich sehen wir schon bei niedrigeren Geschöpfen, die gesellschaftlich leben, eine gewisse soziale Ordnung. So bei den Bienen und den Ameisen. Jedes einzelne dieser kleinen Geschöpfe muß sich in die allgemeine Ordnung fügen. Nicht alle dürfen alles thun. Also nach dem Bedürfnisse des Ganzen hat sich jedes einzelne zu richten.

Nun hat aber der Mensch und die Menschheit noch ganz andere Bedürfnisse als die Tierwelt. Der Mensch ist nur fähig, gesellschaftlich wohl geordnet zu existieren, wenn nicht bloß seine natürliche, son-

dern ganz besonders die sittliche Seite seines Wesens die unerläßlich nötige Berücksichtigung findet. Wenn für diese höhere Seite nicht Sorge getragen wird, so werden die fleischlichen Triebe, die sinnlichen Neigungen und Begierden überherrschend, das heißt die Verwilderung, Vertierung tritt ein, und damit lösen sich die Bande der Ordnung, die Bedingung des Wohlstandes und des Friedens.

Es liegt also gar viel daran, daß die Mittel zur Erhaltung und Schärfung des sittlichen Gefühles allen, dem ganzen Volke, möglichst erhalten werden. Nun gibt es aber kein besseres Mittel, die Sittlichkeit aller zu fördern, als Gottesfurcht, wahre Gottseligkeit, welche in jedem das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott, dem obersten Gesetzgeber und Richter, weckt. Der irreligiöse Mensch ist nicht der Normalmensch, sondern eine Abart. Wahre Religiosität muß die Sittlichkeit von innen aus beleben, weil sie mich nicht nur an den Gesetzesbuchstaben äußerlich bindet mit Furcht vor Strafe, sondern weil ich das Gesetz, die Forderung des Guten, selber als das Rechte, als die Wahrheit erkenne und damit eins werde. Im Grundsatze des Guten finde ich dann meine Freiheit. Ich will selbst mit Lust, was das Gesetz will. Dazu soll mir der Gottesdienst, der Gedanke an Gott, der Umgang mit Gott, die Hinkehr zu Gott und göttlichen, heiligen Dingen dienen. Dem wirkt das werktägliche Weltgetreibe gar sehr entgegen. Die sonntägliche Feier, die sabbatliche Ruhe, die Andacht, das Eingetauchtwerden in das Element des Himmlischen, Göttlichen hilft aber zur Sammlung des inneren Menschen, zur sittlichen Stärkung. Die Wirkung mag beim einzelnen oft gering und schwach sein, aber ins große Ganze ist sie bedeutend. Daß unser amerikanisches Volk auf Sonntagsheiligung hält — wer will sagen, daß ihm das je zur Hemmung seines Fortschrittes geworden sei?

Eben darum, damit der Sonntag durch religiöse Feier seine sittliche Wirkung auf das große Ganze, auf das Volk ausüben und Segen stiften könne, muß er beschützt, und müssen feste Schranken gezogen werden, daß er nicht aufhöre, ein Mittel zu sein, um durch die Religion und den Gottesdienst sittlich fördernd auf das Volk einwirken zu können.

Wenn du um dieses großen, hohen Zweckes willen in der Ausübung, im Genusse deiner persönlichen Freiheit beschränkt wirst, wenn du der Musik im Biergarten, des Theaterbesuches und anderer Dinge am Sonntag entbehren mußt, solltest du nicht willig sein, um des hohen und unbedingt notwendigen Zweckes des Ganzen willen, dir die Beschränkung, die dir selbst wieder zum Besten ausschlägt, gefallen zu lassen?

Nur wer vergißt, welche Mächte im Weltleben Religion und Sittlichkeit sind, wird unter dem bestechenden Schein, für persönliche Freiheit zu kämpfen, gesetzliche Schranken niederreißen wollen, die sich

bisher für unser Volk heilsam erwiesen haben und auch künftig ein Bedürfnis und ein Segen sein werden."

Der Sonntag und die bürgerlichen Gesetze.

„Die Sonntagsfrage gehört in Amerika zu den vielbesprochenen, immer wieder auftauchenden Fragen. Obwohl zunächst eine religiöse und kirchliche Frage, greift sie doch tief in unsere allgemeinen sozialen Verhältnisse ein und ist überall eine nicht leichte Aufgabe der Gesetzgebungen in den einzelnen Staaten und in Munizipalverwaltungen. Es ist kaum ein anderer Punkt zu nennen, auf welchem sich Religiöses und Bürgerliches oder Staatliches enger berührten, als eben hier. —

Niemand leugnet, daß im großen und ganzen auch in diesem Lande die Sonntagsfeier viel von ihrer früheren Schärfe und Schroffheit verloren hat. Es wird keine Mutter mehr als Sünderin censiert, weil sie am Sonntag ihr liebes Kind küßt. Eine christliche Sonntagsfeier war das auch nicht, sondern weit mehr eine pharisäische (wir meinen hier das Wort gar nicht im Sinne des Heuchlerischen) Sabbatsheiligung. Da war jede Spur von evangelischer Freiheit verschwunden, und es war ein gesetzliches Treiben. Es war eine Religion der Furcht, nicht der Liebe, der Herzlichkeit und des kindlichen Vertrauens. Man muß das Christentum gänzlich mißverstehen, man muß es auf den Standpunkt einer Auffassung des Alten Testamentes, die selbst wieder eine falsche ist, herunterdrücken, um sein Wesen in solcher Gesetzlichkeit zu suchen. War unter einem solchen Gesetzestreiben der allgemeine Gesellschaftszustand besser als jetzt? Das glaubt niemand, der mit der Sittengeschichte jener Zeit genauer bekannt ist.

Niemand denke, daß wir darum dem zuchtlosen Radikalismus, der sich heutzutage gegen alles und jedes bürgerliche Sonntagsgesetz auflehnt, das Wort reden wollen. Gerade gegen diesen verderblichen Geist wollen wir ein Zeugnis unseres Teils ablegen, und dazu haben wir um so mehr Ursache, weil der deutsche Name mit diesen Tendenzen in die vielfachste Verbindung gebracht wird.

Leider ist gar nicht zu leugnen, daß namentlich die deutschen Eingewanderten überall, wo sie sich numerisch stark fühlen, strikteren gesetzlichen bürgerlichen Sonntagsordnungen einen sehr starken Widerwillen entgegenbringen. So besonders in unseren größeren Städten. Wundern wir uns nicht darüber. Die große Menge der deutschen Eingewanderten in denselben kommt aus den Kreisen des Handwerkerstandes oder der Fabrikarbeiter. Sie haben sich in den Städten des Vaterlandes oder auf ihren Reisen durch andere Länder an eine durchaus unkirchliche, nicht religiöse Feier des Sonntags längst gewöhnt. Freilich gab es im alten Vaterlande in vergangenen Zeiten auch einmal strenge Sonntagsordnung. Aber damit ist es unter dem Einreißen der besonders aus Frankreich unter die höheren Stände im

vorigen Jahrhundert importierten Irreligiosität längst anders geworden. In den großen Städten Deutschlands, in den fürstlichen Residenzen der alten Welt, des Kontinents unserer Zeit, sahen die deutschen Landeskinder alle Sonntage Militärparaden mit lautem Schall der Musik durch die Straßen ziehen, sahen die Lokale öffentlichen Vergnügens, die Biergärten, die Tanzsäle, die Theater offen. In letzteren fehlen ja gerade am Sonntage die fürstlichen Personen und die höchsten Würdenträger des Staates nicht. Unter solchen Beispielen, unter diesen Eindrücken wuchsen die Leute auf. Allerdings ist das Reich Gottes auch in Deutschland, und vieles und Großes geschah und geschieht dort bekanntlich für dasselbe. Auch gibt es in Deutschland nicht weniger herzlich und wahrhaft fromme Leute als in anderen Ländern auch. Aber die eben sind in Deutschland viel mehr als z. B. in Amerika die „Stillen im Lande"; ihre Zahl im Verhältnis zur Masse des Volkes ist, wie überall, verhältnismäßig klein, sie lieben das Reich Gottes und üben Gottseligkeit willig und freudig, aber eine puritanische Sonntagsfeier ließen sie sich darum nicht octroyieren. Ihr Begriff von evangelischer Freiheit ist ein anderer. So lieb und wert ihnen darum der Sonntag mit seinem heiligen Ernste und seiner gnadenvollen Wahrheit ist, so gerne sie ins Haus Gottes gehen, wenn sie geistgesalbte Predigt hören können, ein schottischer oder puritanischer oder amerikanischer Sabbat wird ihnen ihr deutscher Sonntag darum doch nie. Aber — wären sie in Amerika, und hätten sie sich hier eingelebt, mit dem gotteslästerlichen und sabbatschänderischen Benehmen der großen Masse ihrer eigenen deutschen Landsleute wollten sie darum nichts zu thun haben, sondern würden ernstlich dagegen protestieren.

Leider muß man es bekennen, daß die große Masse der Deutschen allerdings gegen die amerikanische Sonntagsordnung mit viel Widerwillen erfüllt ist. Wenn in einer Stadt von der Größe New Yorks, wo sich mehr als 150,000 eingewanderte Deutsche befinden, zum Zwecke einer Demonstration gegen die Feinde der Sonntagsgesetze etwa 1500 Menschen aus verschiedenen christlichen deutschen Gemeinden auf einen Sonntagabend zusammenbringen lassen, so ist das immerhin recht erfreulich. So geschah es erst vor einigen Wochen wiederum. Das Zeugnis einer solchen Versammlung fällt ins Gewicht. Die Sache lief auch, wie uns ein ihr befreundeter Augenzeuge berichtete, ganz gut ab, ja, „vielleicht nur zu gut, zu zahm." Aber — könnte man die anderen alle, die ganz anders denken und wollen, auch auf eine Versammlung zusammenberufen, und kämen sie—welch' eine Massenversammlung würde das werden!

Die Sache ist ganz einfach. Lange nicht alle Deutschen, die Glieder irgend einer christlichen Gemeinde sind, sind darum auch Freunde der amerikanischen Sonntagsordnung. Ja, — welches Interesse kann denn z. B. die römische Kirche an der strikteren Obser-

vanz des Sonntags haben? Oder wo hat sie es je gehabt? Sie erzieht auch ihre Glieder gar nicht dazu. Sie würde heute an Sonntagen glänzende Prozessionen mit aller Prachtentfaltung und mit rauschender Musik halten, wenn es ginge, aber es geht nicht. Daß es bald gehen werde — und noch viel anderes, ist die zuversichtliche Hoffnung in der römischen Kirche.

Also wir dürfen namentlich unter den Deutschen keineswegs auf alle Gemeindeglieder als auf Freunde der strengeren Sonntagsfeier rechnen. Wie viele aber sind denn im Verhältnis zur ganzen Masse auch wirklich Gemeindeglieder? Im ganzen sehr wenige. Vielleicht in den großen Städten aus 50—75 Seelen je eine einzige. Wir stehen lange genug auf dem Arbeitsfelde und mitten drin, um hierin uns ein Urteil zutrauen zu dürfen. Niemand wäre froher als wir, wenn's anders ausfiele. Und da rechnen wir obendrein noch alle mit ein, die zwar zu keiner Gemeinde eigentlich gehören, aber doch je und je den christlichen Gottesdienst besuchen. Das sind die glänzenden Resultate der Verbindung von Kirche und Staat, für welche so manche Kirchenregenten und staatsbesoldete Professoren der Theologie im alten Vaterlande noch so viel Rühmliches zu sagen haben.

Nun sagen wir aber von der furchtbaren Menge der Nichtkirchlichen, Widerkirchlichen und Antichristlichen, — ihrer ist Legion — daß der ganze helle Haufe mit den allergeringsten Ausnahmen der amerikanischen Sonntagsfeier mit ihren bürgerlich-gesetzlichen Ordnungen feindselig gegenübersteht. Sie sehen darin nur eine leidige Beschränkung ihrer Freiheit. Sie wollen am Sonntage ihre Lust haben — Fleischeslust, Essen, Trinken, Musik, Tanzen, Spielen, gesellige Vergnügungen aller Art, Theater, Bälle, Paraden, Kegelbahn, Scheibenschießen und dergleichen mehr.

Wundern wir uns nicht. Wenn ein Mensch am Hauptelemente des Sonntags, am religiösen, an der eigentlichen Substanz des Sonntags keinen Anteil nimmt, wenn er ihm nur Verachtung, Gleichgültigkeit und Haß entgegenbringt — was kann man anders erwarten, als daß der Sonntag mit seiner Stille und Ruhe und seinem ganzen ernsten Anstand einem solchen Menschen nur peinlich sein kann?

Die öffentlichen Blätter, nicht die religiösen, sondern die weltlichen, spiegeln den wirklichen Zustand der herrschenden Gesinnung und Geistesrichtung ihrer Leserkreise am besten ab. Nun fragen wir: Wo hat je ein weltliches deutsches Blatt in einer unserer großen Städte der amerikanischen Sonntagsordnung das Wort geredet? Ja, wir möchten fragen: Wo ist überhaupt ein solches Blatt je mit ernstem, sittlichem Sinn auf irgend eine große, das sittliche Leben des Volkes erfassende Frage eingegangen? Diese Blätter wissen, für was für Kreise sie schreiben. Sie könnten einen mächtigen, hebenden, veredelnden Einfluß äußern. Aber sie hüten sich wohl ernstlich, dem deutschen Volke ins Gewissen zu reden. Sie sind „Feinde der Re-

ligion aus Religion.“ Sind sie auch Feinde der sittlichen Hebung des deutschen Volkes „aus Sittlichkeit“?

Hand in Hand gehen unter den Deutschen die zwei großen Uebel: Sie bringen ihre Feierstunden und Ruhetage viel zu gerne im Wirtshause zu und nicht im Kreise der Familie und wirken dadurch schrecklich verderblich auf ihre Familien zurück in vielfacher Hinsicht; und sie sehen den Segen und die Bedeutung der Religion des Christentums für die Welt nicht ein, sondern Tausende und Abertausende halten sich für ausgezeichnet weise, wenn sie Christentum und Kirche verachten und verstoßen. Damit hängt die Sonntagsentheiligung zusammen. Verachtung des Christentums ist die Wurzel. Verwandlung des Sonntags in einen Fleischestag ist eine der schlimmen Früchte, die daraus erwachsen.

Auch über die oben berührte Versammlung, die zu Gunsten der strikteren Sonntagsgesetze in New York von Deutschen gehalten wurde, drücken sich deutsche weltliche Blätter der Stadt in demselben verächtlichen, antichristlichen Geiste aus. Eines derselben beruft sich sogar darauf, daß die Reihen derer, die gegen die neueren strengen Maßregeln des Staates und der Stadt kämpfen, so sehr gefüllt seien, daß diejenigen „Herren und Damen, welche sich am Sonntagabend im Cooper Institut versammelten, um ihre Zufriedenheit mit den jetzigen Zuständen auszudrücken, unmöglich als die Repräsentanten des deutschen Standpunktes zu dieser Frage betrachtet werden können.“ Dieselbe Zeitung sagt: „Die Majorität der Deutschen ist sich vollkommen klar über die Wahrheit des Ausspruches eines großen Mannes, dessen Autorität von jenen Herren und Damen am wenigsten in Abrede gestellt werden kann, daß der Mensch nicht für den Sabbat, sondern der Sabbat für den Menschen gemacht ist.“ Ein anderes jener Blätter kann sich nicht genug wundern, „daß es in New York möglich ist, eine deutsche Versammlung zu Gunsten des drückenden Accise- und Sonntagsgesetzes, welches gerade den Interessen und Rechten eines so großen Teiles unserer deutschen Bürger so nahe trete, zusammenzubringen.“ Die Zahl der dort Versammelten berechnet dasselbe Blatt zu 500—800 Seelen, und zwar „Männer, Weiber und Kinder.“

Englische Blätter machen darauf aufmerksam, daß die Deutschen in ihrer Opposition gegen die strikteren Sonntagsgesetze namentlich an den Irländern ihre Bundesgenossen haben. Man kann unmöglich sagen, daß das gerade sonderlich ehrenvoll für die Deutschen ist, daß sie in Beziehung auf diese so wichtige sittlich-soziale Seite unseres bürgerlichen Lebens sich mit den Irländern zusammenfinden. Es spricht dies für den Bildungsstandpunkt unserer Deutschen und besonders für ihre Einsicht in das in diesem freien Lande Notwendige und Heilsame keineswegs günstig. Wer an der ernsteren Auffassung des Sonntags unter uns rüttelt und auf die Abschaffung strikterer Sonntagsgesetze hinarbeitet, der greift eine der wesentlichsten Grundmauern

unserer öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt und eine der unerläßlichsten Bedingungen für die Erhaltung der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung unter uns an. Daß Irländer und Deutsche es ganz besonders sind, die sich der strikteren Sonntagsobservanz widersetzen, stellt denselben ein klägliches Zeugnis über ihren sittlichen und sozialen Bildungsstandpunkt aus. Daß namentlich nicht alle Deutschen in den Ton der Maulhelden, die aus dem Sonntag einen bloßen Tag der Fleischeslust machen wollen und mit bösem Gewissen — wenn sie überhaupt noch ein Gewissen haben — sich um die Emanzipation der Fleischlichkeit und die Schädigung des religiösen und sittlichen Lebens Sporen verdienen wollen, darüber kann man sich nur freuen.

Die theologische Betrachtung der Sonntagsfrage können wir hier ganz auf der Seite lassen. Es ist uns allerdings, trotz allem, was man vom Standpunkte evangelischer Freiheit gegenüber dem alttestamentlichen Gesetzesstandpunkt einwenden mag, von Bedeutung, daß die Heiligung eines Tages aus je sieben in die große Urordnung des Erdenlebens und Menschendaseins mit aufgenommen, dem Gesetz, in steinernen Tafeln geschrieben, längst vorangestellt ist. Mag die ceremonialistische Seite der Feier des Tages sich verändern, Christen, so lange sie Christen bleiben wollen, können nicht daran denken, die Feier desselben nur als eine Sache der Willkür und des Zufälligen und Gleichgültigen zu betrachten; der tiefere Grund bleibt doch die heilige Gottesordnung und Gottesstiftung. Eben als dies kommt auch der Sonntag zu uns; angethan mit der allerhöchsten Autorität, ist er der Ausdruck der Heiligkeit, aber auch der Weisheit und der Liebe des Schöpfers selbst.

Dies ist der Standpunkt, von welchem aus das amerikanische Volk die Sonntagsfrage betrachtet. Dies ist die allen gesetzlichen Bestimmungen und dem herrschenden öffentlichen Urteil hierin vorangehende Grundanschauung. Das ganze Volk steht in der von ihm in ihrem hohen Ernste mit praktischem Instinkt erkannten Sache auf dieser Voraussetzung. So wenig es dem Einzelnen eine besondere religiöse Ueberzeugung aufdringt, oder von ihm ein spezifisches religiöses Bekenntnis fordert, so hat doch das Volk als Gesamtheit in diesem dem Religiösen so nahe liegenden und engverwandten Punkte seine entschiedene Stellung genommen und jede Indifferenz abgewiesen.

Das ist ein wichtiger Punkt, den unsere deutschen Brüder sich lange nicht genug zu Herzen führen. So wenig in diesem unseren Lande Kirche und Staat durch gesetzliche Bande verkettet sind, so gewiß ist es doch, daß das Christentum Sache des amerikanischen Volkes ist, daß es Nationalsache ist. Gott helfe, daß es das immer bleibe. Tausende unserer Deutschen und darunter namentlich solche, die in vielfacher Hinsicht auf weltliche Bildung Anspruch machen dürfen, sahen das Christentum in Deutschland nur an als eine Staatssache,

nicht aber als Nationalsache und namentlich nicht als ihre Sache. Kommen sie hierher, so bringen sie die Meinung mit, weil der Staat hier an keine besondere Form des religiösen Lebens und des kirchlichen Bekenntnisses gesetzlich gebunden sei, so sei darum und damit die Nation grundsatzgemäß für nicht religiös, oder irreligiös erklärt. Würden sie sich aber einfach an die Thatsachen halten, die ihnen die nationale energische Kundgebung des christlich religiösen Bewußtseins hier täglich und besonders sonntäglich vor die Augen stellt, so möchte der trübe Nebel, der vor ihren Augen schwebt, verschwinden. In Deutschland ist Religiosität gerade unter der größten Masse der Gebildeten etwas verächtlich Beurteiltes geworden. In Amerika ist die Sache gerade umgekehrt. In Deutschland ist das Christentum unter den sogenannten Gebildeten, um mich eines physiologischen Ausdruckes zu bedienen, in der Rückbildung begriffen, in der Zersetzung und Auflösung, in der Verwesung, und Dr. Strauß und Konsorten sezieren den Leichnam. In Amerika aber ist es in freiem, frischem Leben, ohne den Staat und seine miserabelen Krücken. Es existiert, und daß es existiert in allem Ernste, das demonstrieren gerade auch unsere volkstümlichen Sonntagsgesetze. In Amerika kann man an ein christliches Volksbewußtsein appellieren vom Standpunkte positiven christlichen Glaubens aus. Daß es auch hier an wahrhaft ernster Frömmigkeit, an dem Wandeln gemäß dem frommen Bekenntnisse gar vielfach fehlt, ja daß eben, wo persönliche Frömmigkeit und kirchliche Haltung zur Respektabilität verhelfen, natürlich sehr viel frommer Schein mit unterläuft, das wissen wir gut genug. Aber gibt das dem andern Teil ein Recht zu seiner Verachtung des Christentums und der Frömmigkeit überhaupt? Laßt uns doch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Das Christentum in seiner von dem Staate losgerissenen Gestalt ist doch die gewaltige sittliche Macht im Bewußtsein und Leben des amerikanischen Volkes. Man gehe hier in irgend eine Massenversammlung der gemischtesten Art — welcher Redner wird sich erlauben, die Grundthatsachen, auf denen der Glaube ruht, und alle Grundsätze, die dem Christen heilig sind, spöttelnd anzweifeln zu wollen? Man höre einen der bekanntesten Lekturer, etwa einen Gough, der die Tausende seiner Zuhörer mit den lustigen Kindern seiner Phantasie in unwiderstehliches Gelächter fortreißt — plötzlich schlägt er einen ernsten, tief pathetischen Ton an, er führt uns hinein in das Heiligtum der tiefsten Erfahrungen der neubelebenden und bessernden Kraft des Wortes Gottes, der sündenrettenden Liebe Jesu Christi — unwillkürlich tritt die ganze Versammlung mit ihm in innige Sympathie, er rechnet darauf, er verrechnet sich nicht; er steht vielleicht auf den Brettern, über die sonst Oper und Tragödie und Lustspiel wandeln, aber er ist sich völlig bewußt, daß er die Masse seiner Zuhörer, die gar nicht kamen, eine Predigt zu hören, sondern sich zu amüsieren, in ein ihnen durchaus nicht fremdes, sondern ganz heimisches Gebiet hin-

einführt, daß er Akkorde anschlägt, die augenblicklich bei ihnen wiederhallen. Wo wäre dergleichen in Deutschland denkbar in einer durchaus gemischten Gesellschaft, die nicht um eines bestimmten religiösen oder kirchlichen Zweckes willen versammelt wäre? Da liegt's. In Amerika ist das Christentum Nationalsache. Es ist identisch mit dem ganzen Volksbewußtsein. Das ist zunächst der mächtige Boden, auf welchem auch unsere strikteren Sonntagsgesetze wurzeln. Das will unseren deutschen Freigeistlern nicht in den Kopf. Für sie ist das Christentum tot, und sie fürs Christentum. Sie wundern sich, daß es fürs amerikanische Volk lebt, und das Volk — trotz all seiner Gebrechen — fürs Christentum. Könnte irgend jemand, der es mit dem Volke der Vereinigten Staaten gut meint, demselben anraten, sich von diesen Geistern, die gerade im Wichtigsten, Heiligsten, dem Geiste des Volkes, in dessen Mitte sie Adoptivbürger sind, fremd sind und fremd bleiben wollen, sich ins Gängelband nehmen zu lassen? Es ist Schmach und Schande für den deutschen Namen, daß gerade in New York, freilich auch an andern Orten, das schamlose Benehmen vieler Deutschen an Sonntagen, ihr Widerwille gegen jede Heilighaltung des Tages, ihre karnale Brutalität und ihr frevelhafter Spottgeist den Unwillen, eine gerechte Empörung des christlich-sittlichen Gefühles bei der besseren Klasse der Amerikaner und der Deutschen selbst verursachen mußte. Niemand kann es mehr beklagen, als Deutsche, die wissen, daß im Christentum das Heil für jede einzelne Seele und für jedes Volk zu finden ist, daß unter ihren Landsleuten sich so viele finden, die sich von allen Fundamentalwahrheiten des Evangeliums losgerissen haben und dem Geist des Atheismus huldigen, unbekümmert um die praktischen, verderblichen Folgen. Soll ihrem Treiben, ihren demoralisierenden Tendenzen nicht kräftigst entgegengewirkt werden? Wollte Gott, diese Menschen, die ihren theoretischen Grundsätzen nach weit gefährlicher sind als Heiden, könnten christianisiert werden! Aber dazu sind leider keine Aussichten vorhanden. Wachen doch viele von ihnen mit Aengstlichkeit darüber, daß auch ihre Kinder vom Christentum und christlichem Unterricht so fern als möglich bleiben. Solchen Menschen gegenüber kann man nur durch weise Gesetzgebung und strenge Exekution der Gesetze dem bösen Einfluß, den sie ausüben, entgegenzuwirken suchen.

Nichts ist heuchlerischer, als wenn diese Feinde der rechten Sonntagsordnung in echt demagogischer Weise sich hinstellen, als reden sie aus reiner Teilnahme mit dem „armen Manne," mit dem vielgeplagten arbeitenden Volke, dem sie sein „unschuldiges Vergnügen" am Sonntage gönnen. Wir gönnen es ihm auch von Herzen. Aber daß er sein sauer erworbenes Geld am Sonntage unter den Lockungen tausendfacher Gelegenheiten verschwenden und verprassen soll, daß der Sonntag immer mehr in Saus und Braus verrausche, und jung und alt sich mehr und mehr an solche Sonntagsfeier gewöhnen, und

die Kassen der Vergnügungslokale aller Art sich füllen sollten, — nein, dagegen wollen wir im Namen des „armen Mannes" und im Namen der öffentlichen Sittlichkeit protestieren.

Ja, der „arme Mann" der zu so vielem herhalten muß, — wenn der doch bedächte, daß die Gegner der strikteren Sonntagsgesetze gerade unter der Maske der Freundschaft seine gefährlichsten Feinde sind. Lasset nur die Sonntagsgesetze fallen, werfet nur eine ihrer Stützen nach der andern um — was wird das Ende sein, wenn sie einmal alle gefallen sind? Wird der arme und arbeitende Mann thöricht genug sein, zu denken, daß, wenn einmal Sonntag ist wie Werktag, dann bessere Tage für ihn kommen werden? Nein, seine Seele und seine Person wird weniger gelten, als sie jetzt gilt; er wird arbeiten müssen auch am siebenten Tage. Wir kennen Welt und Menschheit gut genug, um davon so fest überzeugt zu sein, als wäre der Zustand schon eingetreten. Gottes heilige Ordnungen sind keine Regulationen einer kapriziösen Willkürherrschaft. Sie sind der Ausdruck der tiefsten Weisheit, die unsere Menschennatur und unsere Bedürfnisse aufs vollkommenste berücksichtigt. Sie sind der Ausfluß der herzlichsten Liebe, die jeden umfaßt, und gerade auch an den denkt, der des Schutzes eines liebevollen Gesetzes bedarf. Darum sagt Gott, daß wir am siebenten Tage ruhen und ihn heiligen sollen. Gott hat den Sonntag für den armen Mann gestiftet. Aber — recht verstanden, — ein armer Mann bin ich auch; und du auch mein Mitmensch, wer du auch seiest; und du, der du den Segen des Tages der Ruhe und der Heiligung nicht erkennst, und ihn anderen rauben willst, du bist der ärmste Mann!

Wir glauben nicht, daß irgend ein sittlich ernster Mensch zu finden ist, der nicht wüßte, daß unsere striktere Sonntagsfeier ein mächtiger Hebel der Religiosität und Sittlichkeit, ein Damm wider den Verfall des Nationallebens und eine starke Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ist. Was soll man von denen denken, die dawider mit frecher Stirne ankämpfen? Mancher Deutsche besserer Art hat schon gesagt, daß ihm im Anfang nach seiner Ankunft in diesem Lande die Sache ungewohnt, fremd, unbehaglich gewesen, daß er aber bald genug zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß gerade diese Weise, den Tag des Herrn zu feiern, für dieses Volk und dieses Land die rechte und die segensvollste sei. Es wird niemand in seinem Gewissen dadurch belästigt. Niemand wird eine besondere religiöse Ueberzeugung damit aufgedrungen. Die Gesetze, die hierin die Willkür des Einzelnen in die rechte Schranke weisen, sind nicht Gesetze einer Sekte, oder der ganzen Kirche. Sie sind geradezu der Ausdruck der Meinung und Gesinnung und des Willens der großen Masse des amerikanischen Bürgertums, sie sind Gesetze der bürgerlichen Obrigkeit, und kein Bürger verletzt sein Gewissen, wenn er der bürgerlichen Obrigkeit hierin Gehorsam leistet. Sie for-

dert wahrlich darin nichts Schlechtes von ihm. Das geben wir besonders denen zu bedenken, für welche die göttliche Seite des Gebotes ihre Bedeutung verloren hat.

Im Interesse des deutschen Namens, im Interesse des Christentums, im Interesse der heiligsten Güter des amerikanischen Volkes, im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt, im Interesse des Familienwohles und der sittlichen Bildung jedes Einzelnen, im Interesse der ganzen Zukunft und der providentiellen Bestimmung dieses Volkes legen wir unsern Protest ein wider die Bestrebungen aller, die auf die Abschaffung unserer bürgerlichen Sonntagsordnungen hinarbeiten und statt des christlichen Sonntags einen Tag des fleischlichen Lebens einsetzen wollen.“

(Lutherische Zeitschrift, Februar, 1867.)

Die evangelischen Zeugnisse.

Im Jahre 1863 gründete Dr. Schaff eine deutsche homiletische Monatsschrift unter dem Titel „Evangelische Zeugnisse“, die im Verlag von Jg. Kohler in Philadelphia erschien*). Die editorielle Verantwortlichkeit dieses Blattes ruhte großenteils auf Dr. Manns Schultern, da Dr. Schaff während der drei Jahre, die das Blatt existierte, mehrfach in Europa abwesend war. Dr. Mann that die Arbeit daran dem Freunde zuliebe, aber nicht mit besonderer persönlicher Begeisterung für die Sache, wie die folgenden Briefauszüge beweisen, in denen er sich darüber ganz unverhohlen ausspricht.

December 29th. 1862.

“There is every probability that by this time the Homiletical Journal will be in your hand. It appears to be a very decent looking creature and quite calculated to win hearts even by its outward form. I do not quite like that “in America,” I would have said “Nord-Amerika's”. But “de gustibus” — I see that your mind was pretty much in the same direction with mine in those homiletical aphorisms. Suggestive hints are very much needed in this field. But nowhere will teaching be of less avail than here. *Orator* (*et praedicator*) *nascitur, non fit* — as well as the poet. I am just now engaged in reading a work of the french professor Bontain on extempore speaking, which has confirmed me

*) Evangelische Zeugnisse aus den deutschen Kirchen in Amerika. Eine theologisch-homiletische Monatsschrift und Kirchenchronik, herausgegeben von Dr. Philipp Schaff, Professor der Theologie.

Mancherlei Gaben, aber ein Geist. 1. Kor. 12, 4.
Daß nur Christus verkündigt werde allerlei Weise.
Phil. 1, 18.
Christus alles in allem.

in that opinion. The work is admirable, full of the most suggestive remarks and keenest observations. But it makes a man feel, that what is not given by nature, can in this respect hardly be gained by art.

I am not able to make any promises as far as sermons, essays etc. for the journal are concerned. I have already too many irons in the fire. To write sermons is to me a horrible pensum, equalled only by the other one: to hear them or to read them, — my own included. I do not believe that our Lord ever intended to establish on earth such a sermonizing machinery as our Evangelical Church has become. But I know, I am a heretic."

February 13th. 1863.

"—The incurable sickness of most preachers and sermons is, with one significant word, the Langweiligkeit. In fact to be a truly interesting speaker in the pulpit, and to keep the people spell-bound for an hour, and to do the same thing with the same vigor and result every time, this indeed is no trifle, it requires no less than a genius. Taking this view of pulpit-oratory, it is much easier to be learned than to be eloquent.

Today I read a remark in the Neue Evangelische Kirchenzeitung, which as a German confession rather astonished me, viz. daß die ganze deutsche Predigtweise einer Umwandlung bedürfe. American Church-life has made me feel this long since. I fully realize the meaning of it. But the pulpit is not a thing on a separate basis. The change will depend on a great social and political change, a transformation of public opinion, relation of Church and State etc. At the same time I have a feeling that the great days for the pulpit are gone everywhere. The influence is a mere nothing in comparison to the power of the secular press and its leading articles. Faith in the word "ex cathedra" is a thing of the past. We listen in the churches now not so much to the enunciation of absolute truth as we expect to enjoy an intellectual feast of beautiful sentiments and clever criticism. Gott bessere es !"

April 7th. 1863.

"If you undertake Langes Bibelwerk I risk to advise that the homiletical part be omitted in the translation. It is of little value in this country, the home of practical sermons and instructive lectures."

May 19th. 1863.

"— To me it is a terrible undertaking to write a sermon. My written sermons appear to me as mere funeral sermons of the preached ones. Of course it is all habit. But, how ministers, — and many of them — may sit down every week to write two sermons, is more than I can comprehend.

Abgestandene Predigten zu drucken, is, in my eyes, a crime itself against good taste, but I do not feel myself in any way responsible for it and I avoided swelling its proportions by an effusion of my own mind. I wrote one sermon which lays in my desk since months to serve in case of need in the humble capacity of a Lückenbüßer. But I always found others willing to risk their trifling reputation and to look upon the Evangelische Zeugnisse as a pulpit of larger dimensions wherein they probably committed a very innocent mistake."

Trotz dieser Aversion gegen gedruckte Predigten (die ihn nur dann und wann einmal am Lesen einer Predigt von Beck oder Schleiermacher Geschmack finden ließ) hat er doch an den „Evangelischen Zeugnissen" dem Freunde wieder treulich mitgeholfen, nicht bloß durch einzelne Predigten, die er dafür lieferte, sondern auch durch Beiträge zu der Kirchenchronik. Darunter war von ganz besonderem Werte ein im September 1864 geschriebener Nekrolog von Albert Knapp, der als Stadtpfarrer zu St. Leonhardt in Stuttgart seinem elterlichen Hause so nahe gestanden, und dem er in diesem Aufsatze ein schönes Denkmal seiner Wertschätzung gesetzt hat. Wir entnehmen demselben die folgenden Schlußworte:

Albert Knapp als Liederdichter.

„So wert uns nun auch Knapp ist als Liedersammler, so ist er uns doch noch lieber als Liederdichter. Darin lag doch die größte Gnadengabe, mit der er, dem so vieles gegeben war, gesegnet wurde, um anderen geistlichen Segen zu bringen. Hier tritt das Originelle seines Wesens erst recht hervor. Aber hier ist auch gerade der Punkt, wo sich am meisten zeigt, wie die Natur bei ihm so ganz der Gnade untergeordnet wurde. Man kann sagen, daß alle Lieder Knapps geistliche Lieder sind. Das spezifisch-religiöse Element ist das allherrschende. Mag er uns die Schönheit einer Landschaft oder das Gedächtnis längst entschwundener irdischer Größen vorführen, was es auch sein mag, des Nahen oder des Fernen, des Kleinen oder des Großen, überall wird alles in den Gegensatz der Sünde und der Gnade, der Welt und des Weltheilandes gestellt. Unendlich weit ist das Feld, über welches Knapp die Fittiche der Poesie schwang. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit gestaltete sich jeder Eindruck, den

seine Seele aufnahm, zu poetischer Form. Andere wären um des unbarmherzigen Messers der Kritik und um des persönlichen Ruhmes willen haushälterischer gewesen mit ihrem Reichtum, und manche haben bei sparsamer zugemessenen Mitteln durch weises Zuratehalten und ängstliches Ausfeilen reichere Lorbeeren geerntet. Das lag Knapp nie am Herzen. Er wußte, so viele, die mit ihm im Glauben eins waren, freuten sich seiner Gaben, und das war ihm genug. Die Hauptsache aber hat er in der Dedikation „Dem Erlöser" als das Motto alles seines Gesanges ausgesprochen schon in der ersten Ausgabe seiner „Christlichen Gedichte" (1829), und er ist diesem Motto treu geblieben bis an sein Ende. Da sagt er:

Vor Deinem Throne liegt mein Saitenspiel,
Du bist's, o Herr, der ihm die Töne leihet;
So sei Dein Ruhm auch meines Liedes Ziel,
Und Deiner Treue jeder Laut geweihet.

Unendlich vieles ist es, was Knapp, von diesem obersten Gesichtspunkte geleitet, gesungen und besungen hat. Manche seiner Gelegenheitsgedichte sind eben als fliegende Blätter ausgegangen. Einzelnen seiner Gedichte ist der echteste Stempel der Genialität aufgedrückt, wie z. B. jenem auf Goethe's Tod.

Vielleicht das Bleibendste aus allem, was uns Knapp in Liedern gegeben hat, sind neben einigen Kirchengesängen jene lieblichen Schilderungen christlicher Lebenszustände und geistlicher Erfahrungen. Es ist eine reiche, tiefempfundene Lyrik der innern Natur. Wer etwas weiß von der Umwandlung des Herzens, vom Kampfe der Buße, von der Liebe zum Heilande, von der Sehnsucht, von Sünde und Welt frei zu werden und in der seligen Gemeinschaft mit Gott in Christus befestigt zu sein, wem diese Vorgänge des inneren Menschen nicht fremd sind, der muß sich durch so manches Gedicht Knapps höchst erquicklich angesprochen fühlen. Bekenntnisse, die der Dichter aus sich heraus ablegte, sind jedem mit ähnlichen Erfahrungen Vertrauten aus der Seele gesprochen. Aus einem tiefen Gefühle des Unbefriedigenden aller Lust und Pracht der Welt, des Friedestörenden alles Treibens und Suchens in ihrer Eitelkeit sind diese Lieder geflossen. Eine große Innigkeit und Natürlichkeit zeichnet sie aus, und manche von ihnen gehören zu den schönsten Blüten der deutschen geistlichen Dichtkunst. Namentlich von einzelnen Dichtungen aus der Frühlingszeit des geistlichen Lebens, in denen sich der ganze Kampf und Segen der innern Umwandlung des Dichters so herrlich abspiegelt, muß dies gesagt werden. — — — —

Alles Große in Schöpfung und Geschichte, alles Herrliche und alles Wehmutsvolle im Leben hat sich in Knapp's reichem Geiste gespiegelt. Alles fand in ihm den poetischen Wiederhall. Ihm war's Genuß, zu dichten. Aber in den Chor der Welt hat er nicht mit eingestimmt. Dort hätte der Hochbegabte reichlich Ehrenkränze gesammelt.

Er legte sein Ich und seinen Ruhm nieder am Kreuze Christi. So stand er entschieden da in dieser unserer matten und widerchristlichen Zeit, vom eitlen Wesen der Welt bekehrt zum lebendigen Gott und mit hohen Gaben ausgerüstet, die Brüder zu stärken. Nun singt er dort im Chor der Seligen. Wir aber freuen uns über ihn, daß ihm seines Herzens innigster Wunsch geworden, den er einst in der Jugend kräftigsten Jahren betend ausgesprochen:

Und so wünsch' ich, ew'ge Güte,
Für mein Leben eine Blüte,
Einen Ruhm an meinem Grabe:
Daß ich Dich geliebet habe!"

Kommentar zum Neuen Testament.

Mehr als drei Jahre lang von 1864 bis 1867 arbeitete er an der deutschen Uebersetzung eines englischen Kommentars zum Neuen Testament für die „Amerikanische Traktatgesellschaft". Aber es war dies eine sehr unsympathische und unbefriedigende Arbeit für ihn. Das Gefühl, daß dort ein anderer Geist herrschte, und daß er es Männern wie Dr. Rauschenbusch, dem Baptisten, und Dr. Seybert, dem Presbyterianer, beim besten Willen nicht recht machen konnte, kam immer mehr zum Durchbruch bei ihm. So viel wir wissen, ist die Arbeit in der Form, wie sie aus Dr. Manns Feder kam, nie zur Veröffentlichung gekommen. Er hat selbst seine Eindrücke von der Sache in folgenden Freundesbriefen rückhaltslos ausgesprochen.

October 3d. 1864.

"I made a beginning of transforming the New Testament Commentary of the American Tract Society into German. You know well enough what a difficult matter it is, to transform English, such English, such theological English into anything like good fluent German. It is not the words and the language, but it is the whole manner of thinking, of looking at things, where the difference rests. I feel that for the Germans something according to their own genius should be given. But I shall try to forget my German feelings in this undertaking and reproduce the English Original in the best form I can in German. It will lead some of our Germans here and there just into that English channel of thinking and viewing which represents the predominant current of American life."

7. März 1867.

— „Würde ich mich durch mein erneutes und gründliches Studium des Neuen Testaments für meine Arbeit am populären Kommentar der Amerikanischen Traktat-Gesellschaft nicht reichlich entschä-

digt halten, so könnte ich sie nur als labor improbus verwünschen. Nun bin ich damit soweit, daß mir nur noch die Briefe Jakobi und Judä und die Apostelgeschichte übrig bleiben. Daß dieser Kommentar für die Deutschen im allgemeinen gar nicht taugt, das weiß ich seit langer Zeit. Aber ich hatte die Sache unternommen und wollte sie durchführen, Verlust ist es keiner für mich, wenn aus der Publikation nichts wird."

Wie er überhaupt in jenen Jahren nach verschiedenen Seiten hin unermüdlich litterarisch thätig war, zeigt folgender Brief vom 14. Februar 1866.

"— I am now working, I may say, almost day and night and my soul is in it. Thus far I also feel well enough. I believe giving up working would be with me a suicidal measure. I always prepare myself closely for the recitations in the Seminary, write every week for the Lutheran, more for the Lutherische Zeitschrift of Brobst, continue the translation of the Tract Society's Commentary on the New Testament, keep up some correspondence and at the same time perform my various and burdensome duties as a Pastor and find yet a little, a very little time for light reading. America, thou art a glorious country! If a man does not learn usefully to employ his time and rationally to spend his life in this land of a great present and a miraculous future, he is lost to virtue. But true it is, that whoever will not be active in this country might as well be off the stage."

Jg. Kohlers Familien-Bibel.

Mit großer Lust und Herzensfreude arbeitete er um jene Zeit an der schönen Ausgabe der Familienbibel, die in Jg. Kohlers Verlag in Philadelphia erschien. Zwei und ein halbes Jahr lang war er mit diesem Werke beschäftigt. Er unterzog die Parallelstellen und Kapitel-Ueberschriften einer gründlichen Revision, schrieb kurze Einleitungen zu den verschiedenen Büchern mit den nötigsten geschichtlichen und andern Winken, die dem Leser das Verständnis erleichtern sollten. Ein besonders wertvolles Stück seiner Arbeit aber ist die Vorrede, die das Datum des 1. Oktobers 1864 trägt, und über deren Charakter und Inhalt er lange mit sich zu Rate gegangen war. Sie ist eine der schönsten Empfehlungen und Apologieen des teuern Bibelbuches und verdiente es, als ein besonderer Traktat für sich gedruckt und tausendfach verbreitet zu werden.

S. K. Brobsts theologische Monatshefte.

Von 1868 bis 1873 schrieb er auch mehrere Beiträge für die in jenen Jahren erscheinenden „Theologischen Monatshefte", in denen

Pastor Brobst mit großen persönlichen Opfern den Theologen unserer lutherischen Kirche einen Sprechsaal darbieten wollte, um ihre Differenzen offen und brüderlich zu verhandeln und dadurch den Weg zu besserem Verständnisse und, wo möglich, zu schließlicher Einigung zu bahnen. Hier war es, wo besonders durch die Artikel der Gebrüder Fritschel die Position der Missouri-Synode in der Lehre vom Wucher und von der Gnadenwahl einer scharfen Kritik unterzogen wurde. Auch Dr. Mann geriet gleich durch seinen ersten Beitrag in eine litterarische Fehde mit einem missourischen Pastor. Derselbe griff nämlich seine Thesen über das Fundamentale im Christentume und das dieselben begleitende Referat, das im Auftrage der Synode zu einer Lehrbesprechung für dieselbe ausgearbeitet worden war, ziemlich heftig an. Im ganzen hat aber Dr. Mann an den theologischen Monatsheften keinen besonders regen Anteil genommen. In den sechs Jahren ihres Bestehens lieferte er nicht mehr als sechs Beiträge.

Lutheran Church Review. Albrecht Ritschl.

In den letzten acht Jahren seines Lebens half er noch fleißig mit an der von den Alumni des theologischen Seminars herausgegebenen Vierteljahrsschrift "The Lutheran Church Review". Die Themata, die er darin behandelte, gehören hauptsächlich in das Gebiet der Philosophie, der Zeitgeschichte und der Ethik. Eine Reihe von eingehenden Artikeln schrieb er über Albrecht Ritschl und seine Theologie, in die er sich noch in seinen alten Tagen mit bewundernswerter Ausdauer und Spannkraft hineingelesen, und die er dem Verständnisse und der Beurteilung unserer jüngeren Theologen nahe zu bringen suchte. Sein Urteil über den Ritschlianismus ist, wie sich erwarten läßt, kein zustimmendes. Er sieht in dieser Richtung eben den Versuch, zwischen moderner Philosophie und dem alten Kirchenglauben ein Kompromiß zu schließen, und den Schwerpunkt des Christentums ganz und gar in das Gebiet der Ethik zu verlegen. Einige Freundesbriefe geben seine Anschauung in kurzer, prägnanter Form, in der sich das Resultat seiner Untersuchung scharf und treffend zusammenfaßt:

April 16th. 1889.

"The death of Ritschl will help to develop the strength or weakness of his school within a few years. I do not think that his originality, his peculiar conception of religion and Christianity is so great as to rule supremely over a large class of theologians for a long term. He is not a genius as a Schleiermacher was. In spite of all his pretense of driving Metaphysics out of theology, his own theological system is a compromise between modern philosophy and the traditional creed. He presents christian teachings in a form which ac-

commodates itself to modernem Denken und sittlichem Fühlen and wherever he finds this accommodation impossible he throws the tenets of the creed over board, not philosophy. He attempts to give a certain satisfaction to the demands and wants des christlich-gläubigen Gemüts, but essentially transforms the substance of the creed, for instance in the dogma of justification. If St. Paul is right Ritschl is wrong and vice versa.

1. Mai 1890.

„— Ich habe mich in Ritschls „Rechtfertigung und Versöhnung" sehr vertieft und versuche, sein christliches Lehrsystem in Artikeln für die "Lutheran Church Review" einem englischen Leserkreise nahe zu bringen. Das ist bei der verquickten, geschraubten Sprache des Mannes gerade keine leichte Arbeit. Und wenn man sich in seinen eigentümlichen Gedankenkreis hineingelebt hat, so findet man zuletzt doch nur bei allem Schein der Erfassung des spezifisch Christlichen ein schwammiges, unsicheres Resultat, einen Subjektivismus, der am Ende doch nur auf eine Illusion ohne objektive Realitäten hinauslaufen mag. Es ist ein Christentum, dem Zeitgeiste zurechtgelegt. Aber unleugbar hat Ritschl am Christentum Seiten hervorgehoben, die zwar nicht unbekannt und doch in ihrem Werte für das Leben sehr verkannt waren. Da steckt etwas Bedeutsames zwischen dem Socianismus und Schleiermacherianismus redivivus des Mannes drin. Man möchte aus dem großen dreibändigen Werke als ethisches Resultat den Gedanken ziehen: Das Christentum, eine Aufgabe und Leistung."

Febr. 20th. 1892.

"— Ritschl seems to me a real theological intriguant, who, under pious deceiving phraseology, introduces very unbiblical and unevangelical notions. He poisons the younger generation. O theology! „Es ist in ihr so viel verborgenes Gift; und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden."

— May be, advanced years give my mind a pessimistic taint."

Die Lehre der Zwölfe.

An den gelehrten Arbeiten seines Freundes Dr. Schaff nahm er allezeit, und so auch noch in den letzten Jahren seines vielbeschäftigten Lebens den regsten, verständnisvollen Anteil. Besonders interessierte ihn die wertvolle Arbeit des New Yorker Kirchenhistorikers über das von Bryennius a. 1883 in Konstantinopel herausgegebene Büchlein: *Διδαχὴ τῶν δώδεκα* (die Lehre der Zwölfe), das von Dr. Schaff in einer trefflichen Uebersetzung mit historischen Anmerkungen und Einleitung

in New York veröffentlicht wurde. Dr. Schaff setzt diese Schrift an die Schwelle der apostolischen und patristischen Zeit, etwa ums Jahr 90 nach Christo. Seine Ausgabe derselben ist ohne Zweifel die wertvollste für den Theologen und den christlichen Leser überhaupt.

Dr. Mann schreibt darüber unterm 16. April 1889 (da schon die dritte Auflage erschien) wie folgt:

"Of late I was profoundly interested in reading your Διδαχή. I am fully convinced that nothing superior to your work on this subject is in the market. Your views are very sober and convincing. You are not writing in behalf of any school or party or preconceived notions of any sort. Of course I had read the Διδαχή before, time and again. Your book did not change my impression received long ago. It is almost inconceivable that the christianities (sit venia voci !) of a St. Paul, St. John and of this little book and of his fellow christians could co-exist in that first century and that out of those great differences catholic Christianity should finally have arisen. What the Διδαχή offers is positively a very meagre thing, poor in spirit, in a bad sense of the word. If this sort of Christianity practically was alive in Syria or anywhere, the teachings of St. Paul or St. John or St. Peter could never have been heard, much less appreciated in that region. Provided the writings of those three Apostles are transmitted to us in the epistles bearing their name, I consider it a shame and a falsehood to call the Διδαχή the teaching *of the Apostles*. It is rather an exposition of how they did not teach. Of course the Διδαχή may be the work of a man who was of no intellectual strength, of a weak-minded Presbyter in some out-of-the-way place, who gave here his own conception of Christianity and—may be—the representative of a very limited circle. The pity is, that a document, exhibiting such a totally emaciated form of Apostolic Christianity, should ever have found credit in the Church. The only redeeming feature in it appears to me to be a certain soberness which distinguishes it favorably from a "Pastor Hermae" and the extravagant features of other Apostolic Fathers.

Amerikanische Kirchengeschichte.

Seine wichtigsten litterarischen Arbeiten der letzten zwölf Jahre seines Lebens gehörten dem Gebiet der amerikanischen und speziell der pennsylvanischen Kirchengeschichte an. Dahin gehören solche Schriften wie „Vergangene Tage; aus den Zeiten des Patriarchen Dr.

H. M. Mühlenbergs.“ „Ein Aufgang im Abendland.“ „Leben und Wirken Wm. Penns;“ „Die gute alte Zeit,“ und vor allem die neue Ausgabe der „Halle'schen Nachrichten“ und der stattliche Band “Life and Times of Henry Melchior Muehlenberg”. Diese Studien und die Schriften, die ihnen entstammen, waren nun freilich etwas ganz anderes als das, was in früheren Jahren seine Feder produzierte. In jenen frischen, geistreichen Artikeln seiner früheren litterarischen Periode galt es kein mühseliges Durchforschen alter Dokumente und Zeugnisse. Da trug er alle seine „Quellen“ in sich selbst, in der reichen Vorratskammer seines nie versagenden Gedächtnisses, und die Gedanken kamen und sprudelten wie frische Brunnen lebendigen Wassers. Hier aber galt es, in ein endlos-mühseliges Detail-Studium sich zu vertiefen, dessen einzelne Punkte aus alten staubigen Folianten und vergilbten Kirchenregistern ans Tageslicht gefördert werden mußten. Aber auch diese trockene und oft ermüdende Arbeit hat an ihm einen ganzen Mann gefunden. Obwohl ihr Horizont verhältnismäßig enge begrenzt war, fand er die Arbeit doch äußerst anregend und belehrend. Im November 1879 kommt er zum erstenmale in einem Freundesbriefe auf diese Arbeit zu sprechen und bittet auch Dr. Schaff um Auskunft über Quellensammlungen. „Habe im letzten Jahre ein ziemlich bedeutendes historisches Material durchgearbeitet und mit einem Gebiete mich ordentlich vertraut gemacht, das mir ziemlich ferne lag.“ Und als im Jahr 1886 das erste Heft der neuen Ausgabe der Halle'schen Nachrichten veröffentlicht wurde, schrieb er: „Es steckt viel Mühe des Suchens und Sammelns dahinter, für die man vom lieben Publikum blutwenig Dank und Anerkennung davonträgt.“ Er selbst aber hatte doch persönlich viel Lust und Liebe zu diesem Werke und auch viel Freude und Befriedigung an dem, was er als Frucht seiner fleißigen Forschung der Kirche bieten konnte. „Wenn man dergleichen einmal recht gepackt und ein Stück Leben daran hingegeben hat, so wird man darin verliebt und gewinnt eine andere unbegreifliche Freude daran. — Was doch ein Reiz darin liegt, dem Allerunbedeutendsten, auch Allertrockensten nachzugehen und auch das allerkleinste geschichtliche Item mit Andacht zu pflegen, wenn man sich erst einmal der Sache mit Liebe hingegeben hat.“

Dr. Manns Mitarbeiter bei diesen umfassenden kirchengeschichtlichen Quellenstudien waren Dr. Germann in Windsheim, Deutschland, und der im Jahre 1888 heimgegangene Dr. Beal M. Schmucker. Der erstere beschaffte hauptsächlich das Material aus den Archiven in Halle, wo er Tausende von Seiten abschreiben ließ, die er dann Dr. Mann zusandte. Der letztere hatte in einem Zeitraume von etwa dreißig Jahren überall aus Kirchenbüchern und Registern ein reiches Material kirchengeschichtlicher Notizen gesammelt, das der neuen Ausgabe zu gute kam. Für diejenigen, die Dr. Mann und Dr. Schmucker näher kannten und ihre beiderseitigen hohen Gaben zu schätzen wußten,

war es eine ganz besondere Freude und Befriedigung, diese Männer, die sonst so verschieden veranlagt waren und in ihren kirchlichen Anschauungen einander oft scharf gegenüberstanden, am Abend ihres Lebens in so schöner Eintracht für dieses der Kirche so wertvolle Werk verbunden zu sehen. Je länger sie in dieser Liebesarbeit Hand in Hand miteinander gingen, um so mehr lernten sie einander gegenseitig verstehen, lieben und schätzen.

Es erscheint uns als eine besonders beachtenswerte göttliche Führung, daß Dr. Mann in den reifsten Jahren seines Lebens zu diesen Studien in amerikanischer Kirchengeschichte und besonders dieser Biographie des Patriarchen Mühlenberg berufen wurde. Wie er uns da in der stillen Arbeit der Studierstube das Lebensbild des teuren Gottesmannes gezeichnet hat, in dem alle Parteien den besten Typus von amerikanischem Luthertum anerkennen und verehren müssen, da hat er uns die kostbarsten Bausteine für die künftige Einheit unserer Kirche in diesem Abendlande zusammengetragen. Auf Mühlenbergs Standpunkt sollte und könnte die ganze lutherische Kirche Amerikas früher oder später sich zusammenfinden.

Liebesarbeit in der deutschen Gesellschaft, im Gefängnisse, Hospital und Diakonissenhause.

Neben all seinen endlosen Arbeiten als Pastor, Professor und Schriftsteller fand Dr. Mann auch noch Zeit, sich in hervorragender Weise an verschiedenen Werken der Menschenliebe zu beteiligen, die nicht direkt in Verbindung mit seinem kirchlichen Amte standen. Er war ein treues, thätiges Glied der deutschen Gesellschaft, ein weiser Ratgeber bei allen ihren Unternehmungen und viele Jahre lang der Vorsitzer des Bibliothek-Komitees. In dieser Eigenschaft leistete er der Gesellschaft vorzügliche Dienste durch seine umfassende Belesenheit in englischer und deutscher Litteratur, seinen guten Geschmack und sein gesundes, treffendes Urteil.

Auch der pennsylvanischen Gefängnis-Gesellschaft gehörte er, wie sein Vorgänger an der Zionskirche, Dr. Demme, gliedlich an, und war immer sehr treu und pünktlich in seinen Besuchen bei den Gefangenen in ihrer Einzelhaft. Er führte eine genaue Liste der deutschen Gefangenen, mit den Nummern ihrer Zellen und dem Datum seiner Besuche, die fast ausnahmslos von Woche zu Woche gemacht wurden.

Dem deutschen Hospital diente er in seinem Verwaltungsrate seit 1883. Es war nämlich dem weitblickenden und unermüdlich thätigen Freunde und Präsidenten dieser Anstalt, Herrn John D. Lankenau, gelungen, die von ihm lange und sehnlichst gewünschte Verbindung zwischen dem Hospitale und der Kirche ins Werk zu setzen. Auf sein Ansuchen trat im Jahre 1881 Pastor Späth, zunächst als einziger Vertreter der lutherischen Kirche in den Verwaltungsrat ein. In den

folgenden zwei Jahren wurde dann die wichtige Charter-Veränderung durchgeführt, welche dem Ministerium von Pennsylvanien drei Vertreter im Verwaltungsrat des Hospitals zusichert. Darauf hin wurden Dr. Mann und der Pastor der deutschen St. Pauluskirche auch noch in den Verwaltungsrate gewählt. Er diente dem Hospitale und seit 1888 auch dem Diakonissenhause, dem Mary J. Drexel Home, mit großer Hingebung und wahrem Herzensinteresse, und es war gewiß kein Wort zu viel gesagt, wenn die Behörden beider Anstalten nach seinem Tode in dem Ehren-Zeugnis übereinstimmten, daß er „stets bereit war, seine überlegene Intelligenz und seine persönliche Kooperation für die Verbesserung und gute Verwaltung der ihnen anvertrauten Institutionen einzusetzen."

Zwölftes Kapitel.

Reisen und Heimgang.

Europäische Reisen von 1867—1890. — Reisebriefe aus dem Jahre 1867. — Der Heimgang. — Die Leichenfeier. — Schlußwort.

Die Reiselust, von der wir schon im Anfang unserer Erinnerungsblätter aus der Knaben- und Jünglingszeit unseres Freundes berichtet haben, hat er im reifen Mannesalter und an seinem Lebensabend noch reichlich befriedigen dürfen, indem er nicht weniger als viermal den Atlantischen Ozean kreuzte, das erste Mal im Jahre 1867, dann 1875 und zuletzt in den Jahren 1889 und 1890, da er seine leidende Frau zu den Karlsbader Heilsquellen hinüber brachte. Aus der zweiten dieser Reisen, die er in einem beinahe 300 Seiten großen Tagebuche für die Seinigen ausführlich beschrieben hat, gibt das Memoir seiner Tochter Emma höchst charakteristische und wertvolle Mitteilungen. Ebenso aus der Reise des Jahres 1889, die ihn tief hinab nach Unteritalien führte. Wir geben hier noch einige Reisebriefe aus dem Jahre 1867, welche vielleicht am stärksten die Eindrücke zeichnen, welche die alte Welt nach zwei und zwanzigjähriger Abwesenheit beim ersten Wiedersehen auf ihn machte.

Aus der Ferne.

No. 1.

Atlantisches Meer, Schiff „Deutschland", den 23. Juni 1867.

Herr Pastor Brobst!

„Briefe wollen Sie von mir, lieber Bruder, Reisebriefe. Bald gesagt, aber besonders auf einem Schiffe, das in allen Fugen erzittert, und wo es gilt, mit der einen Hand die Feder zu führen, mit der andern das Papier zu halten und das davonlaufende Tintenfaß auf dem Wege mit Arrest zu belegen, sehr schwierig auszuführen. Vielleicht noch schwieriger ist es, hier seine Gedanken zu sammeln, und am schwierigsten etwas Neues zu sagen, oder etwas Lesenswertes aus einer Reise, die nur über das einförmige Weltmeer führt. Wenn Ihnen jemand dreitausend Meilen der chinesischen Mauer in einem Panorama vorführen würde, was würden Sie dazu sagen?

Uebrigens hatte diese Einförmigkeit für uns diesmal doch ihre eigentümlichen Reize. Es war doch ein ununterbrochen ruhiges Meer, so ruhig wenigstens, als von einem Meere zu erwarten ist. So haben wir also viele Ursache, recht wohl zufrieden zu sein und Gott zu danken, daß nun, früh morgens am zehnten Tage unserer Fahrt, die südliche Küste Englands vor uns liegt. Vor Jahren waren die Leute ganz vergnügt, wenn sie nach 50 oder 60 Tagen Land erblickten, jetzt wollen ihnen schon wenige Tage über das breite Atlantische Meer unerträglich lang erscheinen. Man fühlt die Last einer aufgezwungenen Unthätigkeit in diesem rastlosen Zeitalter doppelt schwer. Ein Schiff ist doch nur ein schwimmendes Gefängnis. Könnte man sich mit ernsteren Studien abgeben, so wäre der Aufenthalt angenehmer. Das ist aber nur denen möglich, die an das Schiffsleben gewöhnt sind. Wir Land-, Stadt- und Stuben-Menschen finden angestrengtere geistige Thätigkeit im Schiffsraume äußerst schwierig, beinah unmöglich. Alle Leute, die ich hierüber befragte, beklagten dasselbe. Die ungewohnte Bewegung, das Schaukeln des Schiffes, das durch die Gewaltsarbeit der Dampfmaschine verursachte stete Erzittern des ganzen Baues wirkt störend auf die Gehirnthätigkeit. Ein wohl unterrichteter Mann sagte mir, daß er auf dem Meere stets nur seines halben Gedächtnisses Herr sei. Wer wird auch unter einem perennierenden Erdbeben studieren können? Beim Schiffsbeben läuft's auf dasselbe hinaus.

Dagegen zum Beobachten hat man die allerbeste Gelegenheit. Und merkwürdiger ist dem Menschen doch nichts als der Mensch. Den kann man auf einem Schiffe recht wohl belauschen. Er ist beinahe gezwungen, uns stille zu halten. Er ist auch in einer Lage, wo er ganz geneigt ist, sich schneller an- und aufzuschließen. Man ist auf

einen engen Raum zusammengedrängt. Man bedarf der Unterhaltung. Williger schmiegt sich einer dem andern an. Gar bald gibt sich jeder rückhaltslos als das, was er ist. Wahrlich, ein Schiff mit ein paar Hundert Reisenden ist eine kleine Welt, wie es eine fliegende Brücke zwischen Weltteilen ist. So war's auch mit unserem Fahrzeuge. Da gab's in der That in gar verschiedener Hinsicht eine Oberwelt und eine Unterwelt und einen Mittelzustand. Da gab's Japhetiten, und da gab's Semiten — ich mag doch Israels Söhne und Töchter so heißen — die Fülle. Da gab's Deutsche von allen Farben, schwarz-rot-gold und schwarz-gelb und schwarz-weiß und alle Zwischenschattierungen. Da gab's Amerikaner, Engländer, Mexikaner, Spanier — wer zählt all' ihre Namen! Da gab's Adelige und Unadelige, Edle und Unedle, Gute und Böse, und das kreuzte sich gar bunt durcheinander. Konnte auch jeder Geselle finden, was ihm etwa am verwandtesten war. Da war reiche Auswahl. Mir war der tägliche Umgang mit einem jungen Prediger aus dem Westen, der zur ferneren theologischen Ausbildung nach Deutschland ging, äußerst willkommen und anregend. Man redet doch am liebsten mit jemand, der ein Mitgenosse an Freuden und Leiden ist, und der nicht bloß ein Europäer oder Amerikaner und dergleichen mehr, sondern ein Christ ist und von dem Wichtigsten und Besten zeugt in demselben Geiste, der unserem Geist Zeugnis gibt. Auf der andern Seite war mir die Unterhaltung mit einem tüchtig gebildeten und besonders in orientalischer Sprachkunde höchst bewanderten jüdischen Gottesgelehrten sehr interessant und vielfach belehrend. Vielen anderen Reisegenossen muß ich es mit anerkennendem Danke nachsagen und gerade auch solchen, die anderen Glaubens waren und recht wohl wußten, mit wem sie es bei mir zu thun hatten, daß sie mich und die Meinen mit ganz ausgezeichneter Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelten und mir viele Unannehmlichkeiten der Reise erleichterten. Das thut in der Fremde gar wohl.

An Stille war dort, als man die Arche unseres Schiffes mit dem wundersamsten Allerlei füllte, und das schrille Pfeifen die reisefertige Ungeduld des Dampfers verriet, natürlich nicht zu denken. Die fand sich mir nachher. Aber damals wogte ein Menschenstrom und brauste um das Schiff her. Es wollte kein Ende nehmen. Welch' ein Lärm — ! Auf dem Schiffe spielte schon eine Musikbande, eine andere zog heran mit einer ganzen „Prozession", und so tönte es ineinander und gegen einander. Das war nämlich der Ehrenabschied eines braven Fleischers, der nach Europa zog. Seine Standesgenossen hielten dabei ein wahres Jubiläum, und die Champagnerflaschen knallten von der Werft gegen das Schiff her. Freuten sich die Leute, daß der Mann ging? Andere Geschöpfe hätten mehr natürlichen Anlaß gehabt zur Freude. Indessen jeder nach seinem Geschmacke. Andere freilich anders. Da gab's herzliche, ernste letzte Worte, tausend Grüße, manch' schmerzliches Lebewohl und manche bittere Thräne.

Doch — die Brücke wird aufgezogen, die Schraube dreht sich, das Ufer zieht vorüber — da stehen die Lieben noch — lebt wohl, und Gott mit euch und uns, hinab geht's mit dem Strome entlang der Weltstadt und der herrlichen Bay — die Sonne strahlt freundlich, und die Musik intoniert im rechten Momente die alte, wehmütig liebliche Melodie „So leb denn wohl, du stilles Haus" — Und nun — bald weicht das Land zurück, und wir fühlen bereits den kräftigeren Wogenschlag des Atlantischen Meeres. Lebt wohl — auf Wiedersehen!"

Aus der Ferne.

No. 2.

Stuttgart, 3. Juli, 1867.

„Wundern Sie sich nicht, lieber Bruder, wenn ich in meinen Briefen vom Zehnten auf das Hundertste, und vom Hundertsten auf das Tausendste komme. Das ist's ja gerade, was das Eigentümliche am Reisen ausmacht, besonders in unseren Zeiten, in denen man wie im Zauber von einem Punkte auf der Landkarte zum andern fortgerissen wird, und Entfernungen sich verlieren, wie es uns im Traume ergeht.

Ich nahm Sie das letzte Mal mit aufs Schiff und aufs Weltmeer. Jetzt führe ich Sie schon mehr nach dem südwestlichen Ende von Deutschland. Nie ist mir das liebe Vaterland kleiner vorgekommen. Von Bremen nach Stuttgart, das galt in früheren Zeiten für eine ansehnliche Strecke. Ich erinnere mich noch recht wohl, wie die hiesigen Handelsherren einst einen wehmütigen Abschied von Weib und Kind nahmen, wenn sie zur Messe nach Frankfurt abreisten. Von den einen wurden sie beneidet, daß sie von der weiten, schönen Welt so viel sehen dürften. Die andern begleiteten sie mit lebhaftem Mitgefühl, daß sie Tage und Nächte im „Eilwagen" sich sollten herumwerfen lassen und so mancher Gefahr ausgesetzt seien. War's ja doch ein Abschied auf manche Tage. Vollends nach Bremen — das war nun gar der äußerste Punkt am deutschen Horizonte und nur durch den etwas mysteriösen Ruf des Bremer Ratskellers wurde die fremde Stadt dem Bewußtsein der lieben Süddeutschen näher gebracht. Nicht zu vergessen ist, daß, wer nach Frankfurt oder Nürnberg oder Berlin oder wer überhaupt über die scharfgezogenen Grenzen des lieben württembergischen Herzogtums oder nachherigen Königreiches, dieser geographisch armseligen Ausgabe eines Reiches, hinausging, — und wenn er mitten ins deutsche Vaterland hineinreiste —, eben ins „Ausland" gereist war. Es war so in allen übrigen „Deutschländern". Es hat aber hierin ein merkwürdiger Umschwung stattgefunden. Geographisch ist Deutschland scheinbar kleiner geworden, national aber wirklich bedeutend größer. Jenes fühlt man, wenn man in etwa 18 Stunden von Bremen nach Stuttgart gelangt. Die-

ses, wenn man sich über das Verhältnis der partikulären Heimat zum Gesamtvaterlande mit den Leuten unterhält.

Der Eindruck, welchen Deutschland auf den ganz Fremden oder auf den durch lange Abwesenheit Fremdgewordenen macht, ist ein durchaus günstiger. Man wird auf die angenehmste Weise überrascht. Da ist nirgends ein Zeichen von Abgelebtheit oder von Zurückbleiben hinter der Zeit. Ueberall ist eine früher nicht gewohnte Thätigkeit und Regsamkeit und ein nicht zu verkennender Unternehmungsgeist. Bewegt sich auch manches noch in schwerfälligeren Formen büreaukratischer Administration, so ist das doch mehr noch der Rest früherer Zeit, als das Bestreben, den Geist durch solche Formen drunten zu halten. Auch liegt eine Sicherheit und Kontrolle des Geschäftsganges und des Beamtentums darin, woran das Gute darin nicht darf verkannt werden. Die materiellen Interessen des Volkes werden von seiten der Regierungen offenbar möglichst gefördert. Es ist in allen Stücken so viel Freiheit gegeben, als irgend zu wünschen ist. Die Regierungen lernen mehr und mehr einsehen, daß die Zeit der dynastischen Regierungsformen vorüber ist, und daß nicht das Volk um der Regierung willen, sondern die Regierung um des Volkes willen da ist.

Die Folgen des vorjährigen Krieges, soweit ich bisher darüber Urteile vernahm, werden als gut und heilsam angesehen. Wenn die süddeutschen Staaten sich an Oesterreich anschlossen und gegen Preußen Front machten, so geschah das auf dem Boden der noch bestehenden Bundesverfassung aus einem gewissen Rechtsgefühle, das durchaus würdig war. Zugleich wirkte zur Erregung mißtrauischer Gedanken gegen Preußen gar viel das gewaltthätige, verfassungsmäßige Formen und Schranken mißachtende Verfahren Bismarcks. Hierin aber haben sich besonders in Württemberg die Ansichten viel geändert. Bismarck ist gegenwärtig der größte Mann in Europa. Napoleon hat in der öffentlichen Meinung furchtbar verloren in den letzten Jahren. Würde Preußen heute zu einem Kampf gegen ihn und Frankreich auffordern, der Kampf würde mit Begeisterung vom deutschen Volke aufgegriffen und geführt werden. Auch erwarten manche Leute, die mit der herrschenden Strömung der Geister wohl bekannt sind, einen solchen Kampf im Laufe weniger Jahre. Der ganze Einfluß Frankreichs ist heutigen Tages in Europa und besonders in Deutschland nicht entfernt, was er vor hundert oder noch vor fünfzig Jahren gewesen ist. Das ist eine sehr bedeutungsvolle Umgestaltung. In demselben Verhältnisse, in welchem Frankreich zurücktritt, muß der Einfluß Deutschlands als einer nationalen und geistigen Macht steigen.

Mehr als je zuvor beschäftigt die Frage über das Verhältnis von Kirche und Staat die Gemüter. Natürlich ist man für eine Trennung beider keineswegs vorbereitet. Aber Anfänge dazu treten vielfach heraus. Daß es eine Lüge sei, den Staat einen christlichen zu nennen, so lange nicht einmal die Gesellschaft es ist, das wird im-

mer besser erkannt. Die Kirchenregierungen können auch dem Eingreifen der Sektiererei nicht wehren. Nur der gesunde Sinn des Volkes selbst kann hierin helfen. Versuche von seiten der Amerikaner, welche Deutschland als ein heidnisches Land ansehen und in methodistischem Sinne als Missionsfeld behandeln möchten, wirken bisher allerdings nicht ins Große und sind numerisch äußerst unbedeutend. Doch werden da und dort einzelne hingezogen, und die Geistlichen der Landeskirche müssen sich dazu treiben lassen, dem Volke über mancherlei ans Herz zu reden oder das Verständnis zu öffnen, das bisher dem Gesichtskreise ferne lag. Das hat auch sein Gutes. Daß Kirchenglieder, die etwa mit den Methodisten zum Tische des Herrn gehen, sich nicht mehr als Glieder der Landeskirche ansehen können und alle Folgen dieses Schrittes, damit die aktuelle Exkommunikation auf sich bringen, muß den Leuten klar gemacht werden. Es muß ans Licht treten, daß diese fremdartigen Missionsbestrebungen inmitten der vaterländischen Kirche nur gegen die Kirche feindselig gemeint sind, und daß es reine Heuchelei ist, sich dabei hinzustellen, als gehe man mit den Dienern der Landeskirche Hand in Hand. Man will eben Methodisten aus den Leuten machen. Dann sind sie, was sie sein sollen. Die Regierungen der einzelnen Landeskirchen werden sich veranlaßt sehen, den Predigern in den Gemeinden in manchen Stücken mehr Freiheit in ihrem kirchlichen Amtsverwalten zu gewähren, denn die bisherige administrative Routine wird in die Länge nicht ausreichen. Etwas mehr Lebendigkeit im Verhältnis zwischen Prediger und Gemeinde, etwas mehr Freiheit in der gegenseitigen Stellung beider, etwas mehr Rechte auf seiten der Gemeinde — das alles wird kommen, ja, es ist, die Gegenwart verglichen mit der Vergangenheit, bereits vorhanden.

Ueber unsere amerikanischen Kirchen- und Gemeinde-Zustände den guten Leuten im Vaterlande die Augen zu öffnen, ist keine leichte Sache. Ueberhaupt sind die Vorstellungen von republikanischen Verhältnissen bei manchen Leuten, die gar nicht zu den Ungebildeten gehören wollen, noch schrecklich verwirrt. Es wird ihnen so schwer, sich zu denken, daß unter demokratischer Verfassungsform Ordnung vnd Sicherheit herrschen könne. Dazu tragen die sogenannten deutschen Demokraten, die man aber mit der demokratischen Partei in Amerika ja nicht verwechseln muß, gar viel bei. Daß ein deutscher respektabler Pastor in einer amerikanischen Gemeinde bleiben möge, scheint hier vielen unfaßlich. Ich mußte hören: „Die Leute können Sie ja jeden Augenblick fortjagen und mit Ihnen anfangen, was sie wollen.“ Als ich entgegnete, es sei bei solchem Zustande allerdings sehr auffallend, daß im Laufe eines Jahrhunderts mehrere meiner Amtsvorgänger an meiner Gemeinde 30 bis 40 Jahre ruhig auf ihrem Posten geblieben seien, und daß sie Männer waren, die die höchste Achtung genossen, daß ich selbst schon 17 Jahre auf meinem Posten stehe und

mich vor dem Davongejagtwerden gerade nicht sonderlich fürchte, da kam ihnen das gar auffallend vor. Doch begriffen sie den Unterschied zwischen einem zufällig zusammengeblasenen Haufen und einer auf kirchlichem Boden und in synodaler Verbindung stehenden, gehörig disziplinierten Gemeinde. Menschen, die Amerika oberflächlich kennen lernten und nur um die äußerlichsten Dinge sich dort bekümmerten, verbreiten in Deutschland die schiefsten Ansichten. Ich weiß, daß Deutsche Jahre lang in Amerika gewesen sind und von den religiösen und kirchlichen Zuständen des Landes so wenig wußten und verstanden, als der Mann im Monde. Solche Leute sind ganz geeignet, nur die Begriffe zu verwirren. Sie selber hatten für Christentum und Kirche kein Herz und nahmen am Leben der Kirche und der Gemeinde keinen persönlichen, herzlichen Anteil. Wie wollen sie über das kirchliche und religiöse Leben in den Vereinigten Staaten urteilen? Sie haben den tiefsten Herzschlag des nationalen Lebens in Amerika gar nicht belauscht.

Indessen kann nicht geleugnet werden, daß die neue Welt in den Augen der alten Welt im Laufe der Jahre bedeutend gestiegen ist. Bekanntlich hatten die Deutschen, besonders während des vierjährigen Secessionskrieges, ihre Sympathie entschieden der Unionssache geschenkt. Sie sind noch jetzt darauf stolz. Sie haben auch manches Vorurteil gegen Amerika abgelegt. Die Abschaffung der Sklaverei war namentlich in Deutschland für die Amerikaner noch ein größerer Triumph in der öffentlichen Meinung als die Erhaltung der Union. Aber man verargt es hier den Amerikanern, daß sie so wenig freundschaftliche Gesinnungen gegen Deutschland und die Deutschen öffentlich an den Tag legen, wohl aber gegen Frankreich noch so mannigfach liebäugeln, das in der Zeit der Not die Auflösung unserer Union so gerne gesehen hätte. Frankreich lebt im Auslande noch von altem Ruhme und glänzenden Traditionen. Deutschland hat angefangen, sich neuen zu erwerben. Mit Deutschland könnte Amerika um so mehr sympathisieren, weil ein so großer Teil seiner tüchtigsten, brauchbarsten Bürger aus Deutschen besteht, weil in Deutschland viel mehr wirkliche politische und kirchliche Freiheit herrscht, als im napoleonischen Frankreich, und weil in Sachen der Volkserziehung Deutschland, dies Heimatland der Reformation, als Ganzes protestantische Interessen repräsentiert, Frankreich dagegen römische, das sollte auch nicht vergessen werden.

Ansichten, Urteile, Meinungen habe ich Ihnen diesmal gegeben. Man wird so viel gefragt über Amerika, man muß so gar viele Meinungen hören. Die alte und die neue Welt liegen weit auseinander — geographisch und sozial. Aber sie berühren sich tausendfach, sie lernen sich besser verstehen, allmählich fällt manches Vorurteil, und man wird sich gegenseitig näher gerückt zum Vorteil beider Teile.

Sie wollen mehr Reisebeschreibung, mehr Erfahrung aus dem

Wanderleben? Vielleicht ein andermal. Ich habe viel Liebliches erlebt, viel Schönes gesehen. Es liegt manches Lichtbild in der Tiefe meiner Seele.“

Aus der Ferne.

No. 3.

Stuttgart, den 10. Juli 1867.

„Sie wissen wohl, lieber Bruder, daß Reisende im Grunde genommen nichts anderes mitteilen können, als Eindrücke, die sie empfangen, und die der Natur der Sache nach mehr oder weniger unsicher sein mögen. Es hängt dabei so viel von Zufälligkeiten ab, und eben darum machen Mitteilungen, die aus solchen oft zufällig empfangenen Eindrücken hervorgehen, gar nicht den Anspruch, für zuverlässig und ausreichend gelten zu wollen.

Das bitte ich besonders zu beherzigen, wenn ich von dem rede, was sich mir aus dem reichen Gebiete des religiösen und kirchlichen Lebens in meinem engeren Vaterlande bisher dargeboten hat.

Wenn man sich hier unter Leuten verschiedener Art bewegt, so sollte man kaum glauben, daß aus diesem Volke, oder aus der Mitte der deutschen Landsleute überhaupt jene Verächter des Christentums und jene Feinde der Kirche und der kirchlichen Zucht und Sitte hervorgehen können, denen wir so oft unter unseren Landsleuten in der neuen Welt begegnen. Ich habe hier in verschiedenen Kreisen Anlaß gefunden, über das Gebahren derer, die meinen, in Amerika die rechte und echte deutsche Bildung zu repräsentieren, und die sich eben auf ihre Emanzipation von Christentum und Kirche viel einbilden, etwas nähere Auskunft zu geben, und dabei mich auf Thatsachen, wie sie in den Vereinigten Staaten wohl genug bekannt sind, zu berufen. Die lieben Deutschen in der alten Heimat wollen es gar nicht glauben, daß sie solche Landsleute haben. Sie werden mit einem wahren Abscheu erfüllt, wenn man ihnen Beispiele von den Offenbarungen jenes Lästergeistes wider Christus und Seine Kirche aus dem öffentlichen Leben in Amerika vor die Augen stellt. Leider lassen sich die Thatsachen nicht leugnen, und sie stehen auch gar nicht so vereinzelt da, daß man sie als bloße, ganz abnorme Ausnahmen anzusehen hätte. Daß die Obrigkeit solchen entsittlichenden Ausbrüchen und Kundgebungen nicht kräftig begegnet, daß der Begriff der Freiheit sich in Amerika praktisch so weit ausdehnt, das können die Leute hierzulande am allerwenigsten begreifen. Da ist nun doch nicht zu vergessen, daß jene frechen Religionsspötter und Lästerer unter den Deutschen, die besonders jede, auch die keineswegs schroffe, in herbem Buchstabendienste befangene, unfreie Sonntagsheiligung bekriegen und aus dem Sonntage eben einen Tag der Fleischlichkeit machen wollen, doch auch Deutsche sind, daß sie ihre Grundsätze nicht erst in Amerika erzeugen, sondern sie aus der

alten Welt mitbringen. Also hier ist des Uebels Quelle zu suchen, wenn auch viele freilich nicht im engeren heimatlichen Kreise, sondern auf dem Wanderleben ihr bißchen Respekt vor Religion und Christentum abwerfen und den hellen Leichtsinn und die Verachtung alles Heiligen dafür in den Kauf nehmen.

Ich habe mir die Sonntagsfeier hier angeschaut und kann nicht leugnen, daß der Eindruck, den ich empfing, besser, günstiger war, als ich zuvor erwartet hatte, so viel auch vorhanden ist, was mich sehr unangenehm berührt. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist ein Fortschritt zum Besseren gegen früher nicht zu leugnen. Es geht in den Straßen am Sonntage im ganzen sehr stille und ruhig zu. Allerdings entführen die Eisenbahnen gerade an diesem Tage einen ziemlichen Teil der Bevölkerung, und hierzu gibt die Obrigkeit selbst Anlaß, denn sie verwaltet die Eisenbahnen und ordnet die Extrazüge für die Sonntage nach beliebten Vergnügungsplätzen selbst an. Freilich geht es auch hier dann doch ganz anders zu, als in Amerika. Die Leute sitzen in den schönen öffentlichen Gärten, machen von den Zielpunkten der Fahrt aus Nachmittagsspaziergänge nach hohen, schönen Punkten, genießen der köstlichen Landschaft, der herrlichen Aussicht, ergötzen sich in der freien Natur, erfreuen sich an Gesang und Musik, und die Sache artet doch nicht leicht in Wildheit und Roheit aus. Die Deutschen können sich nun eben einen Sonntag nicht denken, ohne ihn zugleich als einen Tag der leiblichen Erquickung und Erholung anzusehen. Erholung aber ist dem Deutschen ganz vorzüglich Naturgenuß und Kunstgenuß. Dazu ist auch in dem lieblichen Lande die herrlichste Gelegenheit gegeben, und die Leute empfangen in dieser Hinsicht für geringe Preise viel Besseres, als ihnen in Amerika, namentlich in großen Städten, um viel Geld zu bieten wäre.

Die Geschäftslokale der Stadt — mit Ausnahme der Wirtshäuser — finde ich am Sonntage durchschnittlich geschlossen. Freilich sitzen Obstverkäuferinnen da und dort an Ecken von bedeutenden Straßen und bieten die in diesem Jahre außerordentliche Fülle der süßesten Kirschen, Himbeeren, Johannisbeeren u. s. f. um wahre Spottpreise an. Frauen können nun eben einmal in Deutschland selten in Gesellschaft müßig sitzen, und wenn man solche, die mit uns vielleicht kaum zuvor vernommene christliche Predigt mit dem lebhaftesten Anteil besprochen, darauf aufmerksam macht, ob sie es denn für recht halten, die Stricknadel auch am Sonntage durch die Finger laufen zu lassen, so kann man ihnen kaum das Gewissen damit verwunden, ja, sie entgegnen uns vielleicht, daß sie durch ihr Stricken an geistlicher Sonntagsfeier ja wahrlich nicht gestört werden, auch sei es ihnen dabei nicht um den irdischen Vorteil zu thun, aber die Hände können sie nicht so müßig hinunterhängen lassen, und den lieben Gott denken sie dabei gar nicht zu beleidigen. Mit einem Worte, sie sind gegen puritanische Vorstellungen luft- und wasserdicht verschlossen und wer-

den's auch noch eine gute Weile bleiben. Aber Gott behüte mich, daß ich ihnen darum alles christliche Erkennen und Leben absprechen wollte! Das bemerkte ich an Leuten, die überhaupt religiös angeregt sind und das Reich Gottes lieben, daß sie alle miteinander sonntägliche Theater, militärische Paraden und dergleichen mehr, und besonders auch die von der Regierung selbst angeordneten sonntäglichen Extravergnügungszüge der Eisenbahn verurteilen.

Von einer Reaktion des puritanischen Wesens auf das Deutsche ist kaum eine Spur zu sehen. Ich mag die von meinem vieljährigen Freunde Dr. Schaff vor ein paar Jahren veranlaßte Gründung einer nach amerikanischem Vorbilde eingerichteten Sonntagsschule in Stuttgart gar nicht zu solchen Symptomen rechnen. Ich habe dieselbe auf Aufforderung hin besucht und an einem Sonntage mit Gebet eröffnet. Es ist gewiß ein erfreuliches Werk. Etwa vierhundert Kinder besuchen die verschiedenen Abteilungen derselben; eine zweite ähnliche Sonntagsschule ist von anderer Seite her in Angriff genommen, und etwas Gutes wird gewiß damit erzielt. Allerdings wird von seiten der kirchlichen Behörden für den christlichen Unterricht der Jugend mit Ernst gesorgt. Die von den Predigern gehaltenen Kinderlehren an Sonntagen und Werktagen müssen von den betreffenden Schul- und Altersklassen besucht werden. Es steht in Beziehung auf den christlichen Jugendunterricht besser, als es vor Jahrzehnten stand. Gleichwohl haben Sonntagsschulen, nach amerikanischer Art geführt, ihr Gutes und dienen auf deutschem Boden dazu, das Laienelement mehr und mehr in die Mitthätigkeit am kirchlichen Leben hereinzuziehen. Da aber ist die schwerste Aufgabe angedeutet, welche die Kirche in Deutschland vor sich hat, wenn sie in eine freiere Gestaltung ihres ganzen Wesens und Lebens eingehen will. Der Sinn für eine Selbstregierung der Kirche und Gemeinde ist nicht erschlossen. Daß die Masse aller nominellen Kirchenglieder, die am wahren Wesen der Gemeinde selbst keinen Anteil nimmt, zur Mitregierung herbeigelassen werde, daß also die Masse der in christlicher Hinsicht ganz Gleichgültigen die geringere Zahl des religiös Belebten, wahrhaft Angeregten völlig überstimmen, überherrschen werde, das ist die Gefahr. Eine Presbyterialverfassung auf solche Grundlage hin, vollends mit einer Konsistorialverfassung aus konservativen Rücksichten gar zusammengekettet, das ist ein Unding. Ich fürchte, daß das hierzulande keineswegs gehörig erkannt und gewürdigt wird. Staatskirchliche Gewohnheit hat in langer Verjährung den Unterschied zwischen denen, die nur äußerlich, und denen, die innerlich zur Kirche gehören, viel zu sehr verwischt. Wird es da nicht endlich doch zu einem ernsten, radikalen Bruche kommen müssen?

In hohem Grade wohlthuend ist es, mit vielen, höchst würdigen Leuten bekannt zu werden, die sich ganz offen zu Christus bekennen, unbekümmert um die Meinung der Welt. Es ist mir das begegnet

mit Aerzten, Juristen, feingebildeten, zum Teil sehr reichen Kaufleuten. Die Zahl solcher Männer ist auch nicht unbedeutend. Sie stehen mit einander partieenweise in freundschaftlichen, engen Beziehungen. Auf ganz vertrautem Fuße stehen mit ihnen die christlich gesinnten Prediger der Stadt, die sich nach inneren Affinitäten bald an diese, bald an jene Seite gesellschaftlich näher anschließen. Es ist das ein sehr freundlicher und geistig belebter Verkehr, der durch wöchentliche Abendversammlungen, wobei dem geselligen und auch dem leiblichen Bedürfnisse wohlberechtigte Rechnung getragen wird, noch besonders Ausdruck erlangt. Da werden nun die Fragen der Zeit, des Staates, der Kirche, des öffentlichen Lebens durchgesprochen auf Grundlage christlicher Anschauung, und der Ton ist keineswegs engherzig und schroff richterisch. Man lernt dabei manches, wird durch Besprechung klarer und kommt sich gegenseitig näher. Dabei bewegt man sich freier, während bei uns in Amerika alles alsobald einen geschäftsmäßigen, unfreien Anstrich nimmt. Das gesellige Verkehren von Laien und Predigern in Erholungsstunden, deren wir alle bedürftig sind, hat ebenfalls sein Heilsames.

Es muß gesagt werden, daß Christus auf allen Kanzeln Stuttgarts ernstlich und gläubig als der Sohn Gottes verkündigt wird. Das war nicht in allen vergangenen Zeiten zu rühmen. Die Sonntagsfeier wird auch besonders durch sehr fleißigen Besuch der Vormittagsgottesdienste bethätigt. Ein solcher Gottesdienst etwa in der alten, ehrwürdigen, großen Stiftskirche, die sich jeden Sonntag um den in der christlichen evangelischen Welt so wohlbekannten Prälaten Kapff sammelt, ist auch in der That wahrhaftig erhebend. Die mächtigen, dröhnenden Glocken schlagen an und hallen, wie ein himmlisches Unisono, über Stadt und Thal hin. Die Menge strömt zusammen. Die großen, weiten Räume, die Stühle und Gänge und die Gallerien füllen sich. Da ist alles zusammen — Vornehme und Geringe, Reichbegabte und die Allerärmsten, Herren in feinem Schmuck und eine Menge von weiblichen Personen in einfachster, schwäbischer Tracht, selbst ohne die geringste Kopfbedeckung, im schlichten Haarschmuck, Landleute, die von weither gekommen — alle, alle kommen, um mitzufeiern. Der Glockenchor verhallt, ein mildes Licht fällt durch die glasbemalten, herrlichen, hohen Fenster, alles ist stille — da bricht die gewaltige Orgel herein, wie Wogen braust es durch die gotischen Gewölbe herab über die Gemeinde, ein ernstes Gefüge von Tönen, kein tändelndes, schablonenmäßiges Spielen — da schweigt die Orgel, und der Chor begann — es war hier gerade Reformationsfest in Erinnerung an die Uebergabe der Augsburgischen Konfession — rhythmisch den alten Preisgesang „Ein' feste Burg ist unser Gott'' — dann greift die Orgel wieder drein und trägt die Gemeinde weiter in tausendstimmigem Gesang. Ich bemerkte, daß die Zwischenspiele gänzlich aufgehört haben, nur die einzelnen Verse werden durch einige

wenige Akkorde übergeleitet. Von der Süßlichkeit und Ziererei des amerikanischen Orgelspiels, durch welche zu gesundem kirchlichen Gefühle erzogene Ohren, besonders in englischen Kirchen, oft beleidigt werden, ist da keine Spur. Da ist von unseren deutschen Meistern viel zu lernen. Besonders bemerkte ich auch, daß der Gang des Gesanges an rascher Bewegung gegen frühere Zeiten entschieden gewonnen hat. Wenn doch der letzte Organist, der orgelt schneckengangmäßig, als ob jeder Gottesdienst, auch ein Jubelfest, eine Leichenfeier wäre, und der letzte Prediger, der predigt als ob der, der die Auferstehung und das Leben ist, nicht gekommen wäre, bald ausgeorgelt und ausgepredigt hätte!

An der Form des Gottesdienstes ist mir hier noch vieles ungenügend. Selbst in dieser herrlichen, altehrwürdigen Stiftskirche nicht einmal das liturgische Gebet im Altar, geschweige ein Dreingreifen der Gemeinde durch Responsorien. Es ist eine störende, vom Orgelspiel und Gesang schroff abstehende Formlosigkeit. In der Schloßkapelle wurde doch das Gebet am Altar, der eigentlichen Stätte dieser geistlichen Darbringung, verlesen. Da fehlt noch viel an der Entwickelung rechten kirchlichen Sinnes.“

Aus der Ferne.

No. 4.

Stuttgart, den 15. Juli 1867.

„Denken Sie nur nicht, lieber Bruder, daß es leicht ist, in Deutschland tüchtige Leute und namentlich tüchtig theologisch ausgebildete Leute für den Kirchendienst in Amerika zu gewinnen. Untaugliche, gefährliche Subjekte will man natürlich nicht in der neuen Welt, obwohl Deutschland solche auch abgeben kann. Solche Leute, die man in Deutschland wohl brauchen kann, läßt man nicht gerne gehen. Namentlich in Württemberg sind die obersten Kirchenbehörden in gegenwärtigen Zeiten gar nicht geneigt, wackere junge Leute aus dem Kirchendienste im engeren Vaterlande zu entlassen; selbst das Reisen ins Ausland auf längere Zeit wird ihnen nur sehr vorsichtig gestattet. In Beziehung auf Amerika herrscht aber das entschiedenste Mißtrauen, daß man die, welche einmal in den Kirchendienst dort getreten sind, im alten Vaterlande so bald nicht wieder zu sehen bekomme. Man ist also geradezu nicht gewillt, ihnen Urlaub dorthin zu erteilen. Wenn man bedenkt, daß in Württemberg die meisten Theologen, auf Kosten der württembergischen Kirchenstiftungen kostenfrei erzogen und ausgebildet werden und offenbar zu Gunsten des vaterländischen Kirchenbedürfnisses für den Kirchendienst im engeren Vaterlande so wird man auch billig genug sein, das gute Recht der Kirchenbehörden anzuerkennen, wenn dieselben nicht gut dazu sehen, daß junge Männer sich auf Kosten des Vaterlandes ausbilden lassen, um dann im Aus-

lande zu wirken. Wer also tüchtige junge Kräfte hier fürs Ausland und besonders für Amerika gewinnen will, der wird bald finden, daß er namentlich gegenwärtig auf Schwierigkeiten stößt, an die er zuvor vielleicht nicht dachte. Auf heimlichem Wege Leute dem Vaterlande unter der Hand abschwatzen zu wollen und ihnen allerlei Anerbietungen lockender Art zu machen, das ist reines Unrecht. Gerade an den rechten Leuten, die der Kirche im Vaterlande oder im Auslande recht zum Segen würden, ist aber in der That gar kein Ueberfluß. Das bekomme ich überall zu hören. Eben die äußerliche, sehr bedeutende Hilfe, die in Württemberg denen gereicht wird, die die geforderten Vorkenntnisse zum theologischen Studium erlangen, lockt manchen zum Studium der Theologie, denen es nicht im Kopfe, leider aber sehr am Herzen fehlt, und die es zwar zu den nötigen wissenschaftlichen Kenntnissen bringen, die viel von Geist zu reden wissen, aber darum noch lange keine Geistliche sind. Ich höre noch genug Klage über solche, und über ihr Amten und Leben. Die wollen wir gar nicht in Amerika. Auf der anderen Seite kursieren noch so viele krasse Vorurteile gegen Amerika, gegen das Wesen und die Zustände der Kirche und Gemeinde daselbst, daß man es kaum für möglich halten sollte, daß selbst im übrigen gebildete Leute von solchen grundfalschen Anschauungen sich beherrschen lassen. Indessen weiß ich, daß, wenn jemand Zeit und Kraft darauf verwenden könnte, die Leute aufzusuchen und aufzuspüren, die willig und tauglich wären, der Kirche in der neuen Welt zu dienen, er da und dort Erfolg haben dürfte. Namentlich auch unter dem Lehrerstande, auf dessen Ausbildung ja in Deutschland so viel Mühe gelegt wird, finden sich manche christlich gesinnte, tüchtige Männer, von denen ich die Ueberzeugung hege, daß sie in Amerika in deutschen Gemeinden gar bald als Prediger und als Lehrer in großem Segen wirken könnten. Sie sind bisweilen von theologischen Eigenheiten, absonderlichen Schulansichten und hinderlichen Standesvorurteilen los, die manchen Theologen vom Fache da und dort im Wege liegen. Die Kirche in Amerika selbst kann aber nichts Besseres thun, als daß sie sich ihre Leute zum Gemeindedienst selbst nach Kräften erzieht und sich ja nicht auf das alte Vaterland verläßt, so dankbar wir auch alles Gute und Taugliche anerkennen und aufnehmen wollen, was uns irgend von dort zugesendet werden mag. Ich habe auch, wie schon oft vor mir geschehen ist, darauf aufmerksam gemacht, daß wir in Amerika ein paar Millionen deutsche Brüder und Schwestern haben, in denen und durch welche sich das Beste am kirchlichen Leben des Vaterlandes im Auslande fortsetzen müsse, was auch der Umschwung der Dinge in politischer und sonstiger Hinsicht sei, und gegen welche man sich in der alten Heimat unmöglich gleichgültig verhalten dürfe. Es ist aber nicht zu leugnen, daß man für alle Heiden und Heidenländer, für Juden und Türken in Deutschland viel leichter eine Wärme des Herzens und einen Missionseifer erwecken

kann, als für die Mission unter den Tausenden und Abertausenden deutscher Landsleute im Lande des Westens jenseit des Meeres.

Welt ist natürlich Welt überall, und so finde ich, daß bei dem vielen Guten, was das gesegnete Württembergerland hat, der Geist der großen Masse des Volkes und namentlich auch der oberen, hochstehenden Klassen im allgemeinen ein unchristlicher, ja irreligiöser ist. Dieser Geist offenbart sich zuweilen auf eine Weise, wie das in Amerika doch kaum denkbar wäre. — Bei der Aufführung eines Schauspieles eines Dichters neuester Zeit wurde im königlichen Theater in Stuttgart bei Stellen, welche gegen die Geistlichkeit Hohn und Haß kundgaben, gar enthusiastisch applaudiert. Ein hochgestellter Beamter sagte kürzlich zu einem jungen Kandidaten der Theologie mit einem gewissen Bedauern: „Studieren Sie Nationalökonomie! Lassen Sie die Theologie fahren! Mit den alten Geschichten aus der Bibel locken Sie ja keinen Hund aus dem Ofen!" Und dergleichen mehr. Allgemein wird gesagt, daß die Regierung alles thue, was irgend die materielle Wohlfahrt des Volkes fördern könne, daß sie aber die Kirche als eine Last ansehe, die man eben auch noch mit fortschleppen muß, die man aber gerne ganz los wäre, weil man sich rein nicht denken könne, zu was sie da sei. Eben daher kommt es, daß man der katholischen Kirche sich in allem gerade so willig, oder williger erzeigt, als der evangelischen. Stuttgart enthält noch heute unter seinen Einwohnern nicht ein Zehntel von Katholiken. Früher wußte man kaum von ihnen. Jetzt aber soll es als eine rein paritätische Stadt angesehen sein, die Katholiken wissen zu fordern und erlangen, was sie wollen. Der Wind, der ihnen dermalen so günstig ist, weht freilich aus hohen, kalten Regionen, worüber hier indessen nicht mehr sich sagen läßt, als daß die Katholiken sich ihn gut zu Nutzen machen, und mit ihnen andere, die von der Ansicht ausgehen: Herrendienst vor Gottesdienst.

Dagegen ist es aber erfreulich, so entschiedene, echt evangelische Zeugnisse zu vernehmen, wie ich sie nun von den verschiedenen Kanzeln meiner lieben Heimatstadt vernommen habe. Fehlen auch gewisse Schattierungen der Ansicht und der Predigt nicht, machen sich auch Unterschiede theologischer Grundanschauung und persönlicher Herzensstellung bemerklich, so muß doch gesagt werden, daß Christus auf allen Kanzeln der Stadt frei und lebendig bekannt wird als der Sohn Gottes, der Heiland der Welt. Die Predigtweise ist freilich im ganzen eine etwas andere, als wir es in Amerika zumeist gewohnt sind. Man hat manchmal das Gefühl, als ob der Prediger selbst wüßte, daß er nicht seine eigene Gemeinde, sondern eben eine gefälligst zusammengekommene Versammlung vor sich hat, zu der er von geistlichen Dingen nach dem Worte Gottes redet. Die Predigtweise in Amerika ist entschieden aggressiver, aber sie ist sehr oft auch oberflächlicher und geht an der Tiefe göttlichen Wortes oder menschlichen Herzens leichter vorüber. Uebrigens hat es in Stuttgart an geist-

lich hochbegabten, gesalbten Gottesmännern nie gefehlt, und solche zieren auch jetzt die Kanzeln der Stadt. Freilich muß es auffallen, daß in einer solchen Stadt die Zahl der Kirchen sich in hundert Jahren nicht eigentlich gemehrt hat, während die Bevölkerung um das beinahe Zehnfache seither stieg. Jetzt wird eine schöne neue Kirche in gotischem Stile in einem ganz neuen Stadtteile erbaut. Es geht freilich damit gar langsam, und seit einiger Zeit ruht der Bau wiederum vollkommen. Die Kosten desselben sind auch höchst bedeutend. Allein was ist diese eine Kirche für die vielen? Da sollte man denken, mehrere kleinere und einfachere Kirchen, verteilt über die sich sehr schnell vergrößernde Stadt, mit eigenen, neugebildeten Gemeinden, wären viel nötiger als der eine, herrliche, kostbare Bau. — Aber die Leute verbinden hier viel mehr als in Amerika mit einer Kirche den Begriff des Monumentalen und für die Stadt Ornamentalen und überhaupt des Aesthetischen, und der Begriff, daß von der Kirche und Gemeinde eine recht entschiedene Einwirkung auf das gesamte sittliche Leben und eine kräftige Rückwirkung auf die Welt und ihr ungöttliches Wesen ausgehen soll, den faßt man hier bei Gründung von Kirchen und Gemeinden viel weniger ins Auge. Der Staat und die Polizei sorgen ja für manches hier, wofür sie in der neuen Welt nicht sorgen. Mit anderen Worten — die Kirche ist eben in Deutschland nicht frei, sondern gebunden und verwundet, und man will von oben her nicht, daß sie in freier Selbständigkeit ihre Lebenskräfte entfalte.

Daß aber hier unendlich vieles geschieht, um den Segen des Evangeliums zu verbreiten, das darf über dem allen nicht vergessen werden. Hier kann man eine neue Straße besuchen, in der sich eine wohlthätige Anstalt an die andere reiht. Da steht ein herrliches Gebäude als evangelisches Diakonissenhaus, von welchem schon sehr viel Liebe und Wohlthat ausgegangen ist. Daneben ein Haus des Erbarmens für kranke, verlassene Kinder; ein anderes für Blinde; ein drittes für unheilbare Kranke. Dem ließen sich andere ähnliche Anstalten, die ihren Ursprung der neueren Zeit verdanken, beisetzen. Auch eine Anstalt, in der Mägde für die mancherlei Pflichten des häuslichen Lebens vorbereitet und erzogen werden, findet sich und hat zu mannigfaltigem Segen gedient. Bedeutungsvoll ist es bei dem allen, daß christlichgesinnte Laien hier in eine lebendige Mildthätigkeit hereingezogen sind, und daß die evangelischen Geistlichen der Stadt ihres Teils gar willig sind, ihre Kräfte der guten Sache zu widmen, auch wo sie offiziell dazu gar nicht verpflichtet sind.

Das fühlt man wohl, daß der Geist der Freiheit überall eindringen will. Und er macht sich namentlich auf dem kirchlichen Gebiete oft höchst unangenehm und ungezogen geltend. Ich traute kaum meinen Ohren, als ich allerlei Beispiele hörte, wie Gemeinden sich gegen manche wackere Prediger benehmen und ihnen das Amt erschweren. Daß solche Dinge in Amerika, in der Heimat der Frei-

heit und ihrer Karrikatur, der Ungebundenheit, vorkommen mögen, darüber hat man sich ja nicht zu wundern; — aber ich habe mitten aus Württemberg, aus diesem gutregierten Ländchen unter königlicher Gewalt, ich habe aus dem Prediger- und Gemeinde-Leben in demselben Stücke gehört, die ich kaum in Amerika für möglich gehalten hätte. Die Gemeinden behandeln ihre Prediger — und keineswegs die schlimmen — bisweilen so, daß es scheint, das staatskirchliche Regiment ist ein wahrer Schutz für Anarchie und Roheit im Gemeindeleben. Und wie viel wäre zu sagen davon, wie halbe Sektierer, Menschen, die sich für geistlicher halten als die Geistlichen und für viel weiser und besser, die aber in dem staatskirchlichen und pfarrgemeindlichen Verbande bleiben, die man also tragen und dulden muß, den Brüdern im Amt ihr Leben und ihren Dienst sauer machen. Ich war längst ein Freund der vom Staat freien Kirche. Ich bin in meiner Ueberzeugung durch mein Verweilen in Deutschland keineswegs erschüttert worden."

Aus der Ferne.

No 5.

Stuttgart, den 12. August 1867.

„Daß ich ein starkes Interesse hatte, mein lieber Bruder, in Deutschland, wo ich nur hinkam, das kirchliche Leben in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen zu beobachten, das glauben Sie mir gerne. Namentlich auch dem Gottesdienste und den Formen, die er da und dort annimmt, schenkte ich so viel Aufmerksamkeit, als mir nur irgend in der kurzen Zeit möglich war. Nicht einen Sonntag brachte ich zu, an welchem ich nicht einmal oder öfter dem öffentlichen Gottesdienste beigewohnt hätte. Da trat mir nun ein gar verschiedenartiges Bild vor die Seele. Wer in Amerika so gerne sich in Sachen der Form des Gottesdienstes und in hierauf sich beziehenden Fragen auf Deutschland beruft, der hat gewöhnlich ein Bild vor seiner Seele, das er entweder einer rein lokalen, vielleicht provinziellen Anschauung verdankt und dann sehr willkürlich auf ganz Deutschland überträgt, und das ihm vielleicht durch die Macht der Gewohnheit besonders wert geworden ist; oder er kennt Deutschland gar nicht aus persönlicher Anschauung und verdankt unrichtige Ansichten über den Zustand Deutschlands einseitigen litterarischen Mitteilungen.

Die innere allgemeine Zerrissenheit und Uneinigkeit Deutschlands spiegelt sich auch in allen kirchlichen Zuständen und auch in den Formen des Gottesdienstes ab. An einem Orte wird's so gehalten, an einem anderen Orte anders. Eine gewisse Uebereinstimmung wäre ja sehr wünschenswert. Das kann man sagen, ohne zu vergessen, daß eine Gleichförmigkeit in dem Aeußerlichen des Gottesdienstes oder in Sachen der Verfassung für den Bestand der Kirche keine

unerläßliche Bedingung ist. So lange es an Bekenntniseinheit fehlt, fehlt die Hauptsache zur rechten Einigung in anderem. Das ist in Deutschland in hohem Grade der Fall. Von Agenden, Gesangbüchern u. s. w. rede ich aber hier nicht.

Bezüglich der Zeit des Gottesdienstes bemerke ich, daß es Orte gibt, wo nach altem Brauche der erste Gottesdienst am Sonntag sehr frühe stattfindet. So in Dresden. Wer da will, kann im Sommer dort in aller Frühe, schon um fünf Uhr, zur Kirche eilen und Gottes Wort hören. Dieser Gebrauch findet statt namentlich auch mit Rücksicht auf Dienstboten, denen der Besuch des Gottesdienstes zu anderen Zeiten oft sehr erschwert ist. Ich weiß andere Orte in Deutschland, wo namentlich auch an hohen Festtagen ein sehr früher Morgengottesdienst gehalten und sehr wohl besucht wird. Wo in derselben Kirche an einem Sonntag, drei- oder viermal gepredigt wird, wird natürlich auch vorausgesetzt, daß mehrere Prediger an derselben Gemeinde predigen und dienen. Mir ist kein Fall bekannt geworden, daß derselbe Prediger in Städten in derselben Kirche an einem Sonntag mehr als einmal predigt. Die Prediger sind in dieser Hinsicht in unseren amerikanischen Stadtgemeinden meistens viel stärker in Anspruch genommen.

Einem Gottesdienste morgens früh um acht Uhr wohnte ich in der herrlichen Elisabethkirche in Basel bei. Ein reicher Basler, der auch das Missionshaus der Stadt höchst freundlich bedachte, setzte etliche Millionen Franken für den Bau der wahrhaft schönen, im besten gotischen Stil aufgeführten und sehr ansehnlichen Kirche aus. Die ist mit ihrem schönen Turme, ihren Glasgemälden und dem ganzen schönen Material, aus welchem sie errichtet ist, eine wahre Zierde der alten Stadt. Da ist nun nirgends gespart, nirgends die Sache nur halb durchgeführt. Ich möchte sagen, vom Fundamente und von dem schön ornamentierten, bunten Cementfußboden an bis zu den wohlgestimmten Glocken und zum Gipfel empor ist alles wie aus einem Gusse. Die Kirche war recht gut besucht, die Predigt über Matth. 6, 24. herzlich, einfach und recht erbaulich. Der Gesang war ebenfalls recht befriedigend. Namentlich muß ich aber dem Orgelspieler, der freilich ein herrliches Instrument zu behandeln das Glück hat, alles Lob spendieren. Daß auch in der Schweiz das alte Vorurteil gegen Orgeln, welches unter den Deutschen der gute Lutheraner Claus Harms zu seiner Zeit teilte, gewichen ist, sah ich an manchen Orten.

Ueberhaupt muß ich hier es sagen, daß ich nirgends in einer Kirche ein dem Wesen des evangelischen Gottesdienstes widersprechendes Orgelspiel vernahm. Zwar in Dresden in der Kreuzkirche ergriff mich in der That beim Beginn des Orgelspiels ein Schrecken, als ich dort auf das prächtige Geläute der Glocken vor dem Gottesdienste gelauscht hatte. Solche Glocken und die elementare Kraft ihres To-

nes zu belauschen, ist mir ein Hochgefühl. Ich habe das an manchem Sonntag genossen. Ich erwartete einen schönen Kontrast zu erleben, wenn nun die Orgel mit ihren gemessenen Tönen lieblich und melodisch folgen werde. Allein noch hatten die Glocken nicht ausgeklungen, da brach auf der reich ausgestatteten, aber zufällig nicht gleichmäßig gut durchgestimmten Orgel ein solcher Tonsturm los, daß mir der Gang der Tonführung, des musikalischen Gedankens über dem Donnerlärm beinahe verloren ging. Das Spiel war zwar nicht schlecht seitens der Komposition. Aber wozu der schreckliche Lärm, besonders da noch keine fünfzig Menschen in der Kirche waren?

Für Kirchenreparatur ist in den großen Städten Leipzig und Dresden seit langer Zeit offenbar nicht viel geschehen, wenn ich von der evangelischen Hofkirche in Dresden absehe. Ein Ecken- und Kasten-Wesen, wie ich es in der Kreuzkirche in Dresden fand, habe ich die Tage meines Lebens nie gesehen. Es ist, als ob jedes Haus der Gemeinde, jeder Stand und Beruf seinen separaten Sitz- und Steh-Kasten hinter Fenster und Vorhang in der Kirche hätte. Da leiten nun lange Gänge hinter diesen Separationen hierhin und dahin, und man hüte sich, daß man sich nicht verirre. Aehnlich, doch viel besser, meines Erachtens, fand ich es in der Frauenkirche daselbst. Diese große Kirche, hoch und stark gewölbt, eine weite Rotunda mit zwei sich gegenüber liegenden Elongationen, hat nicht nur in ihrem mittleren Raume eine Kapazität für ein sehr großes Auditorium, sondern es sind auch da vier Gallerien übereinander rings innen herum am Gebäude angebracht, und von allen her ist ein freier Blick auf Altar und Kanzel gewährt. Was mich freute, war das sehr große, den weiten Raum überall hin füllende und andächtige Publikum. Der Gottesdienst war recht erbaulich, und ich freute mich, auch mitsingend wie mitbetend und hörend Anteil nehmen zu können.

Vielleicht ist es manchen meiner Leser doch nicht unlieb, wenn ich den Gang eines Sonntagvormittag-Hauptgottesdienstes ein wenig schildere. Ich nehme dazu die Kreuzkirche. Der Gottesdienst begann um acht ein halb Uhr morgens. Auf dem Altare brannten vor dem großen Altargemälde zwei hohe Kerzen. Ich machte die Bemerkung, daß die Nürnberger in der Lorenz- und in der Sebaldus-Kirche mit ihren Kerzen weniger sparsam sind. Bald war das allzu derbe Orgelspiel vorbei, und ohne einen zwischeneinkommenden Chorgesang begann der Gesang der Gemeinde, der sich ziemlich lang ausdehnte, bis ein ältlicher Geistlicher sich zeigte und nun, sobald die Orgel schwieg, singend seinen Gruß intonierte. Das war nun keineswegs eigentlich schön zu nennen, denn falsch gesungen ist nicht schön gesungen, kann darum aber allerdings dennoch herzlich gebetet sein. Zum Glück dauerte das Singen samt dem Respondieren nicht lange, und der alte Herr zog sich wieder in die Sakristei zurück, aus der er nach abermaligem langen Singen der Gemeinde hervorkam,

um vorn weit vor dem Altare am niederen Gitter von einem Lesepulte die Epistel des Sonntags zu verlesen. Wiederum zog er sich zurück, und wiederum sang die Gemeinde. Er erscheint nochmals und liest am andern Pulte das Sonntags-Evangelium und verschwindet nun für immer. Die Gemeinde stimmt ein neues Lied an und singt an demselben mutig weiter, bis endlich, wenige Minuten vor halb nach neun Uhr, ein anderer jüngerer Prediger auf der Kanzel erscheint und in der Fortsetzung seiner Vorträge über die Apostelgeschichte und speziell über die Entwickelung der Gemeinde zu Jerusalem diesmal an Stephanus kommt und auf recht erbauliche Weise davon redet, wie derselbe durch seinen Tod den Herrn Jesum gepriesen habe. Da war nun eine Stunde beinahe verflossen, ehe die Predigt begann. War's da ein Wunder, daß während dieser Stunde die Leute erst hineinliefen ganz ungeniert, ja daß die allermeisten erst kamen etwa während der letzten zwanzig Minuten vor Beginn der Predigt? Das war nicht lieblich anzusehen und wirkte störend.

Als die Predigt vorbei war, blieb die ganze Gemeinde ruhig sitzen, und jetzt verlas der Prediger auf der Kanzel das Sündenbekenntnis und die Absolution. Das war mir auch auffallend. Auch nachher beim allgemeinen Gebete blieben die Leute in ihren Bänken sitzen, legten aber die Köpfe vorwärts.

Daß gotische Kirchen, in größerem Umfange gebaut, für den evangelischen Gottesdienst nicht taugen, habe ich in Basel, in Nürnberg und an anderen Orten wiederum lebhaft empfunden. Man hat darin die größte Mühe, deutlich zu hören. In den innen vielverbauten und vielverunstalteten Dresdener Kirchen konnte ich alles mit Leichtigkeit hören. Aber allerdings sind die rein gotischen Bauten schöner. Mich will bedünken, daß der älteste christliche Basilikastil, wie die Bonifaziuskirche in München ihn darstellt, für den evangelischen Gottesdienst sich am besten eignen würde. Man kann ihn in großer Einfachheit und Schmucklosigkeit benützen, ohne ihn seines lieblichen Charakters zu berauben. Er bietet weite lichte Räume und paßt namentlich gut für den Predigtzweck. Auch fordert dieser Stil des Kirchenbaues keinen Turm und möchte sich wegen des Kostenpunktes manchmal empfehlen.

Ich bemerkte in der Schweiz, in Bayern, in Württemberg, daß die Zwischenspiele der Orgel zwischen den Versegliedern beinahe überall weggefallen sind. In der obengenannten Kreuzkirche in Dresden machten sie sich noch sehr breit, und der Uebergang von Zwischenspiel und Choral war oft auf verwirrende Weise vermischt. Ueberall fand ich Zwischenspiele zwischen den einzelnen Versen. Auch habe ich beobachtet, daß besonders in Süddeutschland der Gemeindegesang durchaus sich schneller bewegt, als dies vor Jahren der Fall war.

Daß der Altar die Stätte des Gebetes in besonderem Sinne

sei, das wird keineswegs empfunden an den meisten Orten. Allerdings kommt das an manchen Orten auch daher, daß die Altäre so stehen, daß die Gemeinde kaum deutlich vernehmen kann, was an ihnen gesagt wird. Wer will in gotischen Kirchen, wie die Sebaldus- oder Lorenzkirche in Nürnberg, verstehen, was von den so ferne gelegenen Altären herkommt? An andern Orten hat der Widerspruch gegen römisch-katholische Einseitigkeit, die aus der Kanzel zu wenig macht, den Altar zu sehr verdrängt. In Stuttgart, um ein Beispiel zu nennen, dient der stets mit einem Kruzifix geschmückte Altar in sämtlichen Stadtkirchen bei Hauptgottesdiensten nur während der Feier des heiligen Abendmahls. Anders ist es in der königlichen Hofkapelle, wo das Kirchengebet wenigstens am Altare verlesen wird. Von Responsorien auch da keine Ahnung.

Dem Chorgesang ist, so weit ich nur beobachten konnte, an vielen Orten gar kein Raum im Gottesdienst gegeben. Man mag sich darüber umsomehr wundern, als so manche treffliche Vereine für kirchliche Musik existieren. In den Kirchen Stuttgarts folgt nach einem Orgelvorspiel ein kurzer, von der Orgel nicht begleiteter Gesang eines gemischten Chores. Man hört da vortreffliche, aber nie in bloße Kunsttendenz ausartende Stücke.

Und nun gebe ich Ihnen zum Schlusse für diesmal noch ein Anekdötchen aus ganz anderem Gebiete her. Als ich von Wien nach Linz fuhr, da fragten mich etliche wiener Frauen und Herren, ob ich mir aus der Gefahr so weiter Seereisen nichts mache. Ich erwiderte einfach, daß ich glaube, mein Leben stehe in Gottes Hand, und daß der alle meine Tage gezählt habe. Da streckte mir ein alter Priester, der in der Ecke saß, seine Hand entgegen und sagte, er freue sich, daß heutzutage noch jemand so etwas bekenne. So entspann sich denn ein mir merkwürdiges Gespräch, wobei freilich auch die Unterschiede unseres Glaubens nicht verborgen blieben. Als wir uns trennen mußten, kam der alte Priester noch besonders zu mir her, drückte mir die Hand und sagte: „Es thut mir wirklich leid, daß wir auseinander müssen, aber sollten wir uns in dieser Welt nicht mehr begegnen, so hoffe ich, wir treffen uns wieder im Himmel!“ Dies Wort, von dieser Seite kommend, hat mich wirklich gefreut. Ich hörte nachher, daß der Mann an einer großen Gemeinde in Wien stehe und als Seelsorger sehr geachtet sei. Er klagte, daß die ungläubige, freie österreichische Presse nicht nur die Kirche, sondern das Christentum überhaupt mit bitterem Hasse verfolge.“

Der Heimgang.

Im Laufe der siebenundvierzig Jahre, die Dr. Mann in Amerika verlebte, hatte er wiederholt von schweren Krankheiten zu leiden. „Ich kann mich keines besonderen Maßes von körperlichen Kraft rüh-

men,“ pflegte er zu sagen. Wie oben berichtet, war er im Sommer 1853 so krank und schwach, daß Kandidat Günther seine Stelle an der Zionskirche versehen mußte. Im Jahre 1861 litt er sehr an Neuralgie im rechten Ohre, und im Frühjahre 1865, gerade um die Zeit, da die größte Konfirmanden- und Kommunikantenschar zu versorgen war, die das große Zion je gesehen hatte, warf ihn ein schwerer Krankheitsanfall darnieder, von dem er sich nur langsam wieder erholte. Auch im Jahre 1878 litt er wieder schwer an dem alten Uebel im Ohre, und von da an war sein Gehör nicht mehr so scharf, wie früher. Aber bei all' diesen Anfällen, die seine Gesundheit erschütterten, bewies sein Körper doch eine ungemeine Zähigkeit und Ausdauer bei der Riesenarbeit, die er sich zumutete. Gerade in seinen späteren Jahren war ihm noch eine ganz besondere Frische und Spannkraft verliehen. „Bis in mein dreiundsiebenzigstes Jahr habe ich kaum gewußt, was es heißt, alt werden.“ Allerdings hatte er im Laufe des Jahres 1890 manchmal geklagt und gemeint, er höre die „Abendglocken läuten“. Aber trotzdem war es für die Seinigen und den weiten Kreis seiner Freunde ein unerwarteter und erschütternder Schlag, als er in der Frühe des 28. Oktober 1891 von jenem Herzleiden darniedergeworfen wurde, das ihn so plötzlich an den Eingang des dunkeln Todesthales stellte. Zehn Tage zuvor hatte er noch in der St. Johanniskirche gepredigt und dem im fernen Capri weilenden Pastor der Gemeinde einen warmen, herzinnigen Freundesgruß zugesandt: „Wir gehören einander, und das Band zwischen uns ist von oben und über uns!“ Zwar raffte er sich mit gewohnter Spannkraft noch einmal auf und setzte Monate lang die fleißige Arbeit in der Studierstube an seinen Halle'schen Nachrichten fort. Aber das fühlte er sofort, die Zeit des öffentlichen Wirkens auf Katheder und Kanzel war für ihn vorüber.

„Kaum ein paar Monate sind hin,“ schrieb er unterm 15. Dezember 1891 an A. S., „seit Sie uns verlassen haben. Aber wie viel von Erlebnis, von Erfahrung, von Erhebung und von Demütigung schließt diese kurze Spanne Zeit in sich! Sie sind auf dem besten Wege der Verjüngung, die Sie — quod felix faustumque sit! — in kommenden Tagen und Jahren der Arbeit recht notwendig haben werden. Ich dagegen mußte es durch einen Schlaganfall, der mich am Morgen des 28. Oktober zwischen die Pforten des Todes stellte, plötzlich inne werden, daß es bei mir mit Jugend und Kraft dahin ist, und ich nur noch als candidatus mortis zu figurieren habe. — Mehrere Wochen hatte ich schwer zu leiden; stand in Gefahr der anguina pectoris einige Tage und war dann mit Schlaflosigkeit gequält. Appetit hatte ich gar keinen und erlebte es: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nie durch kummervolle Nächte“ u. s. w. Nun, Gott sei Dank! diese Uebel sind nun überwunden. Freilich ist der Herzschlag immer noch nicht normal, und darum das Atmen noch

nicht ohne Beschwerlichkeit. Allein das ist zu ertragen. Drückender ist der Gedanke, hier ins Krankenzimmer gebannt zu sein, nichts thun zu müssen, wo überallhin so viel Aufforderung zur Thätigkeit ist. — — Ich bin nun doch in meinem Gesundheitszustande so viel fortgeschritten, daß ich den Tag über nicht mehr das Bett hüte, sondern mich in meinem Studierzimmer befinde und, so gut es geht, der Arbeit an den Halle'schen Nachrichten obliege. — Wann ich, ja ob ich je wieder im Seminare an die Arbeit gehen kann, ist ganz ungewiß. Es war eine besondere göttliche Gnade, daß der Anfall (heart failure), bei dem ich das Bewußtsein verlor, mein Gehirn und meine Sprachorgane und überhaupt irgend einen Teil des Organismus außer Herz und Lunge gar nicht in besondere Mitleidenschaft zog. Aber Herz und Lunge dürfen, wie mir mein Arzt scharf aufbindet, in keiner Weise angestrengt werden. Wie will ich Klassen unterrichten, wie will ich, trotz der Eisenbahn, die Wege von meinem Hause — ins Seminar und retour machen ohne Anstrengung. Es müßte bei mir eine wunderbare Kräftigung eintreten. Nein, ich fühle, daß es mit meinem öffentlichen Dienste wohl zu Ende ist."

An denselben, 11. Januar 1892.

„Heute kam mir Ihr liebes Schreiben aus Neapel vom 29. Dezember zu, und ich freue mich herzlich mit Ihnen Ihres Vollgefühls kräftiger Gesundheit und der frohen Bereicherung Ihres inneren Lebens in einer Welt der größten weltgeschichtlichen Erinnerungen und der herrlichsten Offenbarung der Schöpfer-Majestät unseres Gottes. Sie bringen ein großes geistiges Kapital mit, an welchem Sie und andere lange zehren können.

Herzlich danke ich Ihnen für Ihre brüderliche Teilnahme an meinem Leidenszustande. Ich bin seither wohl im ganzen etwas kräftiger geworden, gehe auch, nach dem Willen des Arztes, täglich bei ordentlichem Wetter ein wenig aus dem Hause und bin den Tag über in meinem Studierzimmer an der Arbeit, so gut es geht. Natürlich, meine Brust ist enge, und das Atemholen beschwerlich, und bisweilen ziemlich schmerzhaft. Vollkommen klar ist mir, daß meine aktive Teilnahme am öffentlichen Leben der Kirche zu ihrem Abschlusse gekommen ist, und daß ich in der Stille mich auf die letzte Wegfahrt vorzubereiten habe. Ich habe darum auch im Dezember als Professor in unserem Seminare meine Resignation eingereicht, die von Dr. Seiß angenommen wurde und am ersten Januar in Kraft getreten ist. Daß es mir nicht leicht geworden ist, aus einem Wirkungskreise auszuscheiden, in dem ich so lange zu Hause war und mich glücklich fühlte, das können Sie mit mir fühlen. Die lieben Brüder in der Fakultät, denen ich meinen Abschiedsgruß schriftlich zukommen lassen mußte, haben mir mit dem Ausdrucke der wohlwollendsten Gesinnung das Schwere der Trennung freundlich zu erleichtern gesucht und haben

meinen herzlichsten Dank. Allein das Michlosreißen wurde mir erleichtert auch durch den Gedanken, daß ich bis in mein 73. Lebensjahr kaum wußte, was Altwerden zu besagen hat, und daß ich, der Natur der Sache nach, mir auf ein längeres Fortfahren im Amte keine Rechnung machen konnte. Ich danke Gott, daß meine geistigen Kräfte bisher ungeschwächt sind, und daß ich die Arbeit im Studierzimmer mit Lust treibe."

Ein Besuch in Atlantic City im Frühjahre 1892 that ihm sehr wohl. Noch mehrere Male kam er zu den Versammlungen der Pastoral-Konferenz nach Mount Airy heraus und hielt bei Gelegenheit eines solchen Besuches eine seiner glänzendsten improvisierten Reden über die Stellung der Juden in der modernen Welt. Am 4. Juni wurde seine hochbetagte Schwiegermutter, Frau Rommel, im 89. Lebensjahre beerdigt. Er ließ es sich nicht nehmen, trotz seiner körperlichen Schwachheit die Leiche auf den Gottesacker zu begleiten und dort die kirchliche Bestattung zu halten. Aber es war seinem Freunde und Kollegen A. S. auffallend, mit welch' sorglichem Ernst er in ihn drang, ihn im Wagen hinaus zu begleiten, und als er dort am offenen Grabe, selber bereit zusammenzubrechen, sein „Erde zu Erde, Asche zu Asche" gesprochen, da konnte man sich des Gedankens kaum erwehren, daß das nächste Grab, zu dem dies Haus gerufen würde, das seinige wäre!

Als die Zeit der Synodal-Versammlung in Reading herannahte, war er sehr schwach und litt viel von der Hitze. Er mußte darauf verzichten, der Synode beizuwohnen, sprach aber in eingehender Weise mit seinem Kollegen noch alle die Punkte durch, auf die er die Aufmerksamkeit der Konvention gelenkt zu sehen wünschte, namentlich in Angelegenheiten des Seminars. Er sehnte sich sehr darnach, der heißen Stadt zu entrinnen und an der kühlen Seeküste von Pigeon Cove, Massachusetts, Erfrischung und Kräftigung zu finden, wie es ihm den Sommer zuvor dort vergönnt gewesen war. Am Mittwoch, dem 15. Juni, reiste er mit seiner Frau und zwei Töchtern von Philadelphia ab. Auf dem Dampfer zwischen New York und Fall River wurde er sehr krank, so daß an eine Fortsetzung der Reise über Boston hinaus nicht gedacht werden konnte. Man mußte sich entschließen, in einem Hotel einzukehren und einen Arzt zu Rate zu ziehen. Da waren ihm im engsten Kreise der Seinigen noch ein paar kurze, stille Tage vergönnt. Die Bitterkeit des Todes hat er kaum geschmeckt. Sanft und stille hat der Herr Seinen treuen, müden Diener am Abend des zwanzigsten Juni 1892 heimgenommen. Die Zeit seiner Wallfahrt war dreiundsiebenzig Jahre und zweiundzwanzig Tage.

Die Leichenfeier.

Am Freitag, dem 24. Juni, wurde die irdische Hülle des Entschlafenen ihrer letzten Ruhestätte übergeben. Im Trauerhause in

West-Philadelphia verlas Pastor William Ashmead Schäffer von der englischen St. Stephanskirche, zu der die Familie in den letzten Jahren gehörte, die Begräbnis-Liturgie in englischer Sprache. Sein Vater, der ehrwürdige Präsident der Fakultät, Dr. Charles W. Schäffer, ein langjähriger, treuer Freund und Kollege des Verstorbenen, hielt eine herzliche Ansprache an die dort versammelten Glieder der Familie. Pastor H. Grahn, der älteste seiner deutschen Amtsbrüder, schloß mit einem deutschen Gebet. Der öffentliche Trauergottesdienst konnte leider nicht in der Zionskirche gehalten werden, da in derselben umfassende Reparaturen im Werke waren. Die deutsche St. Johanniskirche, die englische St. Johnskirche und die der "Holy Communion" wurden der Familie zu der Feier angeboten. Die Entscheidung fiel für die letztere wegen ihrer centralen Lage, gerade im Mittelpunkte der Stadt. Das große Gotteshaus war gedrängt voll von Gliedern unserer lutherischen Kirche und Freunden von nah und fern. Wohl zweihundert Pastoren, viele davon seine früheren Schüler im Seminare, waren zusammengekommen. Das New Yorker Ministerium, das eben zu der Zeit versammelt war, sandte eine Deputation. Zwölf Pastoren, lauter Zöglinge des Entschlafenen, trugen den Sarg in die Kirche. Es folgten der Kirchenrat der Zions-Gemeinde, das Direktorium des theologischen Seminars und ein langer Zug von Pastoren. Der Verwaltungsrat des Deutschen Hospitals und des Diakonissenhauses, mit dem Präsidenten, Herrn John D. Lankenau, der Frau Oberin und einer Anzahl von Schwestern war unter den Leidtragenden vertreten. Nach einem Orgel-Vorspiel eröffnete Pastor F. Wischan den Gottesdienst und gab den Choral aus, der ein Lieblingslied des Entschlafenen gewesen war, und von dem folgende Verse gesungen wurden:

Mein Glaub ist meines Lebens Ruh
Und führt mich Deinem Himmel zu,
O Du, an den ich glaube!
Ach, gib mir, Herr, Beständigkeit,
Daß diesen Trost der Sterblichkeit
Nichts meiner Seele raube!
Tief präg es meinem Herzen ein,
Welch' Glück es ist, ein Christ zu sein!

Du hast dem sterblichen Geschlecht
Zu Deiner Ewigkeit ein Recht
Durch Deinen Tod erworben:
Nun bin ich nicht mehr Asch' und Staub,
Nicht mehr des Todes ew'ger Raub,
Du bist für mich gestorben;
Mir, der ich Dein Erlöster bin,
Ist dieses Leibes Tod Gewinn.

Nach einem Gebet von Pastor F. Wischan, verlas Pastor J. E. Nidecker, Dr. Manns Nachfolger an der Zionskirche, die Schriftlektion aus 1. Korinth. 15. Darauf folgte die deutsche Gedächtnis-

rede von Dr. A. Späth, deren Umriß wir nach dem Berichte des Kirchenblattes geben:

„Jesus Christus gestern und heute, derselbe auch in Ewigkeit. Im Trauerhause sind wir mit schwerem Herzen erschienen. Zu unserem Leide können wir uns nicht in der lieben Zionskirche versammeln, wo wir unter der Kanzel so oft des Entschlafenen Predigt gelauscht, wo am Altare er so oft das Brot des Lebens gereicht. Es sind nur äußere Gründe, welche uns verhindern. Dort sind die Baugerüste aufgeschlagen: darum wurde hier das gastliche Anerbieten angenommen zum ernsten Gottesdienste. Eine große Klage eint uns: Die Gemeinde, die zu seinen Füßen gesessen, die Brüder im Amte, die er erzogen, und die neben ihm standen; ja jeder rechte deutsche Mann fühlt mit uns, einer der Edelsten und Besten ist geschieden. Die Hunderte, die hier beisammen sind, sind ein kleiner Bruchteil der Tausende durch dieses Land hin, bei denen die Klage fort tönt, über dem, was wir verloren. Wenn wir viel verloren haben, müssen wir auch daran gedenken, wie viel wir gehabt, weil uns viel genommen ist, müssen wir gedenken, daß uns viel gegeben war. Wenn es Licht werden soll in dieser Trauer und diesem Dunkel, müssen wir zu Gottes Wort und uns von Ihm sagen lassen, worin wir unsere Herzen stillen und Trost finden können. Da steht ein Sprüchlein, das wohl von einem Höheren gilt, das wir aber auf unseren teuern Bruder anwenden dürfen:

Joh. 9, 4: Ich muß wirken die Werke des, der Mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Jetzt sind es 25 Jahre, daß im Sommer 1867 der Entschlafene den Wanderstab ergriff und ins alte Vaterland pilgerte, wo er die betagte Mutter zum letzten Male hat wiederschauen dürfen. Manche werden sich jenes frohen Abends in der St. Pauluskirche noch erinnern, wo man ihm einen so festlichen Empfang zur Heimkehr bereitet hatte. Unter den Willkomm-Gaben, die man ihm darreichte, war eine goldene Uhr mit der Inschrift: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist ꝛc.“ Auf der Brust tickte die Uhr ihre Pulsschläge, und unter ihr schlug das treue, nimmer müde Herz. Er mußte wirken, so lange es Tag war. Was war seines Wirkens Grund? Was war seine Ausrüstung? Wir kennen die wunderbare Begabung, die ihm Gott verliehen, die zähe Körperkraft, die Spannkraft seines Geistes, das Gedächtnis, das mit Leichtigkeit behalten konnte, den klaren Geist, den scharfen Verstand, den weiten Blick. Auf dem trefflichen Gymnasium seiner Vaterstadt, auf der Hochschule des Schwabenlandes erhielt er seine Ausrüstung, um ein tüchtiges Werk im Leben zu thun. Aber doch all' das war es nicht, was den Grund seines Wirkens legte, sondern was Christus in ihm gewirkt, das war der Boden, auf dem sein

Lebenswerk wurzelte. Die Thatsache, die ein Apostel Paulus, ein Augustinus, ein Luther an sich erfuhr: „Mir ist Erbarmung widerfahren," die hat er auch an seiner Seele erfahren. Er erkannte die Macht der Sünde und die Macht der Gnade Gottes. Diese zwei Pole waren die Angelpunkte seines Lebens, aus dieser Quelle schöpfte er Kraft und Leben. Vor dem Gnadenthrone Christi hatte er erfahren: „Mir ist Erbarmung widerfahren," darum muß ich meinem Heilande dienen, meine Kraft, mein alles einsetzen, für Den, der mich geliebt. Daraus floß seine Freudigkeit, sein Mut.

Wie hat er gewirkt? Ihr lieben Hausgenossen, ihr Trauernden wißt, was ihr an eurem Gatten, Vater, Bruder gehabt. Ihr Gemeindeglieder, die ihr unter dem Worte gesessen, ihr wißt, er ist nicht müde geworden, aus der heiligen Schrift zu schöpfen und die Tiefen des Menschenherzens, das er kannte, zu offenbaren. Seine Predigten waren immer frisch, immer packend, immer volkstümlich, zu Herzen gehend, weil er sie selbst durchlebt. Vom Throne seines Heilandes trat er seine Gänge an durch die Gemeinde. Ihr, die er getauft, konfirmiert, deren Hände er ineinander gelegt am Traualtar, denen er die Werke Gottes verkündigt, denen er Christi Leib und Blut gereicht im heiligen Mahl, ihr wißt, wie er unter euch gewirkt als Pastor und Seelsorger und ein Herz gehabt für alle. Ihr jungen Amtsbrüder, die ihr zu ihm aufgeschaut, als zu eurem Lehrer, ihr wißt, sein Amt war nicht ein totes, geschäftsmäßiges Abmachen der Pflicht, es war frisches, sprudelndes Leben. Sein weiter Blick, sein helles Auge, seine Energie, sein sittlicher Ernst vermochte auch den Gleichgültigen aufzurütteln, daß er spürte, hier ist Leben, und das will lebendige Zeugen. Ihr, im Dienste am Worte, habt ihn gekannt, wie er nie stille stand, immerfort studierte und alles, was die Wissenschaft und Welt ihm bot, hereingetragen hat in den Kreis seines Forschens, es allezeit ins Licht des Geistes der Wahrheit stellend. Wer in früher Morgenstunde im Winter und Sommer zu seiner Studierstube aufschaute, fand schon um 4 und 5 Uhr seine Lampe brennen. Bis andere Menschen aufstanden, hatte er da schon geschafft, was für manchen Mann ein ordentliches, anständiges Tagewerk gewesen wäre. Er mußte wirken. So war sein ganzes Leben ein Arbeiten. So stand er auch unter seinem deutschen Volke in diesem Lande als furchtloser Zeuge, der Protest erhob gegen die Propheten des Unglaubens und immer den rechten Weg zeigte, wo es die Ehre Gottes galt. Darum konnte er auch nicht fehlen, als im Deutschen Hospital und im Diakonissenhause, der ehrwürdige Vater, der unter uns ist, geistliche Arbeiter herbeirief. Wir sind des Zeugen, wie er sich selbst nicht geschont, bis er nicht mehr gekonnt, und sein Lebensmotto erfüllt wurde: wirken muß ich, bis die Nacht kommt. Ist die Nacht gekommen? Er hat das Glück gehabt, nur einen Vorschmack solcher Nacht zu erleben. Als an jenem Oktobertage des vorigen Jahres wie ein Wetterstrahl das Herzeleid über ihn

hereinbrach, da der Todesbote bei ihm anklopfte, da wurde es ihm klar: mein Dienst im öffentlichen Leben ist vorüber. Doch war die Angst und Sorge nicht die Krankheit und nicht der Schmerz, sondern nicht arbeiten müssen, wenn so viele Arbeit ruft. Wie hätte er sich gefreut, das wichtige Werk der „Halle'schen Nachrichten" fertig zu sehen; wie freute er sich, als die Wege gebahnt zu sein schienen, daß dies Werk der Nachwelt überliefert würde. Aber da kam die Nacht, die dem Aufgang des ewigen Morgens drüben vorangeht. Fern von der Heimat, aber im Kreise der lieben Seinen, ist er, ohne des Todes Bitterkeit zu schmecken, heimgerufen worden zur ewigen Ruhe. Es ist ein reiches, großes Leben, das uns geschenkt gewesen und nun genommen ist. Sein Vorbild laßt uns festhalten. Es mag selbstsüchtig scheinen, wenn ich ein Wort darüber sage, was ich verliere, und mit mir andere Freunde; aber ich fühle es an diesem Sarge, in dieser Stunde als Pflicht und Dankesschuld es auszusprechen. Vor 28 Jahren trat er mir als väterlicher Freund entgegen, der mich in diese neue Welt einführte, in all' ihre Arbeiten, in Freud' und Leid. Dank dir, du treuer Freund, der uns so viel gewesen, in dem uns so viel genommen ist!

Brüder, mit Gottes Hilfe wollen wir arbeiten, wie er gearbeitet, lieben, wie er geliebt, tragen, wie er getragen, vergeben, wie er vergeben, leiden, wie er gelitten. Dann schenke uns Gott Gnade, daß unser Ende sei, wie sein Ende; eine Heimfahrt zur ewigen Freude im seligen Licht. In Jesu Namen. Amen."

Darauf hielt Dr. J. A. Seiß, der Präsident des Seminar-Direktoriums, die englische Ansprache. Dr. G. F. Krotel, der langjährige, intimste Freund, mit dem sich der Entschlafene so besonders eins gefühlt, war leider durch Unwohlsein verhindert, die ihm auf dem Programm zugedachte Ansprache zu halten. Dr. H. E. Jacobs schloß mit einem englischen Gebet, und dann wallte ein endloser Zug am Sarge vorüber, um den letzten Abschiedsblick auf die irdische Hülle des treuen Freundes zu werfen. Es war beinahe sieben Uhr abends, als die letzten Worte der Begräbnisfeier auf dem West-Laurel-Hill Kirchhof gesprochen wurden.

Schlußwort.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf den Charakter, den wir in diesen Blättern zu zeichnen suchten, oder vielmehr, der sich selbst in seinen eigenen Worten uns gezeichnet hat, und auf die Lebensarbeit, wie sie da abgeschlossen vor uns liegt, so müssen wir sagen, Dr. W. J. Mann ist ohne alle Frage, eine der begabtesten, geistreichsten und bedeutendsten Persönlichkeiten, die die lutherische Kirche dieses Landes je besessen hat. Treffend vergleicht ihn sein Freund, Dr. G. F. Krotel, in seinem Nachruf im "Lutheran" mit dem Knechte, dem

fünf Pfunde verliehen waren. Er besaß einen wunderbar scharfen, klaren Verstand, ein Gedächtnis von erstaunlicher Fassungs- und Behaltungskraft, einen eisernen Fleiß, einen energischen Willen, der sich selbst nicht schonte, eine seltene Tiefe der Empfindung, eine große Gabe der Rede, voll echter Popularität, schlagfertig und mit gesundem Mutterwitz gewürzt. Dazu war ihm das glückliche Los beschieden, an der Hand verständnisvoller, treuer Eltern von Kindheit auf die Luft eines edlen, gebildeten, christlichen Familienlebens zu atmen. Die Erziehung des Vaterhauses fand ihre Ergänzung, Fortsetzung und Vollendung in den trefflichen Anstalten, an denen seine schwäbische Heimat so reich ist. Das Beste, was Stuttgart und Tübingen dem talentvollen und strebsamen Jünglinge bieten konnten, ist ihm geworden, und im Gymnasium und auf der Universität hat er sich einen tüchtigen Schulsack fürs Leben eingepackt. Aber seine Studien und Kenntnisse blieben nicht auf das spezielle Gebiet der Theologie beschränkt. Er umspannte ein viel weiteres Gebiet, in dem nicht bloß die Philosophie und Weltgeschichte, sondern auch die Naturwissenschaften, Physik, Chemie, Astronomie u. a. vertreten waren. So reich sein Wissensschatz war, den er in der Jugend eingelegt, so hörte er doch nie auf, fortzustudieren und Neues zu dem Alten beständig hinzuzufügen. Seine Belesenheit war außerordentlich, und rasch und leicht bewältigte sein elastischer Geist jede neue Erscheinung auf dem Gebiete der Litteratur, die auf Beachtung irgend welchen Anspruch machen konnte. Ob er wohl seinem Gedächtnisse viel zutrauen konnte, las er doch, namentlich gehaltreichere Schriften, gerne mit der Feder in der Hand und machte sich seine reichen Auszüge und Anmerkungen dazu. Sein Wissen hatte nichts vom Schulgelehrten, vom Scholastiker an sich. Dafür war er eine viel zu originelle, selbst thätige und denkende Natur. Was er wußte, das hatte er so innnerlich assimiliert und sich zu eigen gemacht, daß es das Gepräge seiner Persönlichkeit trug, als wäre es durchaus original bei ihm. Er war ein Mann der Gegenwart, — „was dahinten, das mag schwinden," hieß es immer wieder bei ihm. „Wir, wir leben, und der Lebende hat Recht." So galt ihm das lebendige Wort und das Verständnis der heutigen Zeitbedürfnisse alles, gegenüber dem, was in alten Tagen geschrieben und gedruckt sein mochte. Wie in der Welt und ihrer Geschichte, und in der Kirche und ihrer Entwicklung, so war auch bei ihm selbst, in seiner innersten Gedankenwelt, in seinem ganzen philosophischen und theologischen System alles in fortgehender Bewegung. Denselben Gegenstand erfaßte er heute von dieser, morgen von jener Seite. Ein Ruck, und es war in kaleidoskopischem Wechsel alles in ein neues Licht gestellt. Diese brillante, funkensprühende Beweglichkeit seines Geistes hätte ihm können oft versuchlich werden, wenn nicht ein gewisser nüchterner, konservativer Zug, der besonders durch seine geschichtlichen Kenntnisse genährt wurde, wieder ein gesundes Gleichgewicht gebildet

hätte. Eine scharfe, schneidige Kritik, die alle Erscheinungen sofort in ihren Wurzeln erfaßte und zerlegte, war eine besonders starke Seite seines Geistes. Im Bunde mit seiner gründlichen Kenntnis der Welt und des Menschenherzens und den vielen Erfahrungen, durch die er gegangen, machte ihn dieser kritische Zug leicht zum Pessimisten, der sich durch keinen Schein blenden, aber auch nicht rasch und unbesehen für eine neue Hoffnung begeistern und hinreißen ließ. Aber bei alledem war es ein edler Pessimismus, der die barmherzige Liebe zur leidenden Menschheit nicht fahren ließ; der Pessimismus des Gotteskindes, das der Welt und ihres Treibens müde ist und sich darnach sehnt, daheim zu sein in den ewigen Friedenshütten.

Unter seinen reichen Naturanlagen hatte er auch ein ästhetisches Talent, einen kräftig entwickelten Sinn für das Schöne in der Natur und Kunst. Sein Leben lang hat er seine Freude daran gehabt, mit raschem Strich des Stiftes die Landschaftsbilder fest zu halten, die sein Auge entzückten. Manch tief gefühltes und edel geformtes Gedicht ist seiner Feder entsprossen. Selbst in englischer Sprache ist ihm mancher glückliche Wurf in Versen gelungen, wie die im Workman erschienenen Gedichte bezeugen. Aber den reichsten, künstlerischen Genuß gewährte ihm doch allezeit die liebe Musika. Wenn er an seinem Flügel saß und sich in musikalischen Gedanken und Phantasieen erging, da war es eine wahre Lust, ihm zuzuhören. Mit welcher Feinheit, Frische und Originalität konnte er ein Thema fassen und durchführen, bis er am Ende gewöhnlich zu seinem Liebling Händel und dessen Meisterstück, dem „Messias", zurückkehrte, und mit einer solchen Reminiscenz, oder auch mit einem schlichten Choral, die musikalische Wanderung abschloß.

Aber alle seine reichen Gaben waren geheiligt und verklärt durch eine ungeschminkte, aufrichtige Herzensfrömmigkeit, den Mittelpunkt, den Kern und Stern seines Lebens, die Erfahrung der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit, die alle Macht und Schuld der Sünde tilgt und ein neues Leben schafft. Im vollen Herzensglauben an diese Gnade stand und lebte und wirkte er. Sie war der mächtige Lebensquell, woraus Tag für Tag, jahraus jahrein die unversiegbare Arbeitslust und Kraft strömte, die nach außen den hervorragendsten Zug seines Charakters bildete. Streng gegen sich selber, war er milde gegen andere. Und wo ihm einmal, nach Schwabenart, ein derbes, scharfes Wort entfuhr, da war er allezeit sofort bereit, die Hand zum Frieden zu bieten. Sein großes und dabei wahrhaft demütiges Herz konnte das Leid, das man ihm anthat, und die Schmähungen, an denen es ja auch in seinem Leben nicht fehlte, völlig und gründlich vergeben. Mit heroischem Gleichmut trug er, der doch selber sehr weichen und tiefen Gemüts war, die Unarten anderer, weil er wußte, was im Menschen ist, und weil er selber allezeit der Gnade seines Gottes sich tröstete. Im Freundeskreise war er der fröhlichste

und heiterste Gesellschafter, sprudelnd von Humor, dem es wohl that, ja Bedürfnis war, sich dann und wann einmal gehen zu lassen, wie ein Kind in harmlosem Spiele. Im Kreise der Familie, als Sohn und Bruder, als Gatte und Vater war er der liebreichste und gefühlvollste Mensch, dem das Wohl und Wehe der Seinigen auf dem Herzen lag, und der es alle merken ließ, wie aufrichtig und innig er Freud' und Leid mit ihnen teilte.

Gelegenheitsgedichte.

Beethoven.

Der Haydn war ein lieber Mann,
Und Mozart hat gar wohl gethan;
Der Händel herrlich hat gesungen,
Dem Mendelssohn ist viel gelungen,
Und kommt noch prächtig ausgeziert
Tannhäuser hintendrein marschiert,
Und auch die Tarantelle dort
Reißt stürmisch alles mit sich fort; —
Doch endlich kommt im Feuerwagen
Beethoven noch vom Sturm getragen.
Da sieht man alle sich verneigen
Und ehrfurchtsvoll sie alle schweigen,
Da hört man gold'ne Saiten rauschen
Und der Sonate alle lauschen;
Und jetzt kommt im Triumphezuge
Die Symphonie im Götterfluge
Und will auf ihren goldnen Schwingen
Mit uns empor zum Himmel dringen.
— Da fühlt man's wohl, das ist der Meister
Im Reich der Töne; und die Geister,
Die er beherrscht, die wollen nimmer
Nur leeren Klingklangs eiteln Schimmer.
Drum woll'n wir alle braven loben —
Beethoven aber — der steht oben!

An Herrn Prof. Dr. Hilprecht.

Zum Dank für zugeschickten Rosenstrauß und Gruß vor seiner Reise nach Babylon.

Sei willkommen Blumenduft!
Balsam durch die stille Luft!
Gruß von treuer Freundeshand,
Scheidenden in Lieb' gesandt!
Seid willkommen, schöne Rosen,
Die dem Morgenland entsprossen;
Blühet auf des Ostens Wegen,
Unsrem Pilgrim reich entgegen.
Flechtet um sein Haupt ihm Kränze.
Führt ihn heim im nächsten Lenze;

Gute Geister, laßt ihn sehen,
Aus Jahrtausenden erstehen,
Vor ihm, was aus ält'sten Tagen
Stumme Zeugen jetzt uns sagen;
Aber schützt ihn wider Tücke,
Bringt ihn fröhlich uns zurücke,
Und beim Wiedersehensfeste,
Duftet, blüht erst recht aufs beste!

Juli, 1888.

Zur Geburtstagsfeier des deutschen Kaisers Wilhelm II.

Dem deutschen Reichs-Konsul, Herrn Chas. H. Meyer, zum Festgruß gewidmet.

Hochwerter Freund!

Und wieder rufst du uns zur Tafelrunde
Und ehrest uns und dich mit deinem Ruf;
Wer freute sich nicht einer frohen Stunde,
Die uns des Vaterlands Gedächtnis schuf?
Man ist im fremden Land doch nie zu Hause,
Des Deutschen Heimweh zieht mit um die Welt;
Drum sei willkommen, freundlich hehre Pause,
Die heut dem Weltgetrieb das Schwungrad stellt!

Tauch auf, o Vaterland, vor unserm Blicke,
Sei farbenhell dem innern Auge nah;
Wir alle, staunend über dem Geschicke,
Das uns als Zeugen deines Ruhm's ersah,
Wir bringen jetzt weit über Meeresferne
Den Jubelgruß in Dank und Liebe dir,
Und hoch bis an des Himmels lichte Sterne
Wall auf im Glanz dein kaiserlich Panier!

Steh' auf aus deinem Grabe, alter Recke,
Du stirbst uns nie, du hochgekröntes Haupt;
Umwallt vom Kaisermantel siegvoll strecke
Dein Szepter aus, Lorbeer- und Palm-umlaubt —
Da stehn sie alle, deines Winks gewärtig,
Jetzt eine Geisterschar, die Helden all —
Noch heut' mit dir zum heißen Kampfe fertig
Fürs Vaterland beim Kriegstrompetenschall.

Doch schau — vom milden Himmelslicht umflossen,
Jetzt ewig jung, seh' ich den Dulder stehn;
Es drängen sich die alten Kampfgenossen,
Ins edle Auge heute ihm zu sehn.
Ein Held aus Helden hast du dich bewähret,
Und stehst im Schlachtgewühle nicht zurück;

Ein Held im Dulden stehst du nun verkläret,
Jetzt ausgesöhnt mit herbem Schmerzgeschick.

Rollt auf mit Stolz des Vaterlandes Fahnen,
Blast mit Trompeten in das weite Feld,
Macht dieser Schar da weithin offne Bahnen,
Sie sind's, die euch die freie Bahn bestellt —
Ein Bismarck und ein Moltke und sie alle,
Die Schicksalsmänner, Deutschlands Neugestalt;
Baut weit und hoch die weite Ruhmeshalle,
Zu der die deutsche Jugend künftig wallt!

Sei uns gegrüßt, du Sproß vom Eichenholze,
Reichserbe, Stern, der uns den Pfad erhellt;
Du hast im Friedensfeldzug edlem Stolze
Manch hochgekröntes Haupt schon beigesellt.
Drum fahre fort! des Vaterlandes Mauern
Laß fest und stark von innen aus erstehn;
Und siegreich spotte aller Feinde Lauern,
Bis spät'ste Enkel dein Geburtsfest sehn!

Bald kommt der Tag, da unsre Bahn vollendet,
Das ernste Tagewerk für uns gethan,
Doch wie des Vaterlandes Los sich wendet,
Das geht zwei Doppelwelten an;
Nicht Meere und nicht Länder können trennen,
Nicht Zeit noch Ewigkeit zerreißt das Band;
Laßt ewig uns die deutsche Treue kennen,
Und ewig ist die Lieb' zum Vaterland!

So kommt denn alle, deutsche edle Brüder,
Und segnet beide heut, den Kaiser und das Reich!
Ihr Wolken, träufelt Segensströme nieder,
Du Sonne, strahle mild! Und guten Engeln gleich
Soll Fried' und Heil durch deutsche Gauen ziehen;
Der Väter Gott, Er waltet heute noch —
Drum sollen Furcht und Hader ewig fliehen:
Der Kaiser und das Reich — sie leben hoch!

27. Januar 1890.

An Herrn John D. Lankenau.

Zum Geburtstagsgruß.

In früher Morgenstunde
Komm ich und klopfe an;
Sie hat ja Gold im Munde —
Ich hätt's auch gern — wohlan,

So komm ich denn und bringe
Geburtstagsgruß dir dar;
Gott geb's, daß es gelinge
Noch manches lange Jahr!

Im traulich stillen Raume,
Wo niemand lärmt und stört:
Wo dich mit seinem Schaume
Der Weltglanz nie bethört;
Da weilst du, Freund, und sinnest,
Und hast nicht Rast noch Ruh,
Und was du so beginnest,
Schließ'st zart du in dir zu.

Auf deinem Tische liegen
Viel Dokumente schwer;
Und Brief' und Blätter fliegen
Wie Tauben zu dir her;
Viel Bitten, Wünsche, Fragen —
Sollst Antwort geben d'rauf;
Magst noch so sehr dich plagen,
Das hört d'rum doch nicht auf.

Und bist du dann alleine,
Ein Mann nur ganz für sich?
Fühlst du im Dämmerscheine
Denn nicht verlassen dich?
O nein, sie sind's, die Deinen,
Die schweben um dich her,
Sich liebend dir zu einen
Aus jener Welt so hehr.

Seid zweifach heut willkommen,
Lichtboten jener Welt;
Der trüben Erd' entnommen,
Wohnt ihr im Himmelszelt;
Bringt heute Freud' und Frieden
Ins treue, liebe Herz;
Ihr seid ihm nicht geschieden,
Ihr ziehet's himmelwärts!

Doch, Freund, du bist nicht immer
Da in dem stillen Raum;
Und Ruh' bei Lampenschimmer
Befriediget dich kaum;
Du suchst nicht träges Rasten,
Du bist ein Arbeitsmann,

Bist frisch bei schweren Lasten,
Ein Held, der tragen kann.

Drum seh' ich dich im Saale
An kranker Brüder Bett,
Wo dir im Hospitale
Ein dauernd Denkmal steht;
Ich weiß, daß alle segnen
Dein Gehen aus und ein,
Und ihnen dein Begegnen
Muß Gruß und Freude sein.

Und wo empor zum Himmel
Der schlanke Turm sich hebt,
Und sonntäglich Gewimmel
Den heil'gen Raum belebt,
Da hast du edler Liebe
Ein Mutterhaus erbaut,
Daß sie sich eifrig übe,
Des ew'gen Königs Braut.

Die Alten, los von Sorgen —
Du sorgtest ja für sie —
Die leben dort geborgen
Ohn' Mangel spät und früh.
Den Kindlein auch, mit Schmerzen
Schon allzufrüh bekannt,
Hast du die Schwesterherzen
Zu treu'ster Pfleg' gesandt.

Und wenn wir als Gesellen
Um dich, den Meister, stehn;
Uns an die Arbeit stellen,
Auf deine Hände sehn;
Dann regt dein eifrig Walten
Uns auch zum Eifer an;
Wir wollen's mit dir halten,
Du fleiß'ger Arbeitsmann!

Wehr', bitt ich, dem Gedanken,
Daß ich dich loben will;
Ich kenne jene Schranken,
Die mir gebieten: Still!
Ich kann mich willig beugen
Und schließe meinen Mund;
Doch Stein und Mauern zeugen,
Thun schweigend alles kund.

Nur eines möcht' ich fragen,
Das ist mir unbekannt,
Vielleicht wirst du mir sagen,
Wie du das bringst zu stand:
Was haben viele Mühe,
Daß Hab' und Gut werd' groß;
Und du sinnst spät und frühe,
Wie du dein Geld wirst los?

O seliges Beginnen,
O seltener Verstand!
Es stammt ein solches Sinnen
Aus einem bess'ren Land.
Da weht ein Hauch von oben,
Ein Strahl erglänzt von fern,
Und gute Geister loben
Mit dir, Gott, unsern Herrn.

Ein Sträußlein wollt' ich drücken
Dir heute in die Hand,
Die schönsten Rosen pflücken
Aus reichstem Gartenland.
Doch muß ich mich bescheiden,
Und sage: Nimm vorlieb!
Nur mußt nicht von uns scheiden,
Bleib da — du bist uns lieb!

18. März 1890.

An Herrn Charles A. Wörwag,

Schatzmeister des Deutschen Hospitals, zum Dank für empfangenen Neujahrsgruß.

Mitten d'rin in Zahlenmassen
Und in Millionenhaufen,
Wo Gedanken mir erblassen,
Wirre in einander laufen;
Wo dem armen Alltagsmanne
Hören, Sehen schon vergeht,
Und wo unter schwerem Banne
Die Verrechnung schmählich steht.

Wo es gilt, aus Thalerbergen
Volle Zinsen sicher ziehn,
Und kein Cent sich kann verbergen
Noch dem Rechnerblick entfliehn;
Wo in langen, dichten Reihen
Zahlenregimenter stehn,
Und gehorsam, ohne Schreien —
Plus und minus wechselnd gehn.

Wo nach langem Subtrahieren
Kurz regiert die Addition,
Und auf schweres Dividieren
Folgt Multiplikation;
Wo in mächt'gen Proportionen
Auch in Brüchen alles lebt,
Wo die Zahlengeister wohnen,
Der Gedanke dämmernd schwebt —

Da noch an die Freunde denken,
Merken, daß ein altes Jahr
Subtrahiert sich ließ versenken
Und addiert ein neues war;
Da auch noch aus zartem Herzen
Senden frohen Morgengruß,
Der zum Trost für manche Schmerzen
Freundschaftszinsen bringen muß —

Nein, das deutet, recht verstanden,
Auf ein and'res Kapital,
Das in Büchern nicht vorhanden,
Auch nicht hinter Stein und Stahl;
Daß im warmen Herzen feste
Auf die Dau'r ist angelegt,
Und doch wahrlich ist das Beste,
Das der Baum des Lebens trägt.

Segne Gott dich und die Deinen,
Strahle Seine Sonne dir!
Möge alles sich vereinen,
Duftend dir als Blumenzier!
Reich an Achtung, Treu und Liebe,
Froh in edler Thätigkeit,
Folgend jedem heil'gen Triebe,
Ernte Zins der Ewigkeit!

Philadelphia, 1. Januar 1891.

Unter ein Bild von Luther.

Bei seinem Eintritt in Worms.

Geh, Mönchlein, mutig deinen Gang,
Kein Papst noch Teufel mach' dir bang!
Du ziehst aus finst'rem, schwerem Graus
In Licht und Freiheit trotzig aus,
Thust auf, Prophet der neuen Zeit,
Des Kerkers Pforten mächtig weit,

Und läßt die Feind' in Mordbegier
Die Zähne knirſchen über dir ;
In dir flammt Gottes Feuergeiſt,
Der dich 's Panier aufwerfen heißt ;
Du ſchlägſt mit Gottes Geiſtes Schwert
Die Geiſterſchlacht, — bleibſt unverſehrt ;
Und ſandteſt aus zu Deutſchlands Ruhm
Der Welt das Evangelium.

1890.

CHRISTMAS RIDDLE.

Three syllables, thou know'st them well,
Two words, thou often hadst to spell;
As earth and sun, apart they stand,
One word holds them in mystic band.

My best part in the Heavens dwells,
Its boundless realms with glory swells;
Yet in the lowest booth below –
Yea, in thy heart, its light will show.

My other part on mountains high
Is found, where storms and zephyrs sigh ;
Yet this day, in the coziest room,
May it with fiery flowers bloom.

Behold my first from Heav'n descends,
And rays of light it earthward sends;
My second rises from the ground,
As if for heavenly regions bound.

My first mournfully ceased to live
On what my second had to give;
Yet, both united, brought me life
Out of the deadly, grievous strife.

My first to world gives all its light,
Brings joyous days out of the night ;
My second brightly this day shines,
My first one's glory it enshrines.

My second many merry faces
With glorious beams of light embraces ;
Yet all its glories, as they burst,
Can mirror naught but glorious first.

Let, both united, this day bring
Joys holy, of which angels sing;
My second's glory's for to-day,
My first outshines eternity!

Workman, Christmas, 1884.

CHRISTMAS.

It was a dream. On angel's wings through space
I was, as in the twinkling of an eye,
Caught up to higher regions, infinite,
Far down, below, in silent orbits moved the stars;
There was no sun, no moon, yet there was light,
And in the light a throng of heavenly beings,
Of angels, bright and fair, I there beheld,
And holy men of venerable mien
And all aglow in Heaven's holy joy.

I stood in awe. A stranger to those sights,
Uneasy and embarrassed as I was,
I thought to hide myself from heavenly gaze;
But there was no escape. I was addressed
By one of Heaven's ever blessed children,
Who, radiant in celestial majesty,
With loving kindness, dignified, and sweet,
Relieved my troubled mind and bade me welcome.
He pointed out to me a group of men
Most venerable, bespeaking in their bearing
The tale of ages, yet full of youth and bliss
Imperishable, and peaceful joy and light.
He asked me: Dost thou know those holy men?
To thee, indeed, no strangers ought they be;
Behold, that one, a noble man of God,
Of all the faithful he the Father called,
Rejoicing that he sees this day arise;
And there a hero great, His people's guide
Through waters deep and stony deserts drear,
A guide, indeed, for all the world beside,
Proclaiming God's eternal law;
And there Elijah, witness he for God,
A host against the raging powers of hell;
And here behold the Prophet, angel-voiced,
Whose eye enlightened pierced the mist of time,
And saw in ecstasy divine the world's Redeemer,
Slain for man and risen now in glory.
And many such I saw in that great throng.

I stood in humble reverence amazed.
At once a flood of light encompassed all ;
From spheres still higher came a countless throng
Of beings, etherial, angelic hosts,
All floating on in the effulgent light.
A sight no human language can portray,
No ages from the memory efface :
Their guide led on, angel of angels he,
All brilliant, clothed about with lightning's light,
But mild and sweet in all his glory.
And, passing on, this heavenly army vast,
'Twixt countless stars e'en took their route sublime,
The path, from which, a pilgrim of the earth,
I came. There was no longer resting here ;
Those holy men and the assembly great
Of Heaven's citizens all followed straight
The angels' chorus and their leader bright.

There was this earth—O what a dreary place !
All dark and cold. But now the heavenly light
Illumining, broke through the darkness drear.
There was the Holy Land, and there 'twixt hills
Lay Bethlehem, the City of the King,
All slumbering ; but on the silent fields
Were shepherds, guarding flocks and watching stars.
And now that angel guide came nigh to them
And spoke the sweetest and the grandest words
That ever came from creature lips to the Creator's praise,
Destroying fear, proclaiming joy and love
In wait for all the world, announcing there
The greatest fact, of which all ages know,
Yes, earth and heaven can tell, that there
In Bethlehem was born, and in the manger lay
That Child of David's house, that King of kings.
The Saviour of the lost and sin-sick world.

And now a song from countless angel hosts
Broke forth, resounding through Heaven's endless halls
And swelling on in volumed melodies,
Filling the upper world with sweeter sounds,
Than ever God and angels heard before,
Now near and overwhelming like a wave,
Then sweetly, gently, mild and musical,
Resounding from Heaven's furthermost recess ;
And unseen angel hosts divine, enraptured now

With joy unspeakable, broke forth, the echo
Answering from the hills and walls of Bethlehem
That song of songs : Glory to God on High,
Peace be on earth and all good-will to men !

O, that those voices of celestial harmonies
Had never ceased to ring !
O, that my dream had lasted without end !
But I awoke. It was still night on earth,
The earthly bells from lofty towers began
With ringing sounds to wake the land, the town,
The sleepers all to joyous Christmas morn.
I saw the lights round many a Christmas tree,
The radiant faces of the children dear,
The parents, brothers, sisters, happy friends,
I felt that light was breaking on this world.
Let there be light ! And every ray of light
A message welcome from Almighty God—
Our every gift reflect the gift of gifts,
Each Christmas tree set forth the Tree of Life,
And every smile be glad with joy divine ;
And all ye snow-flakes turn to rosy buds
Of greeting for the Child in lowly Bethlem's stalls !

Philadelphia, December 25th, 1888.

Liste von D. Manns Schriften,

soweit sie im Drucke erschienen sind.

1843. Der Dom in Mailand. Jugendblätter von Dr. Barth und Hänel. (März 1843.)

1845. Die Ansiedler in Amerika. Stuttgart. Steinkopf.

1848—1859. Artikel für den Kirchenfreund.

1848. Die Kirche der Gegenwart (neun Artikel vom Feb. 1848 bis Juli 1849). — Der gegenwärtige Zustand Deutschlands, vom historisch-politischen Standpunkte aus betrachtet.

1849. Ein Weihnachtsbaum. — Bibelbilder.

1850. Neujahrs-Epistel an den Kirchenfreund. — Die deutsche Presse in Amerika. — Das neue lutherische Gesangbuch. — Geistige Brosamlein. — Kirchliche Tendenzen und ihre Gegner. — Die Einwanderung.

1851. Neuere kirchliche Organisations-Versuche in Deutschland. — Das Mystische im Glauben und die Aufklärung. — Die deutsche Theologie der Gegenwart und ihr Einfluß. — Saat und Ernte. Gen. 8, 22. — Die Zukunft der protestantischen Kirche.

1852. Das Jahr 1851. — Deutsche Notstände in der neuen Welt. — Universitäten und ihre Bedeutung fürs öffentliche Leben. — Claus Harms' Selbstbiographie.

1853. Jakob Böhme, der teutonische Theosoph (4 Artikel). — Liturgie oder freies Gebet beim öffentlichen Gottesdienste?

1854. An unsere Leser. — Rundschau. — Bücherschau. — Am Grabe des Herrn. — Ordinations-Thesen. — Das Synodalwesen. — Aphorismen über die Nacht. — Amerika und die Deutschen. — Schelling.

1855. Rundschau. — Kirchliche Armen- und Krankenpflege. — Verschmelzung nationaler Eigentümlichkeiten. — Himmelfahrts-Gedanken. — Die Bibliotheca Sacra und die Pastoren in Deutschland. — Blätter aus dem Wanderbuche. — Vom ungerechten Haushalter. — Der Augsburger Religionsfriede 1555. — Gemeinden und Singchöre.

1856. Rundschau. — Blätter aus dem Wanderbuche. — Das Vermieten von Kirchenstühlen.—Deutsche und englische Sprache. — Kirchlicher und religiöser Standpunkt Württembergs. — Die heilige Schrift ein Ganzes. — Die Fortsetzung des theologischen Studiums, ein Bedürfnis für den evangelischen Prediger. — Zur Geschichte der Konfirmation.

1857. Rundschau. — Der Zinsgroschen. — Christfest und The American Presbyterian. — Miramida. — Christentum und Theater. — Der Pastor und sein Umgang. — Jakobi 1, 25. — Pastoral-Konferenzen. — Gedanken zur Lehre von der Kirche. — Der Pastor und die Kranken.

1858. Rundschau. — Die deutsche reformierte Kirche und die liturgische Frage. — Kalender. — Katechese. — Die gegenwärtige religiöse Bewegung. — Gedankengang von Röm I—XI. Das heilige Land und die Gegenwart.—Zur Konfirmationsfrage. — Amt, Stand und Person des Predigers. — Brand des Schiffes Austria. — Deutsche Bettler in Amerika.

1859. Rundschau. — Religion, Natur und Ehe. — Einfluß der evangelischen Predigt der Gegenwart. — Ein edler Einwanderer. — Die europäische Kriegsfrage. — Die evangelische Kirchen-Zeitung und der Umschwung der Dinge in Preußen. — Ein Besuch in Economy. — Die Sonntags-Frage. — Schiller. — Aus der Geschichte der Juden nach Christo. — Abschied.

1849. Universal History. — Introduction. Translated by J. S. E. (Ermentrout). Mercersburg Review. (3 Artikel.)

1850. Ecclesiastical Tendencies. — Mercersburg Review. The Immigration. — Mercersburg Review. Sermon preached in Salem's German Reformed Church.

1853. Review of Cardinal Wiseman's Lectures on the Principle, Doctrines and Practices of the Catholic Church. — Evangelical Review. (April.)

1855. Mormonen. — Artikel in Herzogs Real-Encyclopädie.

1856. A Plea for the Augsburg Confession, in answer to the objections of the Definite Platform, etc. For the Lutheran Board of Publication. Philadelphia, Lindsay and Blakiston.

1857. Lutheranism in America: an essay on the present condition of the Lutheran Church in the United States.

1857. Dr. Schmucker's Symbols. Evangelical Review, April.

1859. Johann Christoph Friedrich Schiller im Schiller-Album. Schäfer und Koradi. Phila.

1859. Ibid. Sechs Sonette auf Schiller.

1860. Lebensbilder vom Missionsfelde. Lutheran Board of Publication.

1860—1892. Artikel für die „Lutherische Zeitschrift", später „Herold und Zeitschrift".
Artikel für den Jugendfreund.

1863. Dr. Carl Rudolf Demme. Leichenrede. Philadelphia. C. W. Widmaier.

1863—1865. Artikel für die Evangelischen Zeugnisse, eine homiletische Monatsschrift im Verlag von Jg. Kohler, Philadelphia.

1863. Luthers kleiner Katechismus, erklärt in Fragen und Antworten, zum Gebrauch in Kirche, Schule und Haus (W. J. Mann und G. F. Krotel).

1864. Kohlers Familien-Bibel.

1866. Artikel für den Lutheran and Missionary.

1866. Festgruß zum Zions-Jubiläum. Philadelphia. C. W. Widmaier.

1868. Dr. K. F. E. Stohlmann. Leichenrede. Nekrolog im „Lutherischen Herold".

1868—1873. Artikel für Pastor S. K. Brobsts Theologische Monatshefte.

1868. Was ist das Fundamentale im Christentum? Thesen und Referat.

1869. Blick in die Zeit.

1870. Welche Bedeutung hat die Stelle, Matth. 18, 15—17, für die Frage der Kirchenzucht.

1872. Sensations-Predigten.

1873. Dr. Strauß und der neue Glaube.

1873. Der Zeitgeist der Gegenwart und sein Einfluß auf die Erziehung.

1872. Der deutsch-französische Krieg. Philadelphia. Jg. Kohler.

1872. General Principles of Christian Ethics : the first part of the system of Christian ethics by Chr. J. Schmidt, D. D. Philadelphia. The Lutheran Book Store.
1873. The Great Reformation. The Lutheran Book Store. Philadelphia. Address at the Reformation Festival of the Seminary. (In deutscher Sprache gehalten.)
1878. Vorrede zu Benjamin Franklins Selbstbiographie. Philadelphia. Jg. Kohler.
1878. Theses on the Lutheranism of the Fathers of the Church in this Country. (Proceedings of First Lutheran Diet.)
1879. Vergangene Tage. Aus den Zeiten des Patriarchen Dr. H. M. Mühlenbergs. Vortrag bei der Reformationsfeier des Seminars.
1880. Nekrolog von Dr. Chas. F. Schäffer. Memorial. Published by the Alumni Association.
1881. Heilsbotschaft. Philadelphia. Im Verlag des Waisenhauses.
1882. Leben und Wirken William Penns. Reading. Pilger-Buchhandlung.
1882. Artikel für die Schaff-Herzog Encyclopädie: Kunze, John Christoph; Lotze, Hermann Rudolf; Mühlenberg, Heinrich Melchior; Schäffer, Charles Frederick; Schmucker, Samuel Simon; Theologisches Seminar, Philadelphia.
Ein Aufgang im Abendland. Reading. Pilger-Buchhandlung.
1884. Die gute alte Zeit in Pennsylvania. Philadelphia, Jg. Kohler.
1884. Das Buch der Bücher und seine Geschichte. Reading. Pilger-Buchhandlung.
1885. Abschieds-Predigt am 16. Nov. 1884. Der Gemeinde zur freundlichen Erinnerung gewidmet.
1886. Hallesche Nachrichten. 1. Band. Allentown. T. H. Diehl.
1887. Life and Times of Henry Melchior Muhlenberg. Philadelphia. G. W. Frederick.
1888. Die persönliche Freiheit. Traktat.
1889. Baptismal Regeneration. Traktat.
1880—1891. Artikel für den "Workman".
1882—1891. Artikel für die "Lutheran Church Review".
1882. Suicide.—Russia.
1883. A Sign of the times.
1884. Benedict de Spinoza. East India and its Religious Prospects.
1885. Unsound Devotional Literature. Geo. H. A. Ewald.
1887. Psychological Questions. — Lutherans in America before Muhlenberg.
1888. The Conservatism of H. M. Muhlenberg.—Von Schele's Symbolik.
1889. Human Mind versus The Universe.—Questions in Ethics.
1890. Albrecht Ritschl and his Theology, (vier Artikel).
1891. An Ordination Certificate of the time of Muhlenberg.
1890. Artikel für die American Church Review (New York) Church Union.
1891. Christoph Columbus. Philadelphia. Jg. Kohler.
1891. Heinrich Melchior Mühlenbergs Leben und Wirken. Philadelphia, Pa.

Das Buch der Bücher

und

seine Geschichte.

Dem christlichen Volke erzählt

von

W. J. Mann,

† Pastor an der evangelisch-lutherischen Zions-Gemeinde zu Philadelphia, Pa.

Preis: Hübscher Muslinband mit Goldtitel 75 Cents. Bei Partien sehr liberaler Rabatt.

Dieses „zum Gedächtnis der vor 350 Jahren vollendeten Bibelübersetzung Martin Luthers" geschriebene Buch ist nicht nur außerordentlich zeitgemäß, sondern kommt einem wirklich, gewiß nicht nur vom Schreiber dieses gefühlten Bedürfnisse entgegen. Wohl ist im zweiten Bändchen der von A. E. Frey und L. Halsmann (N. Y. Luth. Verlags-Verein, 1878) herausgegebenen „christlichen Volksbibliothek" eine kurze Geschichte der Bibel erschienen (S. 31—57), doch ist jener Aufsatz doch nur eine Reproduktion und Auszug aus Ostertags „Die Bibel und ihre Geschichte." Auch gibt es, außer dem eben erwähnten, noch manche andere deutsche Arbeit älteren und neueren Datums von größerer und geringerer Ausführlichkeit und Tiefe. Hier aber in diesem von Dr. Mann verfaßten Werkchen finden wir von erfahrener und geschickter Hand, die zu dergleichen Arbeiten ganz besonders berufen zu sein scheint, in volkstümlicher und doch wissenschaftlicher Weise, in frischer, kerniger und edler Sprache, verständlich und packend, nicht nur zusammen und nebeneinandergestellt, sondern von dem teuren Verfasser mit gewohnter Meisterschaft geistvoll und praktisch bearbeitet, eine Geschichte der heiligen Schrift und Beleuchtung des Inhalts derselben, die der Theologe nicht minder wie der gemeine Mann, Kinder sowohl wie Erwachsene mit großem Genuß und Nutzen lesen werden. Wenn unser lieber Doktor in der zu bescheidenen Vorrede des Buches sagt, daß er mit Benutzung einschlägiger Schriften bei Gelehrten Belehrung gesucht — aber doch seinen eigenen Weg gegangen sei, so freuen wir uns darüber recht herzlich, denn er hat eben einen ihm besonders eigenen Weg und eigentümliche Art, die Fähigkeit, „die rechten Griffe zu thun," worin allem es ihm so leicht niemand nachzumachen im stande ist. Der Ton des Buches ist ungemein glücklich getroffen, gerade was wir in unseren Schulen und Gemeinden, für unsere Verhältnisse brauchen. Der Inhalt ist klar und übersichtlich geordnet. Die Ausstattung des Buches ist, wie noch bei allen von der Pilger-Buchhandlung herausgegebenen Sachen, vortrefflich und des Inhalts würdig. Der Druck ist sauber und deutlich, die überaus zahlreichen Illustrationen sind schön und kunstreich und für das Verständnis des Lesers höchst förderlich. Der Einband ist stark und geschmackvoll; das Papier gut und schwer. Der Preis ist so gestellt, daß die Anschaffung des Buches dadurch überall ermöglicht wird. Wir freuen uns besonders, daß das Werkchen jetzt schon auf dem Büchermarkte erscheint, rechtzeitig genug, um als passendes Weihnachtsgeschenk für die Bibel- und Oberklassen unserer Sonntagsschulen bestellt zu werden. Dazu empfehlen wir dasselbe von ganzem Herzen. — (Lutherisches Kirchenblatt.)

Verlag der Pilger-Buchhandlung.

Leben und Wirken

William Penn's.

Gabe zur zweihundertjährigen Gedächtnisfeier seiner ersten Ankunft in Pennsylvanien.

Von W. J. Mann,

† Pastor der evang.luth. Zions-Kirche und Professor am theologischen Seminar zu Philadelphia, Pa.

(Vierte Auflage.)

Preis: Muslinband mit Titel, 50 Cents; im Dutzend @ 35 Cents; im Hundert @ 25 Cents.

Diese geschichtliche Arbeit behandelt in einer fesselnden Sprache einen interessanten Teil amerikanischer Geschichte und kann jedem Leser nur belehrend und nützlich sein. — (Kirchenzeitung, Columbus.)

Die fortgesetzten Studien unseres verehrten Freundes auf dem Gebiete altpennsylvanischer Geschichte haben hier eine wertvolle Gabe zu Tage gefördert, für die wir von Herzen dankbar sind, und die in unseren amerikanisch-deutschen Familien ein Hausbuch zu werden verdient. Die Pilger-Buchhandlung hat diesem trefflichen Inhalte ein schönes, durchaus würdiges Gewand gegeben. — (Jugendfreund.)

In letzter Zeit hat Dr. Mann mehrere Werke über die frühere Geschichte Pennsylvanien's geschrieben. „Die gute alte Zeit", dessen Erscheinung wir früher im „Hausfreund" anzeigten, gibt uns ein recht begreifliches Bild der früheren deutschen Einwanderer nach Pennsylvanien und ihrer Lebensart und Erfahrungen in ihren ersten Ansiedlungen in diesem Staate. Das Leben und Wirken William Penn's gibt uns ein Bild des damaligen Volkslebens unter den Indianern und weißen Leuten. Besonders interessant ist sein friedlicher Umgang mit den Ureinwohnern des Landes, welche Penn als ihren besten Freund achten lernten.

Penn landete im Oktober 1682 zum erstenmale in Amerika, und erscheint dieses Werk somit als eine wertvolle Gabe zur 200jährigen Gedächtnis-Feier seiner Ankunft. Gewiß werden manche deutschlesende Bürger Pennsylvanien's unserem Freunde, Dr. Mann, recht herzlich für dieses Buch danken, denn es ist, wie alle seine Schriften, in einem faßlichen und umfassenden Stile geschrieben. Es ist ein Lebensbild dieses einfachen und ernsten Mannes und thut ihm volle Gerechtigkeit. — (Ref. Hausfreund.)

Verlag der Pilger-Buchhandlung, Reading, Pa.

Ein

Aufgang im Abendland.

Mitteilungen aus der Geschichte der früheren evangelischen Missionsversuche unter den Indianern Amerikas.

Von

W. J. Mann,

† Pastor der evang-luth. Zions-Kirche und Professor am theologischen Seminar zu Philadelphia, Pa.

Erstes Bändchen. Mit 12 Bildern.

Preis 40 Cents; im Dutzend @ 33 Cents; im Hundert @ 26 Cents.

Auf 137 Seiten erzählt uns der Verfasser in seiner frischen, anregenden Weise die frühesten evangelischen Missionsversuche unter den Indianern der neuen Welt; die Missionsarbeit John Elliots in New England; das Missionswerk David Brainerds und das des Eleasar Wheelock.

Den Mangel an passenden Bildern für den Text des Buches hat die Verlagshandlung durch einen geschickten, kühnen Griff zu ersetzen gewußt, indem sie, ohne Wissen des Herrn Verfassers, dessen ausgezeichnetes Porträt dem Titelblatt vorsetzen ließ. Das wird gewiß für die zahlreichen Freunde desselben den Wert des Buches ungemein erhöhen. — Jugendfreund.

Dr. Mann, bekannt durch seine gediegenen Schriften, gibt auf 136 Oktavseiten in schön verständlicher Sprache sehr interessante Nachrichten aus dem Leben und Wirken der Missionare John Elliot, David Brainerd, Eleasar Wheelock und anderer frommer Männer, welche unter den Indianern arbeiteten. Das Buch ist sehr interessant. Man bekommt durch dasselbe einen rechten Einblick in die Arbeit dieser frommen Männer sowohl, als auch in das Leben und Treiben, in die Sitten und Unsitten der Indianer. Wir heißen diese Schrift eine recht praktische Jubiläumsgabe, gespendet von einem treulutherischen Lehrer zum 400jährigen Geburtstage Luthers. Die überaus klare Sprache und der nach Schillers „dreißigjährigem Kriege" geformte Schreibstil des Verfassers machen, daß man seine Werke um so lieber liest. Einband, Druck und Papier sind ausgezeichnet. Das Buch enthält nebst mehreren anderen die Sache veranschaulichenden Bildern auch das Bildnis des Verfassers, das ohne sein Wissen in das Buch aufgenommen wurde. — Canada Kirchenblatt.

Verlag der Pilger-Buchhandlung, Reading, Pa.